This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Land und Leute in Amerika.

Skizzen

aus dem amerikaniſchen Leben

von

Theodor Grieſinger.

Zweite Ausgabe.

Erſter Theil.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1863.

1587

Inhalt des erſten Theils.

		Seite
1.	Der Yankee oder der Stockamerikaner	1
2.	Die Freiheit in Amerika oder warum gibt's daſelbſt Sclaven-ſtaaten und Nichtſclavenſtaaten	39
3.	Der ſüdliche Plantagenbeſitzer oder der Baumwollenbaron der neuen Welt	64
4.	Ein Preisfauſtkampf in Amerika	106
5.	Verbrechen, Einwanderung und Nativismus	150
6.	Der Nigger in der Leibeigenſchaft oder Sclavenleben in Amerika	164
7.	Poſten oder das Duell auf die neue Mode	208
8.	Der Deutſche in Amerika	236
9.	Wie ſpeist man im Lande der Yankees?	311
10.	Muſik und Muſikanten in den Vereinigten Staaten	336
11.	Der Irländer in Amerika	351
12.	Singſing, das große Zuchthaus	373
13.	Sclavenhandel in Amerika	395
14.	Hotel Park in New-York	437
15.	Indianerjagd im Weſten	462

1.

Der Yankee oder der Stockamerikaner.

Das eigentliche Amerikanerthum der Vereinigten Staaten wurzelt im Yankee, und doch will kein Mensch dort Yankee sein. Kommt man nemlich von Europa aus im Hafen von Neu-Orleans an und fragt nach einem Yankee, so schüttelt alle Welt den Kopf und deutet nach dem Norden. Man setzt sich also auf die Eisenbahn oder auf das Dampfboot, und fährt nach St. Louis, welches seine gute achthundert Meilen nördlich von Neu-Orleans liegt. Dort angekommen, frägt man abermals nach den Herren Yankees; allein die Leute schütteln wiederum mit dem Kopfe und weisen mit dem Finger nach Nordosten. Somit benützt man zum zweitenmale das Dampfroß und fliegt drei Tage und drei Nächte lang, ohne aus den Kleidern und dem Wagen zu kommen, zwölfhundert Meilen weit nach Philadelphia oder New-York. Hier, denkt man, muß doch das Yankeethum endlich einmal zu Hause sein. Aber, Gott bewahre! Weder die Neuyorker, noch die Pennsylvanier wollen Yankees sein, gerade so wenig als die Bewohner von Ohio, Indiana oder Illinois. „Yankees finden Sie nur in den Neu-England-Staaten," antwortet Ihnen, wenn Sie fragen, ein Neuyorker Kaufmann mit

größter Höflichkeit, aber auch zugleich mit einer solchen Bestimmtheit, daß ein Zweifel oder gar ein Widerspruch für grob gelten müßte. Sie schweigen also, obwohl Sie es dem Spitzbubengesichte des Mannes auf den ersten Blick ansehen sollten, daß er selbst ein Stock-Yankee ist, und den andern Tag fahren Sie in Gottes Namen weiter den Neu-England-Staaten zu. Diese heißen Massächusetts, Connecticut, Rhode-Island, Neuhampshire, Vermont und Maine, liegen im nördlichsten Theil der Union, sind nicht sehr umfangreich und haben ihren Namen „Neuengland" schon im Jahr 1606 von dem Prinzen von Wales erhalten. *) Hierauf, d. h. auf den Namen Neuengland, sind sie auch überaus stolz, weil darin das Zeugniß liegt, daß ächt englisches, kein deutsches, französisches oder sonst eingewandertes Blut in ihren Adern fließt; dagegen aber wollen sie um so weniger etwas von dem Namen „Yankee" wissen. Man reise nach Hartfort, Springfield, Providence, Boston, Portland, New-Haven oder wie immer die Städte Neuenglands heißen mögen, so wird man allüberall von den Einwohnern die Antwort bekommen, daß bei ihnen zu Lande eine derartige Menschensorte nicht zu finden sei.

*) Schon unter der Königin Elisabeth nahmen die Engländer von der ganzen nordamerikanischen Küste Besitz und der berühmte Walter Raleigh sowie dessen Halbbruder Humphrey Gilbert gründeten die ersten Niederlassungen daselbst. Der Nachfolger Elisabeths König Jakob I. theilte sodann anno 1606 das ganze ungeheure Land zwischen dem 34. und 46. Breitegrad in zwei Portionen, eine südliche und eine nördliche, und sein ältester Sohn der Prinz von Wales, darum angegangen, der nördlichen Portion (die südliche hatte schon von Walter Raleigh zu Ehren der "jungfräulichen" Königin Elisabeth den Namen „Virginien" erhalten) einen Titel zu geben, taufte dieselbe „Neuengland".

„Früher," antwortet man Einem in ganz entschiedenem Tone, „früher hat es Yankees bei uns gegeben, allein dieselben sind längst weiter gezogen und haben den Westen und Südwesten der Union bevölkert." In gewisser Beziehung ist die Antwort richtig, denn der Yankee hat sich über die ganze Union verbreitet und es gibt keine Gegend, weder im Norden, noch im Westen, noch im Osten, noch selbst im Süden der Vereinigten Staaten, in welchem sich das Yankeethum nicht eingebürgert hätte. Ja den Norden Nordamerika's dirigirt der Yankee vollständig und in allen dortigen Institutionen, Gebräuchen und Sitten findet sich sein Wesen ausgeprägt. Er hat dem Amerikanerthum seinen Stempel aufgedrückt und weder Land noch Leute können ihn verläugnen. Aber ist er deßwegen aus den Neuengland-Staaten vollständig ausgewandert, wie die dortigen Einwohner behaupten? Du lieber Himmel, unter hundert Gesichtern können neunzig den Yankeeschnitt nicht verläugnen und die übrigen zehn ahmen wenigstens sein Thun und Treiben nach!

Was ist nun aber ein Yankee? Antwort: ein Mensch von mittlerer Größe mit dünnen Beinen und äußerst geringer Corpulenz, mit einem mageren scharfgeschnittenen Gesichte und einem überaus klugen oder vielmehr verschmitzten Auge, mit merkwürdig großer Beweglichkeit in den Gliedern und mit lediglich keiner Farbe auf den Wangen. Dies ungefähr ist der „äußere" Typus des Yankees, und zwar nicht dieses oder jenes Yankees, sondern vielmehr aller Yankees zusammen. Eigenthümlicherweise nehmlich sehen sich diese Menschenkinder alle einander mehr oder minder gleich, und nicht einmal die verschiedenen Handthierungen, die sie treiben, sind im Stande, ihnen ein

besonderes Gepräge zu verleihen. So ist es z. B. rein unmöglich, einen Bauern von einem Kaufmann oder einen Soldaten (natürlich wenn er in Civil ist) von einem Prediger zu unterscheiden, sondern man hat eben immer einen „Yankee" vor sich. Hierüber darf man sich aber durchaus nicht wundern, sondern der Grund liegt einfach darin, daß alle Yankees einen und denselben Charakter haben. Von Natur besitzen sie sämmtlich Verstand und Scharfsinn, Nüchternheit und Thätigkeit, Kaltblütigkeit und Ausdauer, Unabhängigkeits-Sinn und Energie, lauter Eigenschaften, die einem Menschen zur höchsten Ehre gereichen, sobald er sie gut anwendet. Leider aber kommt das letztere bei dem Yankee nicht immer und manchmal sogar sehr selten vor, denn er führt noch einige andere Eigenschaften, als da sind „Herzlosigkeit, Geldgier, Rohheit und Egoismus" bei sich und diese vier Attribute machen, daß er seinen Verstand, seine Ausdauer und seine Energie zu Dingen benützt, zu welchen er sie besser nicht benützen würde. Daher kommt es denn auch, daß man, wenn man einen Yankeeschädel des Näheren untersucht, den Betrugsinn regelmäßig sehr stark ausgeprägt findet, während umgekehrt von den Eigenschaften der Geradheit, Biederkeit und Gutmüthigkeit meist nur eine ganz geringe Spur entdeckt werden kann.

So ungefähr ist ein Yankee-Charakter beschaffen und wer wird sich daher darüber wundern, daß die Herren Nordamerikaner keine Yankees sein wollen? Es ist ein Spott- oder Spitzname, den man am liebsten ganz von sich abschütteln würde, wenn er sich nur nicht bereits so sehr eingebürgert hätte, daß man ihn unmöglich mehr loswerden kann! Wie übrigens das ominöse Wort eigentlich

entſtand, weiß man ſogar heut zu Tage noch nicht genau anzugeben und die Einen rathen dahin, die Andern dorthin. Sicher iſt nur, daß daſſelbe vor der amerikaniſchen Revolution nicht bekannt war, ſondern daß man damals die Bewohner Nordamerikas einfach „engliſche Koloniſten" nannte; während ſchon in den erſten Jahren des Revolutionskrieges die Aufſtändiſchen ſchimpfweiſe von ihren Bekämpfern „Yankees" titulirt wurden. Ohne Zweifel waren die mit den Engländern aſſocirten Indianerſtämme die erſten, welche den Ausdruck gebrauchten, indem ſie das Wort „New-english" nach und nach in „Yankee" verkehrten;*) allein es ſtand nicht lange an, ſo bemächtigte ſich die geſammte engliſche Armee deſſelben als eines Schimpfnamens für die empörten Koloniſten und Letztere wußten nun nichts Beſſeres zu thun, als gute Miene zum böſen Spiele zu machen und den Namen als einen „Ehrennamen" von ſich ſelbſt zu gebrauchen. Freilich — nach der Revolution, als der Frieden mit England abgeſchloſſen war, hätten die Herren Yankees lieber wieder „Neuengländer" geheißen, allein der Spitzname war einmal gegeben und konnte ihnen nicht mehr abgenommen werden. Gebrauchte man ihn doch in Nordamerika ſelbſt, um damit das verzerrte oder „grimaſſirte" Engländerthum zu bezeichnen, d. h. um zu ſagen, daß das Yankeethum nichts anderes ſei, als „ein Conglomerat aller auf die Spitze ge-

*) Man wird dieß leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß New-english wie „Nju-änglisch" ausgeſprochen wird, woraus dann die Indianer in ihrer gebrochenen Sprache „Juängli" und endlich (weil ſie das „l" nicht recht herausbrachten) „Jänki" (ſo ſpricht man Yankee aus) machten.

triebenen schlechten Eigenschaften des englischen Volkes mit Beiseitelegung der guten!"

Ein Abkömmling Alt-Englands ist also der Yankee ganz sicherlich, aber er ist es in dem Sinne, wie der Römer ein Abkömmling der alten Römer ist. Die Wahrheit und Schönheit der ursprünglichen Natur ist verschwunden und nur ein Zerrbild derselben zurückgeblieben! Wie richtig dieses ist, das zeigt der Yankee in allen Situationen des Lebens, obwohl er selbst der Ueberzeugung lebt, eine „vermehrte und verbesserte Auflage der englischen Nationalität" zu bilden, und obwohl er sich deßhalb über die andern Völker des Erdkreises hoch erhaben fühlt. Dieser Hochmuth und Selbstdünkel kommt schon mit ihm auf die Welt und es gibt deshalb keinen Yankeebuben, der nicht der Ueberzeugung lebte, das Non plus ultra der Schöpfung zu sein. Ja, Nordamerika selbst dünkt ihm das Musterbild aller übrigen Länder der Welt und aus diesem Grunde will er gar nichts davon wissen, daß so zu sagen, Alles, was daselbst lebt — Menschen und Thiere, sogar die meisten Pflanzen — über's Wasser aus Europa herüber gekommen ist. Im Gegentheil, er thut, als ob dieß Alles schon von Anfang und von Ursprung an „amerikanisch" gewesen wäre, und es fehlte nicht viel, so würde er erklären, Amerika sei das Land, welches unser Herrgott zuerst geschaffen habe, während die übrigen Continente nur so nachträglich und beiläufig hintendrein gekommen seien. Freilich einiger „Neid" und einige „Eifersucht" auf Europa, besonders auf das in so mancher Beziehung über Amerika stehende Brittanien steckt immer im Hintergrunde und daher kommt auch das fortwährende „Plänkeln und Frontmachen" des Yankee gegen England und die alte Welt, aber

er ſucht dieſen Neid, der ihm heimlich das Herz abfrißt, durch ſeinen Uebermuth und ſeine Selbſtüberſchätzung zu betäuben, oder ihn wenigſtens dadurch vor aller Welt zu verbergen.

Bei ſolcher Denkungsweiſe kann man ſich wohl denken, daß die Herren Yankees am Studium des Auslandes keine große Freude haben. Sie intereſſiren ſich lediglich nicht dafür, wie man dieß ſchon daraus erſieht, daß ſie ihre Buben nur äußerſt ſelten zum Erlernen fremder Sprachen anhalten. Es iſt genug, wenn dieſelben das Engliſche oder vielmehr „das Amerikaniſche" verſtehen! Man muß nemlich wiſſen, daß die engliſche Sprache, trotzdem ſie die Mutterſprache Nordamerikas iſt, in letzterem Lande zu einem eigenen Idiom umgebildet wurde, ſo daß man den Nordamerikaner augenblicklich ſchon an ſeiner Ausſprache erkennt. Ueberdieß ſind in der Union hunderte von Worten im Brauche, welche man in England gar nicht kennt und andere hunderte werden in einem ganz anderen Sinne genommen, als im früheren Mutterlande. Fragt man aber, wo das reinſte Engliſch geſprochen werde, ſo antwortet der Yankee unbedingt: „in Amerika," und bedauert es nicht ſelten ſehr ernſthaft, daß die armen Engländer eine ſolch korrumpirte Art, ſich auszudrücken, hätten! Wenn jedoch, um auf unſer eigentliches Thema zurückzukommen, „das Amerikaniſche" das „Non-plus-ultra" aller Sprachen iſt, warum wäre es dann nöthig, auch noch franzöſiſch, deutſch oder italieniſch zu lernen? Der Yankeebube läßt's alſo hübſch bleiben! Auch zeigt er in der That ſehr wenig Talent dazu und kann, wenn er je ausnahmsweiſe zum Studium der Sprachen der alten Welt angehalten wird, nur äußerſt ſchwer dahin gebracht werden, das Franzöſiſche

oder Deutsche „so" auszusprechen, wie man es in Deutschland und Frankreich ausspricht. Im Gegentheil, er „amerikanisirt" jede fremde Sprache, auch das Lateinische, Griechische u. s. w. und spricht z. B. das Wort Luther wie „Liuser," das Wort Livius wie „Leiwioes," das Wort Execution wie „Exekiusch'n" u. s. w. aus. Ja sogar, wenn ihm der Lehrer bemerkt, daß eine solche Aussprache unrichtig sei, bleibt er bei seinem „Amerikanisiren" stehen und meint kaltblütig, er hätte sich nicht nach den Franzosen, Deutschen und Lateinern zu richten, sondern diese sollten sich vielmehr nach ihm kehren. Ganz ebenso wie mit den fremden Sprachen hält er es auch mit der übrigen Kenntniß des Auslandes und Geographie wie Geschichte Europas sind ihm förmliche böhmische Dörfer.*) Er verwechselt alles miteinander und es kommt ihm gar nicht darauf an, zu sagen: „Baiern liege in München oder Turin in Unteritalien" und was dergleichen Verstöße mehr sind. Was kümmern ihn all' die Länder, von welchen er durch den großen Ocean getrennt ist? Er kennt nur Amerika und will nur Amerika kennen! Dagegen muß man es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er dieses sein Vaterland auch wirklich kennt und zwar von innen und außen, sowie von allen Seiten. Schon in frühester Jugend wird er zu dieser Kenntnißnahme angehalten, denn in jeder öffentlichen Schule Nordamerikas (und neuester Zeit haben fast alle Staaten, wenigstens die nördlichen, öffentliche Freischulen

*) Daß es auch hier „Ausnahmen und zwar recht rühmliche Ausnahmen" gibt, versteht sich von selbst; allein eben weil sie „Ausnahmen" sind, bleibt die „Nichterkenntniß" des Auslandes „Regel" bei dem Yankee.

gegründet) macht man es den Lehrern zur ersten Pflicht, die Zöglinge, sobald irgend thunlich, mit der Geschichte und Geographie ihres Vaterlandes bekannt zu machen, ganz im Gegensatz gegen den bei uns Deutschen heimischen Brauch, den Kindern statt z. B. der Geschichte der Hohenstaufen, die Geschichte Jerobeams und Compagnie, nebst verschiedenen Sprüchlein und Verslein aus dem alten Testamente oder dem Gesangbuche einzubläuen. Später, wenn er etwas mehr herangewachsen ist, macht sich der Yankee-Junge an die Zeitungen und verschlingt deren täglich, so umfangreich sie auch sind, fünfe oder sechse. Hiedurch wird er, da die Zeitungen Nordamerikas ganz anders geschrieben sind als die unsrigen, „mit den öffentlichen Zuständen sowie mit der Constitution und den Gesetzen seines Vaterlandes" bekannt und es gibt daher fast keinen einzigen Amerikaner, der nicht alle diese Dinge aus dem Fundamente verstände. Freilich dem Ausländer fällt es arg auf, daß man in der ganzen Union weder auf dem Dampfboot, noch im Eisenbahnwagen auf einen Menschen stoßen kann, der nicht irgend eine Zeitung in der Hand hielte und darin aufs eifrigste studirte, ja daß sogar die Bauern oder Farmer auf dem Lande, selbst die, welche in den entlegensten und uncultivirtesten Gegenden ihren Wohnsitz haben, das Zeitungslesen und Zeitungshalten für ebenso nothwendig, wenn nicht nothwendiger halten, als das tägliche Brod. Allein so sehr Einem dieß im Anfang auffällt, so sieht man doch bald den großen Nutzen ein, welchen der Yankee aus dem Zeitungsstudium zieht, denn er verdankt demselben meistentheils so zu sagen „seine ganze Bildung."

Uebrigens auch eine andere Folge hat diese amerikanische Erziehungsmethode, nemlich die, daß ein Yankeebube

ſchon ſehr frühe, was man ſagt „reif“ wird d. h. daß er in einem Alter, in welchem deutſche Buben noch kaum ohne Aufſicht ins Bad gelaſſen werden, bereits „ſelbſtſtändig“ zu denken und zu handeln angefangen hat. „Jung“ oder vielmehr „jugendlich fühlend“ iſt der Yankee eigentlich gar nie, wenn man nemlich unter Jugend einen munteren friſchen poetiſchen Sinn verſteht, welcher für alles Gute und Schöne ſich enthuſiasmirt und mit kindlich vertrauender Naivität der Zukunft entgegenſieht. Ein ſolcher Sinn fehlt dem Yankee gänzlich und von ſprudelnder Jugendluſt oder gar von ſtudentiſchem Humor weiß er gar nichts. Dazu iſt er viel zu klug, viel zu kaltblütig und viel zu herzlos. „Rohheiten“ allerdings begeht er als Junge eine Menge und zwar recht grobe oder auch gemeine und geſetzwidrige Rohheiten, aber gemüthlich oder was man ſagt „fidel“ zu ſein, iſt ihm rein unmöglich. Kann er doch nicht einmal ein Liedchen pfeifen und noch viel weniger kneipen, ſingen und commerciren! Dagegen verſteht er Eins ſchon von früheſter Jugend an aus dem Fundamente, nemlich das Rechnen, und man trifft nur zu häufig Buben von kaum vierzehn Jahren, welche bereits „Geſchäfte machen und ſpeculiren,“ als hätten ſie die Dreißige hinter ſich. Im zwanzigſten Jahre aber hat ein richtiger Yankee unbedingt Altersrunzeln auf der Stirne und man ſieht ihm an, daß er für nichts mehr Sinn und Gefühl hat, als nur noch für ſein eigenes liebwerthes Ich. *)

*) Bei dieſer Gelegenheit fühlen wir uns gedrungen, von dem auffallenden Umſtande Notiz zu nehmen, daß der Nordamerikaner „I“ d. h. „Ich“ groß ſchreibt und „you“ d. h. „Sie“ klein, während der Deutſche es gerade umgekehrt macht. Sollte dieſe Schreibweiſe mit der „Ichſucht“ des Yankee in keinem Zuſammenhang ſtehen?

Unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß das Verhältniß eines Yankeebuben zu seinen Eltern ein ganz anderes ist, als wir es in Deutschland zu sehen gewohnt sind. *) In der That entzieht sich ein junger Neuengländer schon sehr bald der väterlichen Gewalt. Er ist wie gesagt „viel zu früh reif", als daß er sich von seinem zwölften Jahre an noch etwas gefallen lassen könnte, und nimmt sich daher die Freiheit, nach eigenem Belieben zu handeln. Er geht zur Schule oder nicht zur Schule, er kommt zu Tische oder kommt nicht zu Tische, wie es ihm convenirt, und wenn der Vater ihm deßhalb eine Züchtigung angedeihen lassen wollte, so wäre er im Stande zum nächsten besten Richter zu laufen und seinen Herrn Erzeuger „wegen Mißhandlung" zu verklagen. Solche Fälle sind schon vielfach vorgekommen, denn es gibt ja Gesetze, welche das Schlagen der Jungen verbieten und diese Gesetze kennt der Bube natürlich aus dem Fundamente! Hat übrigens der Bursche erst die Fünfzehn zurückgelegt, so wird er noch selbstständiger und hält sich nur dann noch an die Eltern, wenn er Geld braucht. Er tritt also in irgend ein Geschäft, sei's in der Stadt oder auf dem Lande ein, um sich für seinen künftigen Beruf auszubilden, oder begibt er sich auf die Wanderung und habilitirt sich bald da, bald dort, oder kauft er sich endlich an und etablirt ein eigenes Geschäft oder heirathet er gar schließlich, und zwar ohne daß er Vater und Mutter auch nur im geringsten um ihre Meinung und Einwilligung be-

*) Von den Yankee-Mädchen sprechen wir deßwegen nicht, weil wir dem weiblichen Geschlechte Nordamerikas, wie billig, ein eigenes Capitel zu widmen gesonnen sind.

fragte. Der Vater findet dieß auch ganz in der Ordnung, denn er hat es in seiner Jugend gerade ebenso gemacht und denkt daher nicht daran, sich über den Sohn eine Gewalt anzumaßen, welche er ja doch nicht in die Länge behaupten könnte. Somit entläßt er den Burschen schon sehr frühe aus dem Heimathhause und prägt demselben höchstens die Lehre ein, unter allen Umständen Geld zu machen. „Dein einziges Augenmerk, mein Sohn," sagt er, „sei, dir ein Vermögen zu erwerben, natürlich auf ehrenhafte Weise, wenn's geht; wenn's aber nicht geht, nun dann mache jedenfalls Geld."

Diesen letzteren Spruch befolgt der junge Yankee auch richtig bei allen Gelegenheiten und in jeglicher Lebenslage. Er thut es natürlich nicht aus Respekt gegen seinen Vater, sondern er thut es, weil der Sinn für's Geldmachen schon in seinem Blute liegt. Ja man darf wohl sagen, daß das „Money-making" ihm zur andern Natur geworden ist und daß er nicht anders handeln könnte, auch wenn er wollte! Darauf deutet schon die ganze Sprachweise des Yankee hin, wie z. B. die Redensart: „Time is money", d. i. Zeit ist Geld. Auch wird ein Stockamerikaner, wenn er einem Bekannten begegnet, zu der ersten Frage: „how do you do", d. h. wie geht es Ihnen, immer gleich die zweite: „how is the business" oder wie steht es mit den Geschäften? hinzufügen, und einer der größten Lobsprüche, den ein Yankee dem andern machen kann, ist der, wenn er von ihm sagt: „he made a good Job", d. h. er hat ein gutes Geschäftchen gemacht, wobei übrigens wohl zu merken ist, daß das Wörtchen „Job" ebenso gut einen „unehrlichen", als einen „ehrlichen" Erwerb in sich begreift. Was liegt an der „Art" des Geschäftes, wenn dasselbe

nur „einträglich“ war! Was liegt daran, ob man ein wenig „Kniffe und Pfiffe“, oder auf amerikanisch einen „Yankeetrick“ in Anwendung bringen mußte, wenn die Spitzbuberei nur zum Ziele führt! Der Geldwerth ist und bleibt die Hauptsache und darum, wenn Einer auch auf die „allerzweideutigste“ Weise zu seinem Vermögen gekommen ist, so sagt der Yankee doch voll Respekt von ihm: „he is worth twenty or thirty thousand Dollars“, zu deutsch: er ist zwanzig oder dreißigtausend Dollars werth. Ein solcher Mensch, d. h. Einer, der Geld gemacht hat, gilt dem Nordamerikaner als ein „smart man“, während umgekehrt Einer, der keine „Smartness“ besitzt, unbedingt mit Verachtung betrachtet wird. Es ist übrigens nicht gar leicht, dieses Wort in eine andere Sprache zu übersetzen und wir Deutsche z. B. besitzen lediglich keinen Ausdruck, der den Begriff, welchen der Yankee damit verbindet, „vollständig“ wieder gäbe. Ja nicht einmal die Engländer wissen, was smart ist, denn obwohl das Wort ein gut englisches ist, so gebrauchen sie es doch nie im Yankee-Sinne! Die beste Uebersetzung wird noch die sein, wenn wir sagen: „ein smarter Mensch ist ein überaus kluger und raffinirter, oder auch ein gewiegter und mit allen Hunden gehetzter Bursche, welcher sich weder durch Moral-Vorschriften, noch durch Gewissens-Scrupel abhalten läßt, dieses oder jenes profitable Geschäft zu machen.“ Es ist vielleicht Zuchthaus-Strafe darauf gesetzt, wenn das Ding herauskömmt, allein gerade darin besteht die Smartness, daß nichts herauskömmt, oder wenigstens nichts bewiesen werden kann; denn sobald einer „das eilfte Gebot“ nicht kennt und so thöricht ist, sich ertappen zu lassen, so gilt er natürlich nicht mehr als ein smart man!

Auf ſolche Art ſucht der Yankee im Leben vorwärts zu kommen und man hat ihn deßwegen ſchon vielfach den Juden des Weſtens genannt.*) Der Vergleich mag in mancher Beziehung ſeine Richtigkeit haben; in der Hauptſache aber „klappt's" doch nicht, denn der Yankee iſt keineswegs ſo engherzig, um ſeine ganze Lebensthätigkeit auf das Schachern und Schmuſen, wie die meiſten Juden in Europa und Aſien thun, zu beſchränken, ſondern er läßt ſich vielmehr auf alles und jedes Geſchäft ein und es gibt keinerlei Arbeit, keinerlei Handthierung, keinerlei Gewerbe, keinerlei Induſtrie, worin er nicht zu Hauſe wäre. Ja, nicht genug damit, ſondern er greift auch alles mit einem Geſchick, mit einem Eifer und mit einer Ausdauer an, wie vielleicht kein anderer Menſch auf der Welt, und wenn er vielleicht heute in der von ihm erwählten Laufbahn Fiasco gemacht hat, ſo ſteckt er morgen ſchon über Hals und Kopf in einem andern Rocke. Keine Arbeit gilt ihm als entehrend, auch die geringſte nicht, und ebenſo wenig läßt er ſich dadurch, daß ihm dieſes oder jenes Unglück paſſirte, vom Weiterarbeiten abhalten. Selbſt dann, wenn ihm in dieſem Augenblicke Haus und Hof verbrennt, oder wenn er durch Diebſtahl, Bankerott u. ſ. w. um ſein ganzes Hab und Gut kommt, verzweifelt er nicht, ſondern fängt augenblicklich ganz von Vornen wieder an, ohne daß man ihm ſein Unglück auch nur anſieht, oder wenigſtens ohne daß man ihn darüber ſeufzen und klagen hört. Kurz, über die Beharrlichkeit und Entſchloſſenheit, ſowie über den Muth und die Ausdauer eines Yankee geht gar nichts und die

*) Das Sprüchwort ſagt: „Aus einem Yankee kann man zwei Juden machen und dann bleibt immer noch ein Chriſt übrig."

übrigen Nationen der Welt, absonderlich aber die Deutschen, dürften sich in dieser Beziehung gar wohl ein Beispiel an ihm nehmen.

Fragen wir nun nach den verschiedenen Handthierungen, welche der Yankee mit Vorliebe ergreift, so sind diese entweder Ackerbau oder Handel oder Industrie. Das „Soldatenmetier" hält er für keine Handthierung, sondern eher für eine Faullenzerpartei, bei der sich nichts verdienen lasse, und somit bleibt er der Kriegsfahne, wo irgend möglich, fern. Nur allein die Offiziersstellen sind ihm recht und genehm, und obwohl er es tief bedauert, daß man nicht gleich für den Anfang die Generalsepauletten und was noch mehr Werth hat, die Generalsbesoldung in Anspruch nehmen kann, so würde er es doch gerne sehen, wenn sämmtliche Offiziers-Posten aus der Mitte des Yankeethums besetzt würden. Allein die Vereinigte-Staatenarmee ist bekanntlich oder war vielmehr bis jetzt so klein, daß man das gesammte Offizierscorps derselben in einem einzigen Neuyorker Hôtel einlogiren könnte; wie verlohnte es sich also der Mühe, an eine derartige „Handthierung" auch nur zu denken? Solches mag etwas für einzelne reiche Familien sein, aber das „Gros" des Yankeethums muß ein weiteres Feld für seine Thätigkeit haben und dieses Feld ist vor allem der Ackerbau. In der That lebt nun auch der Yankee als Bauer oder Farmer über die ganze Union zerstreut und er war es fast immer, der zuerst in die unangebauten Wildnisse des Westens eindrang, um dieselben der Cultur zu öffnen. Er hat nemlich durchaus nicht jene Anhänglichkeit an Haus und Hof, oder vielmehr an die heimathliche Geburtsstätte, welche z. B. den Deutschen und Schweizer kennzeichnet, sondern es lebt vielmehr eine Art von „zigeu-

nerartigem Wanderungstrieb" in ihm, welcher ihm nicht erlaubt, gar zu lange an einer und derselben Scholle zu kleben. Man könnte nun vielleicht glauben, es komme dieß daher, daß eine poetische Ader in seinem Herzen schlage, welche ihn immer und ewig antreibe, nach Abenteuern zu suchen. Aber, du lieber Himmel, eine poetische Ader und ein Yankee! Wie ließe sich solches zusammenreimen? Ebensowenig ist es der Sinn für Naturschönheiten, welcher ihn in die Welt hinaustreibt. Was Naturschönheiten! Das Geld ist die einzige Schönheit, welche er bewundert. Er sieht z. B. eine Blume, eine recht schöne und wohlriechende Blume, aber was kümmert ihn ihre Schönheit und ihr Wohlgeruch, sobald es ihm nicht möglich ist, mit derselben Geld zu machen? Oder er kommt an einen Wasserfall, vielleicht gar an den Niagarafall, vor dem ein Europäer tagelang in Entzücken verloren stehen bliebe, aber — wie käme ein Yankee zu einem solchen Entzücken? Er bleibt auch stehen und sieht hin, aber er sieht nur hin, um zu berechnen, wie viel Mühlwerke der Fluß wohl treiben könnte, wenn man im Stande wäre, seine Wasserkraft gehörig zu benützen. Von „Bewunderung" der Natur kann also bei einem Yankee nimmermehr die Rede sein, wohl aber „von deren Ausbeutung", und somit liegt der Grund, warum er jetzt da nnd dann wieder dort sich seßhaft macht, nur allein darin, daß er hofft, dort einen größeren Gewinn zu ziehen als hier. Nicht den Abenteuern und nicht den Schönheiten der Natur, nein, nur allein „dem Gelde" zieht er nach und darum gibt es eine Menge von Yankees, die in einem Alter, in welchem bei uns die Bauernbursche erst zu Haus und Hof kommen, nemlich im dreißigsten Jahre,

bereits acht oder neun Farmen in verschiedenen Staaten besessen haben, welche sie alle wieder verkauften, um an einem zehnten Platze einen noch profitableren Hof zu acquiriren. Woher käme es denn sonst, daß die neuen Gebiete und Territorien sich so schnell bevölkern? Woher käme es, daß innerhalb siebzig Jahren nicht weniger als einundzwanzig neue Staaten der Union beitreten konnten? „Money" und „Business" sind die beiden Schlagworte, welchen der Yankee unbedingten Gehorsam leistet, und darum drängt es ihn überall hin, wo er glaubt, daß ein Geschäft zu machen sei. Unter hundert Europäern würden neunundneunzig, die Bequemlichkeit der einmal erworbenen Farm vorziehend, vor den Entbehrungen in der Wildniß zurückschrecken; der Yankee aber kennt kein Hinderniß, keine Gefahr und keine Noth, sobald er nur die Aussicht hat, schnell ein Vermögen zu erwerben. Ebendaher kam es auch, daß, als die Goldminen in Californien entdeckt wurden, der Yankee zuerst auf dem Platze erschien, um dieselben auszubeuten und ebendaher kommt es auch jetzt noch, daß, wenn irgend woher die Kunde erschallt, es sei ein neuer Goldfluß oder eine neue Silberader aufgefunden worden, ihn, den Yankee, immer zuerst das Wanderfieber ergreift. Freilich wurde er schon oft gar bitterlich getäuscht, indem nicht selten derlei Nachrichten von aufgefundenen Goldregionen nichts anderes waren, als betrügerische Anlockungen oder Humbugiaden,*) und Er, der kalte, nüchterne, berechnende Mensch, mußte sich zugestehen, daß er auf ganz elende Weise am Narrenseile herumgeführt wor-

*) Ueber die Bedeutung des Wortes „Humbug" werden wir den Leser in einem besonderen Aufsatze aufzuklären versuchen.

den sei. Es war schmählich, aber hat man nun vielleicht das Recht, zu glauben, er werde sich hiedurch abschrecken lassen, bei der nächsten Gelegenheit einen zweiten ähnlichen Versuch zu wagen? Sicherlich nicht! Zehnmal mag es ihm mißlingen, ja vielleicht zwanzigmal; einmal aber muß er doch zu seinem Zwecke, dem Money-making nemlich, gelangen, und in dieser Ueberzeugung lebt er und stirbt er!

Dieselbe Umsicht und dieselbe Ausdauer zeigt der Yankee auch, wenn er ein Gewerbe ergreift oder sich an einem Industriezweige betheiligt. Ja man darf sagen, daß er sich in diesen beiden Fächern fast noch geschickter erweist, als in der Landwirthschaft, denn es geht ihm Alles so flink aus der Hand und er weiß die Dinge so praktisch anzufassen, daß ihm hierin kein Europäer gleichkommt. Insbesondere ist er erfinderisch, wie er denn auch im Maschinenwesen schon Ausserordentliches leistete, und jedenfalls darf man sich darauf verlassen, daß er, wenn er einmal eine Sache ergreift, nicht ruht, als bis er sie zu einem glücklichen oder auch unglücklichen Ende gebracht hat. Ein Resultat muß da sein, falle dieses aus, wie es wolle! Besonders auffallend ist es für einen Europäer, zu sehen, wie der Yankee bei Allem selbsthandelnd mit eingreift, und sich lediglich an keiner Art von Arbeit schämt. In Deutschland nemlich ist man gewöhnt, zu diesem oder jenem Geschäft einen Hausknecht, einen Commis, einen Buchhalter oder irgend einen andern passenden Gehülfen zu engagiren und es würde sich z. B. der Buchhalter unter keinen Umständen dazu verstehen, die Dienste des Hausknechtes zu verrichten, sowie auch der Fabrikherr selbst es unter seine Würde hielte, das zu thun, für was er seine Commis u. s. w. bezahlt. In Amerika dagegen lacht man über

derlei Thorheiten und man kann es jeden Tag mit anſehen, wie der reichſte Fabrikant, den Hut auf dem Kopf; aber in Hemdärmeln, einem ſeiner Gehülfen oder Knechte im Zunageln einer Kiſte, im Herunterlangen eines ſchweren Packes und was dergleichen mehr iſt, beiſteht. Ja ſogar davor ſcheut er ſich nicht, auf das Trottoir vor ſeinem Laden, auf welchem Tauſende von Menſchen hin- und herwandeln, hinauszutreten und ſeinem Fuhrmann beim Aufladen dieſes oder jenes Ballens zu helfen, ſeine Bekannte aber ſtaunen nicht nur nicht darüber, wenn ſie ihn auf dieſe Art beſchäftigt ſehen, ſondern finden ſolches vielmehr ganz natürlich und in der Ordnung!

Auch in dieſer Beziehung alſo kann ein Europäer viel vom Yankee lernen, dagegen aber entwickelt Letzterer als Fabrikherr, Kaufmann oder Gewerbsmann auch noch andere Eigenſchaften, welche wir keineswegs zur Nachahmung empfehlen möchten. Er iſt nemlich nie das, was man bei uns zu Lande einen ſoliden Geſchäftsmann nennt; ſondern er geht vielmehr immer ſo ſcharf ins Zeug, daß eine deutſche Firma, wenn man ihr das gleiche Verfahren zumuthete, ſich ſchaudernd abwenden würde. Von einem „langſamen“ oder „reellen“ Vorwärtsſchreiten, ſowie überhaupt von einem Geſchäftsbetrieb „auf ſicherer Grundlage“ weiß der Nordamerikaner durchaus nichts; davon aber weiß er ſehr viel, daß man ohne einen Heller Vermögen ſich in Speculationen einläßt, bei denen es ſich um viele Tauſende handelt. Auch iſt es etwas ganz Gewöhnliches, daß Einer, der über ſeine fünf oder zehntauſend Dollars zu verfügen hat, Geſchäfte bis zum Betrag von hunderttauſend, ja von zweimalhunderttauſend Dollars übernimmt.

Anderswo nennt man derartige Spekulationen „Schwindelgeschäfte," der Yankee aber meint: „ein bischen Schwindel müsse bei allen Unternehmungen mit unterlaufen." Glückt die Geschichte, so ist's gut, denn man hat ja in diesem Fall seinen Profit in der Tasche; mißlingt aber die Speculation und bricht der Bankerott herein, ei nun, was liegt daran? Man muß eben dann wieder von Vornen anfangen! Daher kommt es denn auch, daß jährlich so viele tausende von Fallimenten in den Vereinigten Staaten vorkommen und daß sogar Häuser, welche in der Handelswelt als überaus reiche und respectable Firmen bekannt sind mit einemmale d. h. durch ein einziges verfehltes Unternehmen gestürzt werden. Derlei Dinge ist man übrigens in Nordamerika nach und nach so sehr gewöhnt, daß man kein Halloh mehr darüber aufschlägt, sondern vielmehr fortfährt, einem jungen Anfänger, der über einiges Vermögen zu gebieten hat, einen fast unbeschränkten Credit zu gewähren. Der Credit ist ja die Seele der Geschäftswelt und nur durch's Creditgeben und Creditnehmen kann man etwas Ordentliches prosperiren! Also es lebe der Credit, und wenn er zehnmal den Bankerott in seinem Gefolge hat!

Nächst dem Credit und dem Bankerott liebt der Yankee am meisten das „Associren." Zwei oder drei vereinigte Kräfte können natürlich immer mehr leisten, als ein Einzelner; also frischweg ein Bündniß geschlossen! Auch in der alten Welt weiß man dieß und es gibt daher dort „Societätsunternehmungen," allein ehe man einen derartigen Vertrag mit einem Andern abschließt, erkundigt man sich vorher immer genau nach dem Charakter sowie nach den Vermögens-Verhältnissen des Betreffenden. In

Amerika dagegen würde man eine ſolche Vorſicht viel zu langweilig finden und es genügt ſchon eine ganz oberflächliche Erkundigung. Ja manche aſſociren ſich heute, die ſich vielleicht geſtern noch gar nicht gekannt haben und wenn es dann nachher herauskommt, daß der Eine den Andern mit falſchen Angaben über ſein Vermögen oder ſeine Arbeitsfähigkeit übertölpelt hat, ſo tröſtet ſich der Betrogene damit, daß er ſich vornimmt, das nächſtemal einen Dritten ebenſo pfiffig anlaufen zu laſſen. Eine ſolche Verfahrungsweiſe iſt ja in den Augen des Neuengländers kein Betrug ſondern nur „Smartnes!“ Die allerliebſten Societäts-Unternehmungen ſind übrigens für den Yankee die ſogenannten „Aktienunternehmungen“ und jemehr Aktien in fremde Hände abgeſetzt werden, umſomehr frohlockt er. Sein Geld ſteckt ja dann nicht in der Speculation, ſondern das Geld Anderer, während der Profit jedenfalls „getheilt wird“ oder vielmehr „ihm, der die Aktiengeſellſchaft befürwortet hat“, in die Taſche fällt! Das ſchwerſte bei einem ſolchen Geſchäft iſt immer das „an den Mann bringen“ der Aktien, allein der Yankee verſteht es aus dem Fundament, dieſelben durch Zeitungs-Artikel ſo herauszupuffen, daß das Publikum am Ende anbeißen muß, es mag wollen oder nicht. Iſt nun aber die Geſellſchaft gegründet und haben die Leute ihr Geld hineingeſteckt, ſo läßt man die Bombe platzen und das ganze Unternehmen erweist ſich dann nicht ſelten als ein reines Schwindelgeſchäft. Freilich wird ſofort von den Actionären ein furchtbares Lamentiren und Schimpfen losgelaſſen und vielleicht machen ſie ſogar gerichtliche Klagen Sache ſo klug eingefädelt, daß man ihm nicht wohl bei-

kommen kann, und wenn die Actien vollends (worauf der Yankee vor Allem ausgeht) im Auslande d. i. in England, Frankreich u. s. w. abgesetzt wurden, so darf man zum Voraus versichert sein, daß die Klage keinen Erfolg hat. Den besten Beweis hiefür liefern die vielen Eisenbahn- und Bergwerks-Unternehmungen, an welchen sich der europäische Geldmarkt betheiligte, weßwegen wir auch nicht für nöthig halten, etwas weiteres zur näheren Aufklärung hinzuzusetzen. *)

Auf diese Art betreibt der Yankee seine Geschäfte und daher kommt es auch so häufig vor, daß ein Mann, der noch vor wenigen Jahren so zu sagen als armer Schluker seine Laufbahn begann, nun auf einmal gleichsam über Nacht über Hunderttausende gebietet und vielleicht als Millionär stirbt, während ein Anderer, dem der Vater ein großes Capital, oder ein schönes Geschäft hinterließ, nach kurzer Zeit mit seinem Vermögen fertig ist und dann wieder von unten anfangen muß. Man darf übrigens nicht glauben, daß der Yankee sich ganz allein auf den Handel und die Industrie oder auch auf den Ackerbau und die Feldcultur beschränkt. Im Gegentheil er ist überall zu Hause, sogar auf der hohen See, wie denn dieß bei der Lage seines von zwei Meeren begränzten Vaterlandes gar nicht anders sein kann. Man trifft daher nicht leicht bessere Matrosen, Steuerleute und Schiffs-Capitäne als die Neuengländer, und der Leser hat gewiß schon viel von ihren kühnen Seefahrten gehört. Nicht minder excellirt der Yankee im Schiffbauen und selbst die Engländer, welche doch als

*) Dagegen wird der Leser ersucht, den Artikel Humbug nicht außer Augen zu lassen. Anmerkung des Setzers.

die erste seefahrende Nation der Welt bekannt sind, müssen zugeben, daß sie in diesem Artikel von den Söhnen ihrer früheren Unterthanen überflügelt wurden. Möglich ist es allerdings, daß die auf den amerikanischen Werften gezimmerten Schiffe nicht dieselbe Solidität besitzen, als die englischen oder deutschen; aber in Beziehung auf kühne Construction, sowie besonders in der Herstellung der Eigenschaft des Schnellsegelns übertrifft der Neuengländer alle übrigen Nationen. Diesen Vorzug verdankt er seinem praktischen Sinne, seinen Kenntnissen im Maschinenwesen und seinem Erfindungstalente, in welchen Eigenschaften die Europäer nicht mit ihm concurriren können. Ein noch weit ureigenthümlicherer Zug seines Charakters ist aber der, daß er nicht selten als Seefahrer und Landbebauer zugleich fungirt, was in Europa gar nicht vorkommt. Besitzt er nemlich eine Farm in der Nähe des Meeres oder an einem Flusse, welcher fähig ist, größere Schiffe zu tragen, so fällt es ihm nicht selten ein, einen kleinen Schooner zu bauen und damit in der Zeit, in welcher die Feldgeschäfte ruhen, auf den Fischfang auszuziehen. Man muß Alles mitnehmen, was Geld einträgt, warum sollte also ein Farmer seine Hände den Winter durch in den Schoos legen? Mit dem gewöhnlichen Fischfange übrigens begnügt sich ein ächter Yankee nur selten, denn die Ausbeute erscheint ihm im Verhältniß zur Mühe allzugering. Also wagt er sich auf seinem kleinen „Banker" oder Küsten-Fahrzeuge, nachdem er sich vorher ein paar Jahre lang dem Ufer entlang in die Sache eingeübt hat, frisch weg in die hohe See hinaus und fährt an die Küsten von Neufundland hinüber, um daselbst den Stockfischfang zu betreiben. Geld für Matrosen giebt er übrigens keines aus, sondern seine

Mannschaft besteht außer ihm selbst und seinen etwaigen Söhnen aus ein paar Nachbarn, mit denen er sich zu diesem Behufe associrte. Auch die Beschaffung des Proviants macht ihm keine Sorge, da ihm ja seine Farm und sein Viehstall Bohnen und gesalzenes Fleisch in Menge liefern. So ausgerüstet beginnt er seine Fahrt und kreuzt an der Küste von Neufundland so lange auf und ab, bis er sein ganzes Schiff von unten bis oben mit Stock- und andern Fischen angefüllt hat. Gewöhnlich glückt ihm dieß nach zwei oder drei Monaten und dann kehrt er wohlgemuth auf seine Farm zurück, um von nun an wieder acht oder neun Monate lang Ackerbauer zu sein, natürlich jedoch nicht, ohne daß er zuvor die Ladung verkauft und mit seinen Associés abgerechnet hätte.

Man sieht hieraus, daß der Neuengländer in allen Dingen zu Hause ist und somit wird sich Niemand wundern, wenn wir ferner berichten, daß er sich auch nicht selten als Staatsmann oder vielmehr als Aemterjäger gerirt. Politiker ist nämlich jeder Yankee ohne Ausnahme und schon als ganz junger Bursche hält er sich zu einer bestimmten Partei. Das Hin- und Herschwanken und auf beiden Achseln Wasser tragen, ist durchaus nicht nach seinem Geschmacke, sondern er liebt es vielmehr, mit Entschiedenheit aufzutreten. Das jedoch wird man natürlich finden, daß er sich nur zu denjenigen politischen Farben bekennt, welche ihm den größtmöglichen Vortheil versprechen, denn wenn er nicht so dächte und handelte, so wäre er ja kein Neuengländer. Von einer Begeisterung für eine politische Idee weiß er, wie sich von selbst versteht, lediglich nichts. Ebensowenig von der Fähigkeit, sich für seine Grundsätze zu opfern. Im Gegentheil, ein der-

artiger Charakterzug erſcheint ihm als vollkommene Thorheit, über die ein Mann von Verſtand, wie er, nur lachen kann. Deßwegen kämpft er aber doch für den Sieg ſeiner Partei und zwar mit einer Beharrlichkeit und Ausdauer, die man nicht genug loben kann. Nur iſt beizufügen, daß ihm alle Mittel, welche zum Sieg führen, recht ſind, und zwar die guten und ehrlichen ebenſoſehr, als die ſchlimmen und unehrlichen. Sogar „Gewaltthätigkeit" ſchlägt er nicht aus, wenn man damit zu einem Reſultat gelangen kann. Verläumdung des Gegners aber, oder Beſtechung deſſelben, — nun dieſe zwei Dinge natürlich findet er geradezu für erlaubt! „Seine Parthie, calculirt er, muß um jeden Preis ſiegen, denn ſonſt könnte er ja für ſeine bewieſene Treue und Unterſtützung die Belohnung, die er ſich ſchon zum Voraus ausbedungen, nicht erhalten." Worin beſteht nun aber dieſe Belohnung? Vielleicht in Ehre und Ruhm, oder in dem Bewußtſein von ſeinen Parteigenoſſen als ein treuer Kämpe geprieſen zu werden? Narrheiten! Was will ein Yankee von ſolchen Illuſionen? Er hat nur Sinn für Geld und Geldeswerth und darum verlangt er auch etwas „Greifbares" für ſeine Dienſte. Ein geringer Mann allerdings muß ſich mit Wenigem begnügen, allein je einflußreicher die Stellung des Yankee iſt, um ſo größer ſind auch ſeine Anſprüche, und ein reicher Fabrikherr z. B., welcher über ein paar hundert Stimmen gebietet, wird ſich daher nicht leicht befriedigen laſſen, außer wenn man ihm einen fetten Staats-Contrakt oder ein anderes ähnliches profitables Geſchäft zuweiſt. Der alleranſpruchvollſte iſt und bleibt aber immer derjenige unter den Yankee's, welcher das Gewerbe eines Advokaten treibt, denn dieſer

will um jeden Preis ein Amt bekommen. Die Advokatur nemlich wird in Amerika nicht als eine Wissenschaft betrachtet, sondern vielmehr als eine Art von „Stufenleiter zu Amt und Würden", und es giebt daher eine fast übergroße Menge von jungen Leuten, welche selbigen Stand ergreifen. Sie gehen auf ein paar Jahre zu einem Advokaten in die Lehre, gerade wie man zu einem Schlosser oder Schmied in die Lehre geht, prakticiren nachher noch ein Jahr lang bei einem Richter und treten dann sofort als öffentliche Sachwalter auf. Dieß thun sie aber meistentheils nicht, um später durch das Advociren ihr Brod zu verdienen, sondern vielmehr um als Candidaten für irgend ein Amt (in Amerika werden ja alle Beamte gewählt) auftreten zu können, denn wer anders paßt besser zu einem Richter oder überhaupt zu einer öffentlichen Stelle, als Einer, der sich praktisch zum Anwalt herangebildet hat? Ebendeßwegen findet man auch in der ganzen Union fast keinen Civilbeamten, ja nicht einmal einen Obersten oder General, der nicht vorher eine Zeit lang Advokat gewesen wäre, und sogar unter den „städtischen" Beamten haben die meisten vorher diese Carriére gemacht. Freilich man sollte meinen, der Andrang zu derlei Stellen werde nicht allzugroß sein, indem dieselben zum Theil wenigstens nur mit sehr geringen Besoldungen bedacht sind und nur zu oft geradezu Ehrenämtern gleichen, welche umsonst versehen werden müssen; allein glaubt man denn, es gäbe auch nur irgend ein einziges Aemtchen und selbst wenn es das geringste und erbärmlichste wäre, aus welchem ein Yankee nicht ein tüchtiges Einkommen herauszupressen verstünde? Wahrhaftig, gerade hierin zeigt er ein Talent, das fast noch größer

iſt, als ſein Talent zum Speculiren, und man darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß er, wenn er vier Jahre lang als Beamter fungirte, ſei's im ſtädtiſchen oder im Staatsdienſte, nicht nur ſein Schäflein im Trocknen, ſondern es ſogar meiſtentheils ſo weit gebracht hat, um von nun an von ſeinen Renten leben zu können. Allerdings giebt es deßwegen in der ganzen Union keine Stadt und keinen Staat, in welchen nicht die Corruption die höchſte Höhe erreicht hätte; allerdings deutet man von überallher mit dem Finger auf die faſt offenen Betrügereien und Veruntreuungen, die in Nordamerika an der Tagesordnung ſind; freilich weist man es den Herrn Angeſtellten nicht ſelten öffentlich in den Zeitungen nach, daß ſie nichts ſind, als große Schufte, denen ums Geld Alles, Ehre und Gerechtigkeit, Himmel und Erde, feil ſind; allein was thut's? Derlei Vorwürfe prallen von einem „ſmarten Yankee" ab, wie die Kugeln von den Rippen eines Panzerſchiffs! Er lacht darüber und hält es ſelten für nöthig, ſich ſolcher Lappalien wegen auch nur zu verantworten; wenn er es aber je thut, ſo beſteht ſeine Entgegnung nicht ſowohl in einer Widerlegung der gegen ihn geſchleuderten Vorwürfe, als vielmehr darin, daß er ſeinem Gegenpart die ausgetheilten Ehrentitel im vollſten Maaße heimgiebt, oder vielmehr dieſelben durch noch ärgere Schmähungen zu übertreffen ſucht. Natürlich weiß dann das Publikum nicht, welcher der beiden Geguer der ärgſte Schurke iſt, giebt aber doch gewöhnlich dem Recht, welcher die brutalſten und roheſten Ausdrücke zu erfinden wußte. Alſo drauf, und noch einmal drauf! Uebrigens darf man immer mit Sicherheit wenigen Wochen eines neueren noch größeren Scandals

wegen bereits wieder vergessen ist und daß man jedenfalls nach einem Jahre mit keiner Silbe mehr davon spricht. Es ist Gras drüber gewachsen, und der Mousieur Yankee, welcher sich durch seine damaligen Betrügereien ein Vermögen zu machen wußte, kann nun unbelästigt in sich hinein lachen. Kein Hahn kräht mehr nach seiner Schurkerei; im Gegentheil man preißt ihn als einen Mann, dessen verständige Handlungsweise Nachahmung verdiene.

Auf diese Art treibt es der Yankee-Advokat. Gewissensscrupel kennt er keine und darum macht er sich nicht nur nie Vorwürfe über sein vergangenes Leben, sondern ist vielmehr stolz auf die Schlauheit, durch die er zu seinem Ziele kam. Ja er sieht sogar mit einer gewissen Verachtung auf die beschränkten Köpfe herab, welche, um ehrliche Menschen zu bleiben, sich die Gelegenheit Geld zu machen entschlüpfen lassen! Bei so bewandten Umständen kann man es sich schon zum voraus denken, auf welche Weise ein Yankee sich seinen nächsten Verwandten und Freunden gegenüber benimmt. Wir thörigte Europäer halten noch immer etwas auf Blutverwandtschaft und Freundschaft; der Nordamerikaner aber kennt diese Begriffe nur vom Hörensagen. Oder wäre in der That das Wunder einmal vorgekommen, daß ein Neuengländer für einen Andern „wirkliche" Freundschaft gefühlt und sich zu dem Unverstande hätte verleiten lassen, ein Freundesopfer zu bringen? Allerdings in seiner Jugend, d. h. in den Jahren, welche wir in Deutschland die „Sprudeljahre" nennen, hatte er immer verschiedene Genossen um sich, mit welchen er allerlei tolle Streiche ausübte. Er besaß damals was man in Amerika „Reklessness" nennt, d. h. einen gewissen rohen Muth, [illegible] eine Freude hat, und

trieb diesen Uebermuth oder vielmehr diese seine brutale Rücksichtslosigkeit so weit, daß er zum Beispiel im Stande war, mit seinen Genossen ohne die geringste Veranlassung in irgend eine Wirthschaft einzufallen und die darin befindliche Gesellschaft mit Pistolenschüssen zu begrüßen, oder daß es ihm einfiel, das nächste beste Haus „des Jures wegen" — for the sake of fun — in Brand zu stecken, damit durch den Zusammenruf der Feuerwehr ein rechter Spectakel entstehe. Allein „Freunde" waren ihm diese Genossen nicht, sondern sie galten ihm nur als „seine Kameraden", sie gehörten nur zu seiner „Fellowship" d. h. „zu seiner Kumpanschaft". Dieß sieht man am Besten daraus, daß er, wenn älter geworden, keinen dieser Kumpane mehr kennt, sondern jedem derselben unbedingt feindselig entgegentritt, sobald er seine Rechnung dabei findet. „Hilf dir selber, help yourself" ist sein oberster Grundsatz und darum denkt er gar nicht daran, einem Andern, und wäre derselbe auch von Kindheit an mit ihm erzogen worden, aus purer Freundschaft d. h. ohne Aussicht auf einen Gewinn beizustehen. Aeußerlich allerdings sieht sich die Sache anders an, denn wo ein Amerikaner einen Bekannten begegnet, streckt er ihm gleich die Hand entgegen und drückt sie ihm wie einem gar lieben Freunde. Allein dieses „Shaking hands" ist nur eine bedeutungslose Ceremonie und vertritt die Stelle des deutschen oder französischen Hutabziehens, von welchem der Amerikaner ein abgesagter Feind ist. Grüßt er ja doch sogar eine Dame seiner Bekanntschaft nicht durch das Abnehmen der Kopfbedeckung, sondern durch das Entgegenstrecken seiner rechten Hand!

Wenn nun aber der Yankee gegenüber von seinen Kameraden ein solch kalter berechnender Egoist ist, wie

z. B. in Deutſchland und Frankreich die Männer gewohnt ſind, ihr Vergnügen Abends in den Kaffee-, Bier- oder Weinhäuſern zu ſuchen. „Er allein, ſo rühmt er ſich, iſt das Muſter eines Ehemanns, denn Er bringt faſt alle Abende im Schooße ſeiner Familie zu!“ Freilich das verſchweigt er wohlweislich, daß er für Einen Abend in der Woche durch ſeinen politiſchen Clubtag, für einen zweiten durch ein Meeting, d. h. eine Berathungsverſammlung ſeiner Partei, und für einen dritten durch den vorgeſchriebenen Beſuch der Freimauer-Loge, zu der er gehört, verhindert iſt, zu Hauſe zu bleiben! Freilich, davon ſpricht er keine Sylbe, daß er matt und müde, wie er von dem vielen Buſineßmachen den Tag über ſein muß, meiſtentheils ſchon nach kurzer Zeit das Schlafgemach aufſucht, ohne ſich mit den Seinigen in lange Unterredungen einzulaſſen, und daß er ſogar die wenigen paar Stunden, die er bei ſeiner Familie im Wohnzimmer zubringt, mit nichts anderem ausfüllt, als mit dem Leſen der Abendblätter und dem Tabakkauen! Wo bleibt unter ſolchen Umſtänden das hochgerühmte Familienleben?

Wir haben nun den Yankee von den allerverſchiedenſten Seiten aus betrachtet und es bleibt uns jetzt nur noch übrig, über einige wenige Eigenthümlichkeiten zu berichten, welche anzuführen wir bisher noch nicht Gelegenheit hatten. Wir meinen damit vorerſt ſein höchſt eigenthümliches Betragen in Geſellſchaft, denn wenn ſich ein Nordamerikaner in einem Local befindet, in welchem blos Männer anweſend ſind, ſo benimmt er ſich ganz anders, als ſonſtige Menſchenkinder zu thun pflegen. Er hat da ſtets den Hut auf dem Kopfe und ſetzt ſich nie nieder, ohne daß er ſeine Füße über die Lehne eines andern Stuhles hinüber ſtreckte. Ja oft, wenn er ſich z. B. in dem Parterrelokal eines

Kaffee's befindet, öffnet er ein Fenster, setzt sich hart davor, lehnt sich in seinem Stuhle zurück und hängt die Füße über die Fensterbrüstung hinaus, so daß ein Fremder, welcher diese Erscheinung zum erstenmal sieht, sich vor Verwunderung nicht fassen kann. Im Winter natürlich hört dieses „Füßezumfensterhinausstrecken" der Kälte wegen auf, aber dann setzt sich der Yankee mit seinen Genossen um das Kaminfeuer herum, und bringt die Füße, statt sie wie andere Christen auf dem Boden aufzustellen, in eine horizontale Lage mit dem Kaminroste, wodurch er nicht selten Gefahr läuft, seine Sohlen anzubrennen. Gesprochen wird dabei unter den Anwesenden nicht viel. Auch selten geraucht und sicherlich nie geschnupft. Um so mehr aber befleißigen sich die Herren zu kauen und den braunen Saft entweder in's Kamin oder auch auf den Bodenteppich zu spritzen, wobei sie keine Rücksicht darauf nehmen, ob der Teppich neu oder alt, kostbar oder nicht kostbar ist. In dieser Stellung verharren die Yankee's oft mehrere Stunden lang, ohne daß der Eine den Andern in seinen tiefen Meditationen stört, so daß man hie und da beinahe zu glauben versucht wäre, dieselben wären stumm geboren. Allein plötzlich wird man eines Andern belehrt, denn dieser oder jener fängt auf einmal von einem Business d. h. von einem Geschäftchen zu sprechen an, und nun kommt Leben in die kalten Gesichter. Die Sache wird nemlich (darauf darf man rechnen) nicht nur besprochen, sondern auch gleich abgemacht, indem ein Neuengländer immer kurz entschlossen zu sein pflegt. Ist aber das Geschäft zu Ende gebracht, dann tritt wieder dieselbe Stille wie vorher ein, und die Herren besinnen sich auf ein neues Geschäftchen.

Auf diese Art bewegt sich der Yankee in männlicher

Gesellschaft, d. h. wenn er unter seinen Bekannten ist. Gespielt wird selten und wenn er es thut, so ist es eine Art von Landsknecht, „Old Sledge“, genannt, welches nicht gar viel Kopfzerbrechens erfordert. Auch getrunken wird nicht viel, denn der Yankee liebt die berauschenden Getränke nicht besonders, obwohl es ihm vorkommen kann, daß er im Unmuth „auf die Spree“ d. h. „aufs Herumlumpen und Herumkneipen“ geht und dann vielleicht drei Tage und drei Nächte lang nicht aus dem Rausche herauskommt. Solches aber ist immer ein Ausnahmefall und kann daher kaum in Anschlag gebracht werden. Ueberhaupt betrachtet der Nordamerikaner das Wirthshaus keineswegs mit denselben Augen, wie der Deutsche, und geht in eine Schenke oder Restauration nur hinein, um sich schnell etwas zum essen oder trinken geben zu lassen, keineswegs aber um daselbst sein Quartier für einen ganzen Mittag oder Abend aufzuschlagen. Ist er jedoch darauf angewiesen, längere Zeit d. h. ein paar Stunden lang in einem Wirthshause verweilen zu müssen, so darf man sicher sein, daß er sich fast einzig und allein mit Zeitungslesen beschäftigt und jedenfalls mit keinem der Anwesenden, es müßte denn ein genauerer Bekannter sein, eine Unterhaltung anknüpft. Freilich gegen Frauenzimmer ist er zuvorkommender oder vielmehr die Höflichkeit selbst; allein in dieser Beziehung müssen wir den Leser auf ein späteres Capitel verweisen, welches wir den amerikanischen Ladies und ihrem Verhältniß zu der Männerwelt widmen werden.

Noch eigenthümlicher fast als das Benehmen des Yankee in der Gesellschaft kommt uns sein Betragen am Sonntage vor. Von den strengen amerikanischen Sonntagsgesetzen hat der Leser ohne Zweifel schon Vieles ge-

hört und es ist ihm daher sicherlich nicht unbekannt, daß am Tage des Herrn in der ganzen Union nicht blos jede „Arbeit", sondern auch alles und jedes „Vergnügen" aufs Strengste verpönt ist. Kein Wirthshaus soll offen sein, kein Omnibus soll fahren, keine Musik soll erschallen (Choralmusik ausgenommen), kein Lied soll gesungen werden; ja nicht einmal ein Spaziergang ins Freie soll gemacht werden! Nur allein dem Herrn Zebaoth soll der Tag geweiht sein und der Vorschrift nach hat man ihn in der Kirche oder, wenn zu Hause, in stillem Gebet, bei geschlossenen Fensterläden, damit der Geist durch den Anblick Vorübergehender nicht von heiligem Nachdenken abgezogen werde, zuzubringen! *) Also lauten die Sonntagsgesetze in Amerika, und dieselben sind nicht nur bis auf den heutigen Tag nicht aufgehoben, sondern werden sogar fast überall bei schweren Strafen aufrecht erhalten. Fragt man nun aber nach dem Ursprung dieser „pharisäischen" Decrete, welche aus dem Tag der Erholung einen Tag der Pein und Qual machen, so ist die Antwort: „sie stammen aus den Neuengland-Staaten, deren Bewohner sie aus Altengland mit herübergebracht haben." Das Letztere ist vollkommen richtig. Die Sonntagsgesetze verdankt man den englischen Puritanern, welche in ihrem scheinheiligen Eifer den altbiblischen Jehovah für den Herrgott der Christen ansahen und meinten, die Gottesfurcht bestehe darin, daß man sich aller Fröhlichkeit enthalte und die Erde für ein Jammer-

*) Wir erlauben uns, den Leser in dieser Beziehung auf die „Lebenden Bilder aus Amerika von Th. Griesinger" aufmerksam zu machen, in welchen die Art und Weise, wie der Deutsche den Sonntag im Gegensatz gegen die Amerikaner feiert, geschildert ist.

Anmerkung des Setzers.

thal ansehe! Wie kommt es nun aber, daß der Yankee welcher doch (wie wir zur Genüge auseinandergesetzt) i seinen Handlungen keineswegs eine absonderlich moralisch und christliche Gesinnung an den Tag legt, jenen Purita nismus in der Sonntagsfeier beibehalten und sogar viel fach bedeutend verschärft hat? Wie kommt es, daß Er der doch sonst in allen Dingen so überaus praktisch ist das Unpraktische jener tollen Sonntagsheiligung, welch sogar in den Zeiten, in denen es am meisten presst, de Fabriken das Arbeiten verbietet, und einem Reisenden, de unter jeder Bedingung schnell sein Ziel erreichen möchte das Weiterkommen zur Unmöglichkeit macht, nicht längs einsah und dieselbe deßhalb als ein unnützes Möbel übe Bord warf? Man hat den Grund darin gesucht, daß de Nordamerikaner, der seiner kalten berechnenden Natur wege keineswegs zu philosophischen Grübeleien geneigt ist, a einem von seinen Voreltern empfangenen Dogma nich rütteln möge, und es mag dieß in mancher Beziehung sein Richtigkeit haben. Die Hauptursache liegt aber sicherlic ganz wo anders, und zwar darin, daß der Yankee di Sonntags-Heiligung als ein Geschäft betrachtet Er sieht ein, daß sein ganzes Thun und Treiben di Woche hindurch ein überaus „weltliches" ist; ja daß da Business, welches er verfolgt, zum großen Theil vor uns rem Herrgotte keine Gnade finden kann. Somit möchte diesen Herrgott auf irgend eine Weise versöhnen, d. h. möchte, wie die Bibel sagt, „Gott geben was Gottes ist und aus diesem Grunde kommt ihm das Dogma d Sonntagsheiligung, von welcher seine Geistlichen sage „daß sie ein verdienstliches Werk sei", äußerst gelege Das viele Kirchengehen, „das abgeschlossen von aller We

zu Hauſe ſitzen, und Trübſal blaſen müſſen", iſt ohne Zweifel gar nicht nach ſeinem Geſchmacke, aber er glaubt dadurch mit ſeinem Herrgott fertig geworden zu ſein und den Schuldbrief an den Himmel bezahlt zu haben. Eben darum erweiſt er ſich auch, ſo ſehr er ſonſt den Dollar dreimal anſieht, ehe er ihn ausgiebt, gegen Kirche und Geiſtlichkeit äußerſt freigebig, denn durch die Summen, welche er dieſen gibt, glaubt er nach und nach das Capital einzulöſen, welches Gott an ihn zu fordern habe! „Der Katholik", denkt er, „hat allerdings auch eine Abſolution, aber er erhält ſie nur aus Gnaden des Prieſters; ich aber habe meine Abſolution durch meine Sonntags-Caſteiung ſowie durch meine Freigebigkeit gegen die Kirche baar bezahlt und mir damit das Recht erworben, die ſechs Wochentage hindurch thun und treiben zu dürfen, was ich will." In dieſer Calculation liegt wohl der Hauptgrund, warum der Yankee mit ſolcher Starrheit an den Sonntagsgeſetzen feſthält.

Der Leſer hat nun den Charakter des Nordamerikaners, wie wir denken, zur Genüge kennen gelernt und wird ſich jetzt manche in den Vereinigten Staaten vorkommende Dinge, an deren Möglichkeit er bisher zweifelte, mit Leichtigkeit erklären können. Namentlich wird er einſehen, wie es trotz der ungeheuren Verdorbenheit, Schlechtigkeit und Corruption, welche in Nordamerika ihr Lager aufgeſchlagen hat, trotz der Brutalität, Rohheit und Gemeinheit, welche ſich tagtäglich auf den Straßen breit macht, trotz der widerlichen Scheinheiligkeit, welche ſelbſt in den gebildeteren Klaſſen herrſchend iſt, und trotz der noch widerlicheren Selbſtüberſchätzung, welche in dem Charakter des Yankeethums liegt, — wie es, ſagen wir, trotz allem dem möglich

war, daß die einzelnen Städte und Staaten der Union ſich ſo rieſenmäßig ſchnell entwickelten und in einer faſt unglaublich kurzen Zeit in's „Ungeheuerliche“ anwachſen konnten. Die Thatkraft und Energie des Yankee brachte dieß zu Stande, gerade wie umgekehrt die Laſter der Amerikaner faſt einzig und allein nur von ihm herrühren!

2.

Die Freiheit in Amerika

oder

warum gibts daselbst Sclavenstaaten und Nichtsclavenstaaten? *)

Die Ehre, oder vielmehr die Schande, den Handel mit schwarzen Afrikanern und somit die Nigger-Sclaverei zuerst in der civilisirten Welt eingeführt zu haben, gebührt den Portugiesen. Sie entdeckten bekanntlich am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den Weg um die Südspitze Afrika's herum, nahmen anno 1480 die Küste von Guinea nebst

*) Das nächstens in der ganzen amerikanischen Union einheimisch gewesene Nigger- und Sclaveninstitut, so wie der große Gegensatz zwischen „Norden und Süden" zieht sich wie ein rother Faden durch alle politischen und socialen Verhältnisse der nordamerikanischen Freistaaten hin. Deßwegen waren wir gezwungen, auf die „Entstehung des Niggerinstitutes, so wie des Gegensatzes zwischen Norden und Süden in der Union" wenigstens „einigermaßen" einzugehen. Der Leser hätte sonst sicherlich manche von den nachfolgenden Schilderungen nicht verstanden! Wer übrigens etwas „Näheres und Detaillirteres" über die Geschichte der Sclaverei in Amerika lesen will, der nehme das „Politische Welttheater vom Jahr 1861" (Stuttgart, Gebr. Mäntler) zur Hand, so wird es ganz ins klare kommen. Der Verfasser.

einigen in der Nähe liegenden Inseln in Besitz und eröffneten alsobald mit den Negerstämmen des inneren Afrika einen äußerst einträglichen Gold- und Menschenhandel. Die Letzteren verwandten sie auf ihren in den neuen Besitzungen frisch errichteten Zuckerplantagen und hatten eine große Freude daran, daß die Nigger trotz den glühenden Sonnenstrahlen „durch die freundliche Ermunterung mit der Peitsche" so hübsch munter darauf losarbeiteten.

Zu derselben Zeit etwa, da dieß geschah, entdeckte Columbus „für die Spanier" Amerika und zwar zuerst den mittleren Theil desselben, in welchem bekanntlich ein äußerst heißes Klima sowie ein unendlich fruchtbarer und zum Anbau von Indigo, Zucker, Reis und andern tropischen Gewächsen geeigneter Boden zu finden ist. Ueberdieß lieferten die Eingeweide der Erde Gold und Silber, und je mehr man grub, um so größer wurde die Ausbeute dieser edlen Metalle. Hierüber war die Freude der Spanier groß; ja sie war sogar noch viel größer, als die der Portugiesen über ihre Entdeckungen an der südwestlichen Küste Afrika's. Gold und Silberbergwerke, Zucker, Kaffee und Indigoplantagen — was brauchte man weiter, um schnell reich zu werden! Natürlich zum „Selbstarbeiten" in den Bergwerken oder Plantagen, dazu waren die stolzen Hidalgos sowohl zu hochmüthig als zu träge, allein es gab ja in Mexiko und Peru sowie auf allen den Inseln und Ländern, welche die Spanier damals in Besitz nahmen, der Ureinwohner, die man zu diesen Geschäften verwenden konnte, viele Millionen. Vorwärts also mit den Indianern zur Arbeit! Sie waren zwar schwächlich und ziemlich verweichlicht, aber um so weniger zeigten sie sich fähig, Widerstand zu leisten, also vorwärts mit ihnen zur Arbeit!

Das Ding ging so zwanzig und noch mehr Jahre lang. Freilich brauchte man zu einer Arbeit, die ein kräftiger Mann sonst allein verrichtet, der Indianer fünfe oder sechse, und wenn die armen, ungeschickten, und solcher Thätigkeit ungewohnten Burſche „durch Hiebe und andere Marter angespornt“ zwei Jahre lang gehackt, geschaufelt oder gegraben hatten, so starben sie weg, wie die Mücken. Allein was lag daran? Es gab ja ihrer die Hülle und Fülle! Doch endlich bemerkte man mit Schrecken, wie groß die Lücken unter den Indianern wurden. Nicht Tausende sondern Hunderttausende, ja ganze Stämme wurden hinweggerafft. Gings so fort, so gabs in fünfzig Jahren keine Rothhäute und also auch keine Arbeiter mehr. Das war ein böser Strich durch die Rechnung der gewinnsüchtigen Weißen!

Rathlos ſtanden die Spanier. Da kamen ihnen zwei pfiffige portugieſiſche Seecapitaine mit ihrem teufliſchen Verſtande zu Hülfe. „Unſere Nigger“, ſagten dieſe Capitaine, „die wir auf den Inſeln Principe, Annabon, St. Thomas und Fernando Po verwenden, ſind ganz andere Burſche, als eure armſeligen Rothhäute, und vertragen harte Arbeit, ſchwere Schläge und heißes Klima ganz vortrefflich, was gebt ihr uns alſo, wenn wir euch von unſerer Waare liefern?“ Solcher Antrag gefiel den Plantagen- und Bergwerksbeſitzern im ſpaniſchen Amerika gar wohl und ſie gingen alſobald auf den Handel ein. Man machte alſo — dieß geſchah im Jahr 1506 — eine kleine Probe mit etwelchen Schiffsladungen „Schwarzer aus Guinea“ und da die Probe über Erwarten gut ausfiel, ſo ließ man bald „noch mehr Niggerwaare“ nachkommen. Die neu importirten Afrikaner arbeiteten gleich Laſtthieren

und waren überdieß genügsam, besonders wenn man ihnen nicht viel gab. Nur Eines stand ihrem Import entgegen, nemlich das, daß man sie „kaufen" mußte, und somit hielten sich immer noch viele Spanier an die „Indianer", die man ja „umsonst" haben konnte. Das Aussterben der Rothhäute nahm also seinen geregelten Fortgang und steigerte sich sogar von Jahr zu Jahr, weil immer mehr Weiße aus Europa herüberkamen, welche sich Ländereien erwarben und zur Cultivirung derselben tausende von Eingebornen mit kaltem Blute hinmetzelten. Da nahm sich ein spanischer Priester, mit Namen Fray Bartolomé de Las Casas, welcher später den Bischofssitz von Chiapa in Mexiko erwarb, um's Jahr 1515 der armen Rothhäute an und brachte die spanische Regierung dazu, die Verwendung der Indianer, „damit dieselben nicht gänzlich ausgerottet werden möchten", zu harter Arbeit in ihren Colonien zu verbieten und dagegen zu decretiren, daß von nun an für die schwersten Geschäfte in den Minen und Zuckerplantagen aus Afrika importirte Nigger verbraucht werden sollten. Es war eine eigene Art von Humanität, diese von dem frommen Herrn de Las Casas, welchen man so viele Jahre lang als das Muster „eines edlen Menschenfreundes" gepriesen hat, in Anwendung gebrachte Humanität! Die „Rothhäute" sollten geschont und erhalten, dagegen aber die „Schwarzhäute" wie das liebe Vieh zur Arbeit gepeitscht werden! Freilich zu seiner Entschuldigung muß man anführen, daß Las Casas die Nigger keineswegs als Menschen, sondern vielmehr „als einen Zweig der großen Affenraee" betrachtete und daher in seiner Art recht hatte, wenn er sie lieber zu Sclaven herabgewürdigt wissen

wollte, als die zarten und schwächlichen, aber der Cultur und dem Christenthum leicht zugänglichen Indianer.

Von jener Zeit an florirte „der Handel mit schwarzem Menschenfleisch nach Amerika hinüber", und schon der Günstling Kaiser Karls V., der berüchtigte Marquis de la Bresa, welchem besagter Kaiser anno 1517 ein Privilegium zur Niggereinfuhr in die spanischen Colonien ertheilte, beutete den Artikel so sehr aus, daß es den weißen Colonisten daselbst keineswegs an Arbeitskräften fehlte, trotzdem sie die Indianer von nun an „wenigstens in der Hauptsache" im Frieden lassen mußten. Allein nicht blos im „spanischen" Amerika, sondern auch „in den übrigen Provinzen jenes großen Festlandes" wurde die Neger-Sclaverei bald heimisch. Man kann sich nemlich wohl denken, daß die seefahrenden Nationen Europa's, besonders die Engländer und Franzosen, den Spaniern den alleinigen Besitz des neu entdeckten Continentes keineswegs gönnten, sondern vielmehr ebenfalls auf Forschungsreisen ausgingen und alles Land annexirten, welches sie zu annexiren vermochten. Gibt es ja doch keinen Herrscher, der nicht die Begier hätte, seine Herrschaft auszudehnen! Daher kam es, daß schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts jeder Staat Europa's, welcher über eine Handelsmarine und Kriegsflotte commandirte, seine eigenen Colonien in Amerika besaß, aus denen er in aller Schnelligkeit so viel Vortheil als möglich zu ziehen suchte. Insbesondere unterwarf England die ganze Küste von Nordamerika seinem Scepter und kühne Abenteurer, sowie Unzufriedene aller Art, denen es im Heimathlande zu eng war, strömten zu Tausenden in das neue Eldorado, um sich daselbst Ehre, Reichthum, Macht und Unabhängigkeit zu erwerben. So entstanden

jene bekannten englischen Colonien, welche sich zweihundert Jahre später durch einen langen Krieg vom Mutterlande frei machten und sich dann unter dem Namen „der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ als unabhängige Macht constituirten. Nun traf es sich aber, daß die Engländer als eine Nation, „welche sich keinen Vortheil entgehen läßt“, sich schon seit dem Jahr 1562 mit aller Macht auf den Import von Niggern geworfen hatten, denn natürlich ein solch nutzbringendes Geschäft durften sich „die Krämer von der Themse“ nicht entgehen lassen. Ja, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts konnte sich das stolze Brittanien rühmen, der Hauptsclavenhändler für die ganze Welt geworden zu sein und sogar die Portugiesen zu Grunde gesegelt zu haben! Was war also natürlicher, als daß sie ihre ureigenen Colonien in Amerika, das heißt also alles Land vom dreißigsten Breitegrad aufwärts bis zum fünfzigsten, ebenfalls mit dieser Waare überschwemmten? Einzelne dieser Colonien, nemlich die weiter nördlich gelegenen, und darunter besonders diejenigen, welche man später unter dem Namen „Neu-England“ begriff, wehrten sich zwar mit aller Macht gegen den Import besagten Handelsartikels, allein der König von England berief sich auf seine monarchischen Vorrechte, wornach Er allein den Handel in den Colonien zu reguliren hätte, und — die Unterthanen hatten natürlich zu gehorchen. Somit mußten sich die Provinzen „Neu-Englands“ das Sclaveninstitut so gut gefallen lassen, als die übrigen Colonien, welche Brittanien auf amerikanischem Grund und Boden besaß.

Auf diese Art kam das Niggerthum wie nach dem südlichen und mittleren, so auch nach dem nördlichen Ame-

rika und der Dank hiefür gebührt „dem Volke, welches sich rühmt das freieste in der ganzen Welt zu sein.“ Darum, als anno 1774 die brittischen Colonien Massachusetts, Rhode-Island, Neuhampshire, Connecticut, Neuyork, Pennsylvanien, Maryland, Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Neujersey und Delaware zusammentraten, um sich von dem englischen Joche zu befreien, gab es keinen einzigen unter diesen dreizehn Staaten, in welchem die Neger-Sclaverei nicht „einheimisch“ gewesen wäre. Freilich in den nördlichst gelegenen Staaten, in welchen die aus England ausgewanderten Puritaner ihren Hauptsitz hatten, sowie in dem südlicheren Pennsylvanien, in dem die Quäker große Ländereien besaßen, zeigte man sich dem Institute „grundsätzlich“ abgeneigt, allein „gesetzlich“ bestand es und nicht nur durfte sich Jeder, der ein Freund der Sclavenarbeit war, so viel Nigger halten, als er wollte, sondern die englische Regierung begünstigte auch die Sclavenhalter auf alle Weise. Wie ging es nun aber, als die genannten dreizehn Staaten die Fahne der Republik entfalteten und sich von dem engen Joche, unter dem sie bisher geseufzt, befreiten? Bis dato, d. h. so lange sie Colonien Englands waren, konnte man nicht sie, sondern vielmehr das Mutterland für das Niggerthum verantwortlich machen, aber wie nun?

Anno 1776 erklärten sich die dreizehn vereinigten Staaten „für unabhängig“ und anno 1787 entwarfen sie sich ihre Bundes-Verfassung. In dieser wurde festgestellt, daß jeder Mensch zur Freiheit geboren sei und daß man Niemanden dieses unveräußerlichen Rechtes berauben könne. Die Constitution der Union sollte die freieste sein, die es in der Welt gebe,

und das Problem, von dem ein Plato träumte, in der factischen Wirklichkeit gelöst werden. Man durfte also mit Sicherheit erwarten, daß alle und jede Sclaverei aus der neuen Republik ausgeschlossen sein würde und zwar um so mehr, als die Nordamerikaner beim Beginn ihres Revolutionskriegs es als einen Hauptgrund ihrer Empörung bezeichneten, daß König Georg das Sclaveninstitut hege und hätschle. Ueberdieß gab es damals in allen dreizehn Staaten zusammengenommen keine 400,000 Nigger und „der Verlust an Eigenthum" wäre also, wenn man diese freiließ oder wenigstens ihre Emancipation anbahnte, kein so immenser gewesen. Allein was geschah nun? **In der ganzen Constitutions-Urkunde von 1787 war von der Aufhebung der Nigger-Sclaverei lediglich keine Rede!!**

Woher kam nun dieses auffallende Stillschweigen? Betrachteten vielleicht jene berühmten Männer, welche die Constitution für die Union entwarfen, die schwarzen Afrikaner als „Nicht-Menschen"? Oder sollte es ihnen ganz entgangen sein, daß die hochtrabenden Worte, mit welchen sie ihre „glorreiche Republik" begründeten, zu dem Institute der Sclaverei im schneidendsten Gegensatze standen? Oder endlich, wenn dieß nicht der Fall war, suchten sie vielleicht die Stimme ihres Gewissens, welches ihnen die Sclaverei sicherlich als einen Schandfleck bezeichnete, aus andern Gründen, nemlich aus Gründen des Interesses zu übertäuben? Das Letztere war unzweifelhaft der Fall, denn wenn auch einzelne wenige Männer, wie Thomas Jefferson, Gouverneur Morris von Neuyork und Andere das Institut der Sclaverei „für ein Institut des Teufels" erklärten, so konnten oder wollten sich doch die meisten übrigen Stimmführer der

neuen Republik durchaus nicht auf diesen hochherzigen Standpunkt erheben und Andere, wie besonders die Delegirten der südlicheren Staaten erklärten geradezu: „wenn überhaupt etwas aus der Constituirung der dreizehn Staaten zu einer Union werden solle, so müsse das Sclavereiinstitut beibehalten werden, denn sie wenigstens wollten nicht ohne Sclaven leben.“

Das Wort „Humanität“ ist ein sehr schönes Wort, aber es steht jetzt noch nicht, und stand damals schon nicht in dem Lexicon der Yankees. Es trägt nichts ein, wie könnte sich also die große Masse der Nordamerikaner, die doch nur allein dem Interesse leben, für dasselbe begeistern?*) Nur allein zu Einem konnte Thomas Jefferson die Mitglieder der damals (anno 1787) zusammenberufenen National-Convention bewegen, nemlich dazu, daß beschlossen wurde, dem Import weiterer Niggerwaare aus Afrika, als dem schmählichsten und niederträchtigsten Handel, den es gebe, auf den 1. Januar des Jahres 1808 ein Ende zu machen. Das war die einzige Concession an die Menschlichkeit und Freiheit, zu welcher sich die große Mehrheit dieser frischgebornen Volksblut-Republikaner verstand, eine Concession übrigens, deren Werth noch dadurch ins Unendliche abgeschwächt wurde, daß man den Zeitpunkt, in welchem die Niggereinfuhr aufhören sollte, wie gesagt, erst nach vollen zwanzig

*) Die Amerikaner besitzen allerdings das Wort »Humanity«, aber dasselbe bedeutet nicht das, was wir Deutsche unter „Humanität“ verstehen, sondern vielmehr nur „Menschenfreundlichkeit“.

Jahren eintreten ließ, einfach deßwegen, damit man in dieser langen Periode Gelegenheit und Muße habe, einen recht großen Vorrath von schwarzer Waare einzulegen!!

Konnte nun aber der ächt republikanische Geist auf der großen National-Convention von 1787, sowie auf den verschiedenen Congreß-Sitzungen, welche die Vertreter der Vereinigten Staaten die nächsten Jahre darauf abhielten, nicht durchdringen, so konnte er dieß, wie man sich leicht denken kann, ebenso wenig in den Sessionen der Einzeln-Staaten. Allerdings gab es nicht wenige „Einzelne", welche die Schmach des Fortbestandes der Sclaverei nur zu tief fühlten, und auf alle Weise zur Beseitigung derselben wirkten; allerdings bildeten sich schon anno 1787 unter dem Vorsitze Benjamin Franklins, Thomas Jefferſons und Anderer sogar „Contrasclaverei-Verbrüderungen", die sogenannten Abolitionisten-Gesellschaften, welche, wie es schon ihr Name gibt, die Ausrottung der Sclaverei anstrebten; allerdings gaben die Quäker im Pennsylvanischen aus religiösen Gründen, weil die Sclaverei mit dem Christenthum nicht in Einklang zu bringen sei, alle ihre Sclaven sogar ohne Lösegeld frei und auch die Secte der Presbyterianer erklärte sich energisch für die Emancipirung der Nigger; aber „gesetzlich" wurde das Institut der Sclaverei in keinem der dreizehn Staaten „bei ihrer Constituirung zu Freistaaten" aufgehoben, sondern es blieb vielmehr unbeanstandet bestehen. Wie kam es nun aber, daß dennoch in den nachfolgenden zwanzig oder dreißig Jahren jenes Institut im ganzen Norden der Freiheit weichen mußte? Wie kam es, daß die Bevölkerung dorten auf einmal ihren Sinn änderte und nicht blos alle „im Lande befindlichen" Sclaven eman-

cipirte, ſondern auch jeden Nigger, der von auswärts herkommend ihren Boden betrat, durch dieſen Schritt für frei geworden erklärte? Fuhr vielleicht auf einmal ein anderer Geiſt in die Nordamerikaner, nemlich der Geiſt des Chriſtenthums, der Humanität und des Rechtsgefühls? Kamen ſie etwa plötzlich zur Einſicht, daß es ihre Pflicht vor Gott und den Menſchen ſei, den armen Niggern daſſelbe Recht, das ſie ſelbſt den Engländern gegenüber in Anſpruch nahmen, das Recht zur perſönlich-freien Exiſtenz nemlich, zu gewähren? Ei Gott bewahre, — nichts von Allem dem! Nicht der Humanität, nicht dem Rechtsgefühl, nicht dem republikaniſchen Geiſte hatten die Nigger ihre Freiheit zu verdanken, ſondern vielmehr einzig und allein dem Intereſſe, das die Nordamerikaner dabei fanden! Es ſcheint dieß dem Leſer wahrſcheinlich „ein Widerſpruch mit ſich ſelbſt" zu ſein, allein einige wenige Worte werden die Sache klar machen.

Das Klima in den nördlicher gelegenen Staaten, nemlich in Neuhampſhire, Maſſachuſetts, Rhode Island, Connecticut, Neuyork, Neuzerſey und Pennſylvanien entſpricht ſo ziemlich dem Klima des mittlern Europa. Die Winter ſind zwar allerdings um ein Gutes ſtrenger, während die Sommer um ein Ziemliches wärmer ausfallen, allein im Allgemeinen genommen, gehören jene ſieben Staaten der gemäßigten Zone an und erweiſen ſich als beſonders geeignet, um den Deutſchen, Irländern und Engländern ihr Vaterland zu erſetzen. Ueberdem kommen daſelbſt ganz dieſelben Bodenerzeugniſſe fort, welche auch im mittleren Europa zu Hauſe ſind, nemlich Weizen, Gerſte, Haſer, Hopfen, Mais, Tabak, Kartoffeln, Bohnen, Erbſen u. ſ. w. u. ſ. w. und jeder ausgewanderte Deutſche, Engländer oder Franzoſe iſt fähig,

den dortigen Boden ebenso gut zu bepflanzen, als den seines früheren Vaterlands. Man wird es also ganz natürlich finden, daß die Leute, denen es aus materiellen, religiösen oder politischen Gründen in Europa nicht mehr gefiel oder die vielleicht auch als Sectirer und unruhige Köpfe von ihren Regierungen aus dem Lande getrieben wurden, nirgends anders in Amerika eine Zuflucht suchten, als nur allein in dem nördlicheren Theile der Union, denn hier konnten sie ja athmen, essen, arbeiten und denken, wie sie es zu Hause gewohnt gewesen waren. Hierin lag der Grund, warum die genannten sieben Staaten, als der Hauptstapelplatz der europäischen Einwanderung, weit schneller an Bevölkerung zunahmen, als die sechs andern, weiter südlich gelegenen Staaten, nemlich Delaware, Nord- und Süd-Carolina, Maryland, Virginien und Georgien.

Fragen wir nun, wozu die Niggersclaven im Norden der Union verwandt wurden, so kann die Antwort keine andere sein, als: „zur Feld- und Hausarbeit". Sie mußten pflügen, säen und erndten, sie hatten das Vieh zu versorgen, Holz zu spalten und was dergleichen mehr ist. Mit einem Worte, der Sclave wurde zu allen denjenigen Verrichtungen angehalten, zu welchen man bei uns gemiethete Knechte und Mägde verwendet. Wie nun aber die Einwanderung zunahm und viele junge Deutsche, Irländer und Engländer über's Wasser herüberkamen, um in der neuen Heimath ihre Kräfte zu verwerthen, ließen sich nicht wenige Grundbesitzer dazu herbei, derlei Eingewanderte als Knechte oder Mägde zu miethen, und da zeigte es sich denn sogleich, daß diese weißen Arbeiter eine ganz andere Arbeit zuwege brachten, als die Nigger-Sclaven. Sie griffen alles mit viel mehr Luft und Liebe, sowie mit weit mehr Ge-

schicklichkeit an. Auch konnte man sich auf sie verlassen, während man die Schwarzen, die von Natur lässig und faul sind, stets zu beaufsichtigen und zur Arbeit anzutreiben hatte. Kein Wunder also, wenn es auf einem Landgut, welches von gemietheten weißen Arbeitern bepflanzt wurde, sowohl im Haus als im Feld bald viel sauberer, reinlicher und properer aussah, als auf einer Farm, auf welcher Niggerhände wirthschafteten! Kein Wunder sogar, wenn jenes Landgut sich schon nach wenigen Jahren viel einträglicher erwies, als die von Niggern cultivirte Farm!

Dieser Umstand brachte die Herren Grundbesitzer zum Nachdenken. Sie fiengen an zu rechnen, und da jeder Nordamerikaner das Einmaleins aus dem Fundamente versteht, so kam bald ein „Facit" heraus, welches gänzlich zu Ungunsten der Sclaverei ausfiel. Ein erwachsener kräftiger Sclave hatte damals, als die Union sich constituirte, einen Werth von höchstens achthundert und mindestens siebenhundert Dollars. Dieß kam, da man aus Capitalien zu jener Zeit (wie sogar jetzt noch) recht gerne zehn oder zwölf Procente zog, einem Zinsbetrag von siebzig bis achtzig Dollars gleich. Dazuhin mußte man noch den Sclaven verköstigen, kleiden, beherbergen und im Krankheitsfalle verpflegen. Was kostete nun aber ein gemietheter weißer Knecht? Ebenfalls nicht mehr als achtzig Dollars bei freier Station! War also nicht der Weiße dem Schwarzen bei weitem vorzuziehen, besonders auch da man den Weißen „nur so lange er gesund war" zu bezahlen hatte? Weiter! Einen weißen Knecht konnte man entlassen, wenn er nicht paßte; einen schwarzen Sclaven aber mußte man behalten oder mit Schaden verkaufen, wenn er sich als untauglich zeigte. Ueberdem wie war es mit den kleinen

Niggerkindern? Mußte man sie nicht von den Windeln an nähren und kleiden, ohne daß sie bis zum zehnten oder zwölften Jahre etwas dafür leisteten? Wie verhält es sich ferner mit den alt und gebrechlich gewordenen Negern und Negerinnen? Mußte man sie nicht bis an ihr Lebensende „wenigstens nothdürftig" kleiden und verköstigen, da kein Mensch sich dazu herbeiließ, Einem einen altersschwachen Sclaven abzunehmen? Endlich aber wenn das Geschick es gar wollte, daß ein Sclave in der Blüthe seiner Jahre, d. h. zu der Zeit, in welcher er den meisten Werth hatte, dahingerafft wurde, wer hatte dann einzig und allein den Schaden hievon? Kein anderer als der Sclavenbesitzer! Da war es doch etwas ganz anderes bei einem gemietheten Weißen, denn um den Tod eines solchen und wenn es der flinkste, kräftigste und tauglichste Mensch von der Welt gewesen wäre, brauchte man sich kein graues Haar wachsen zu lassen, „da ja mit ihm kein Capital verloren ging!"

Auf diese Art calculirten die Herren Grundbesitzer in den nördlich gelegenen Staaten der Union und nun gaben sie den Einflüsterungen der Abolitionisten auf einmal ein freundliches Gehör. Allein nicht blos die „Grundbesitzer" calculirten auf die besagte Weise, sondern auch die „Bewohner der Städte". Kaum nämlich hatten sich die Vereinigten Staaten als Republik gegründet und sich von dem Zwange, der bisher in commercieller und industrieller Beziehung von England aus auf ihnen gelastet hatte, los gemacht, so fieng es an sich allüberall gar lustig und fröhlich zu regen und in allen Städten entstanden Fabriken, Manufacturen und Factorien. Man brauchte ja jetzt die fertigen Waaren nicht mehr aus dem Mutterlande zu beziehen, sondern hatte das Recht und sogar die Pflicht, sie

ſelbſt zu erzeugen. Kein Wunder alſo, wenn die Gewerbetreibenden alle Hände voll zu thun hatten; kein Wunder aber auch, wenn ſie ſich nach allen Seiten um neue Kräfte zu ihrer Unterſtützung umſahen! Woher nun aber ſollten ſie dieſe Kräfte nehmen? Etwa aus der Reihe ihrer ſchwarzen Sclaven? Du lieber Himmel, dieß ging nicht; denn die Nigger ſind wohl zu harter Arbeit, keineswegs aber — etliche wenige Ausnahmen vielleicht abgerechnet — zu irgend einem Gewerbe, welches Verſtand, Fleiß und Uebung vorausſetzt, zu gebrauchen. „Solcherlei“ Arbeit, wie ſie der Handwerker und Fabrikant braucht, geht (dieß zeigt die Erfahrung vieler Decennien) ganz gegen den Charakter des Negers. Iſt ja doch jedes Gewerbe und jede Induſtrie mit gutem Recht „eine freie Kunſt“ zu nennen, welche nur durch „freiwillige Anſtrengung“, nur durch „freiwilligen Fleiß“ erlernt werden kann, während der Nigger, auch abgeſehen von ſeiner Talentloſigkeit, ſelten oder nie „freiwillig“ irgend etwas arbeitet! Man mußte ſich alſo nothgedrungen an die weißen Arbeiter halten und konnte ſogar nicht einmal das Allergröbſte von den ſchwarzen Sclaven verfertigen laſſen, einfach deßwegen, weil die weißen Geſellen ſich weigerten, neben einem ſchwarzen Collegen zu arbeiten. Merkwürdigerweiſe nemlich liegt es in der Natur der angloſächſiſchen Race, daß ſie ſich, und zwar allüberall in der Welt, weit höher dünkt, als die Nigger-Race, und ſogar mit einer gewiſſen Verachtung auf die Letztere herabſieht. Ueber den Grund dieſer Erſcheinung nähere Forſchungen anzuſtellen, iſt hier nicht der Ort, die Thatſache ſelbſt aber läßt ſich nicht bezweifeln, und ſomit lag es ganz in der Natur der Sache, daß diejenigen Fabrikanten, welche „gar keine Neger“ in ihrem Geſchäfte verwandten, weit leichter weiße

Arbeiter bekamen, als andere Industrielle, welche fortfuhren, Sclaven zu halten. Was Wunder also, wenn am Ende „jeder" Gewerbsmann ein offener Feind der Sclaverei wurde und sich fast noch energischer für die Emancipation der Nigger aussprach, als der Farmer auf dem Lande?

Humanität war's also nicht, was den Norden der Union zum Gegner des Institutes der Sclaverei machte, sondern das Hauptmotiv lag vielmehr in dem „Vortheile", den man aus der Aufhebung jenes Institutes zog. Das übrigens muß man dem Norden zum Ruhme nachsagen, daß er, sobald er seinen Vortheil begriffen hatte, auch alsobald energisch an's Werk ging und sogar kein Opfer scheute, um mit jener schmählichen Einrichtung zu Ende zu kommen. Mit gutem Beispiele ging Pennsylvanien voran, welches sofort, nachdem es sich zu einem freien Staate constituirt hatte, alle seit 1780 geborne Niggerkinder für frei erklärte, „damit der Sclavenstamm im Lande aussterbe". Ihm folgten die Staaten Connecticut, Massachusetts, Rhode Island und Neuhampshire, und da es innerhalb ihrer Grenzen nicht allzuviele Sclaven gab, so konnten ihre Regierungen in kürzester Frist sogar so weit gehen, die Nigger dadurch, daß man ihre Eigenthümer von Staatswegen entschädigte, gänzlich frei zu geben. Die letzten der nördlichen Staaten, welche die Sclaverei abschafften, waren Neuyork und Neujersey, in welch' letzterem Lande die gänzliche Emancipation der Schwarzen erst anno 1846 erfolgte. Keiner der sieben Staaten aber hat es je bereut, daß er gethan, was er gethan, denn gerade dem System der Nichtsclaverei verdanken sie die hohe Blüthe, zu welcher sie sich durch die

ins Rieſenhafte anwachſende Einwanderung in den wenigen Jahren von 1787 bis heute emporſchwangen; gerade der Nichtſclaverei und nur ihr allein verdanken ſie es, daß ihr Handel und ihre Induſtrie, ihr Ackerbau und ihre Bodenerzeugniſſe, ihre Population und ihre Städtevergrößerung ſich nicht etwa verzehnfacht, ſondern vielmehr „vollſtändig wörtlich genommen“ verachthundertfacht haben! Zählt doch der Staat Neuyork, um nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, ſtatt der 340,120 Einwohner, welcher er anno 1790 hatte, nach dem Cenſus vom Jahre 1860 nicht weniger als 3,897,394 Seelen, und iſt doch in Pennſylvanien die Bevölkerung von 300,000 Einwohnern, welche dieſer Staat anno 1782 zählte, in unſerer Zeit bis beinahe 3 Millionen angewachſen! Sicherlich, wo Zahlen ſo deutlich ſprechen, da haben wir nicht nöthig, noch andere weitere Beweiſe beizubringen!

Wenn nun aber der Norden es durch die Aufhebung der Sclaverei zu einem ſolch' glänzenden Reſultate brachte, warum haben denn die ſüdlicher gelegenen Staaten der Union das Beiſpiel nicht nachgeahmt? Die Antwort iſt ſehr einfach: der Norden erkannte ſeinen Vortheil „in der Abſchaffung des Sclaveninſtitutes“, der Süden aber vermeinte, ſein Intereſſe beruhe „auf der Beibehaltung der beſagten Einrichtung“. Darum wäre es ein ganz falſches Urtheil, wenn man den Süden deßwegen für „grundſätzlich“ inhumaner erklären wollte, als den Norden, da es ſich ja bei beiden Theilen nur um das Intereſſe handelte.

Vom 38. oder 39. Breitegrad an weiter ſüdlich hinab verändert ſich der Boden und das Klima Nordamerika's um ein ziemliches. Im Anfang freilich fällt dieſe Ver-

änderung nicht so gar sehr auffallend in die Augen, und es sind daher auch die Staaten Delaware und Maryland, sowie das nördliche Virginien von den angrenzenden Staaten Pennsylvanien und Neujersey nicht „allzusehr“ verschieden, den Umstand etwa allein ausgenommen, daß man schon weniger Weizen-, Gerste- und Hopfencultur, dagegen aber grosse Tabaks- und Maisplantagen antrifft. Noch weiter südlich aber, d. h. im südlichen Theile Virginiens und in Nordcarolina, besonders jedoch in Südcarolina und in Georgien wird das Klima heißer und heißer und man fühlt sich auf einmal der gemäßigten Zone vollständig entrückt. Der Boden producirt nicht mehr das, was acht Grade weiter nördlich fortkommt, und die Weißen sind nicht mehr fähig, ohne daß ihre Gesundheit darunter nothleiden würde, die Arbeiten auf freiem Felde zu verrichten. Dieser Ungesundheit des Klima's wegen konnte die europäische Einwanderung von Anfang an schon nicht so leicht dazu gebracht werden, nach dem Süden zu ziehen und die genannten sechs Südstaaten, insbesondere aber Georgien und Südcarolina, welche in ihren merkwürdig fruchtbaren, aber zugleich mephitische Dünste ausathmenden Niederungen Reis und Indigo pflanzten, sahen wohl ein, daß sie ihre Hauptarbeitskräfte aus den Niggern recrutiren müßten. Diese Letzteren waren ja allein fähig, unter dieser glühenden Sonne und in diesem fieberschwangern Luftkreise zu arbeiten! Eben deßwegen erklärten, wie wir bereits weiter oben angedeutet haben, die Delegirten jener beiden Staaten schon auf der National-Convention von 1787, „daß ihre Pflanzungen gar keinen Werth mehr hätten, wenn man ihnen ihre Nigger-Sclaven nähme“, und setzten es durch ihre energische Hart-

nützigkeit durch, daß von der Proposition Jeffersons, „die Sclaverei in der ganzen Union als mit dem Begriff einer Republik unvereinbar aufzuheben", Umgang genommen wurde. Denn Indigo und Reis zu Liebe mußte das leibeigene Niggerthum fortbestehen bleiben und eine jährliche Einnahme von ein Paar Millionen Dollars war Schuld daran, daß gegenwärtig gegen vier Millionen schwarz geborner Menschen „auf die Stufe der Hausthiere herabgedrückt" zu leben gezwungen sind!

War nun aber der Süden schon „des Indigos und Reises" wegen, dessen Anpflanzung doch verhältnißmäßig nicht gar zu einträglich war, so zähe, daß er lieber „ein Menschenthum" opferte, als seine Paar Dollars, wie mußte erst diese Zähigkeit wachsen, als ein anderes Bodenerzeugniß, nemlich der Bau der Baumwolle, welcher einen zehn-, ja fünfzehnfach größeren Gewinn brachte, in seinen Niederungen einheimisch wurde! Die ersten Versuche mit dem Baumwollenbau wurden ums Jahr 1760 in Georgien gemacht; allein da die Nachfrage nach diesem Artikel damals noch unbedeutend und überdieß die Herstellung einer reinen und feinen Waare mit viel Mühseligkeit verknüpft war, so widmeten die südlichen Pflanzer der Sache keine große Aufmerksamkeit, so daß, laut einer noch vorhandenen Liste, anno 1781 nur erst einundsiebzig Säcke von dieser Waare exportirt werden konnten. Bald jedoch trat ein äußerst merkwürdiger Wendepunkt ein, denn in den nächsten Jahren darauf wurden in England die Spinnmaschinen erfunden, durch welche die Baumwollenwaarenmanufaktur einen fast riesenhaften Aufschwung nahm. „Nun genug Baumwolle her," hieß es jetzt in den großen Fabrikstädten der alten Welt, und da man zugleich die Entdeckung machte, daß die

in Georgien und Südcarolina, sowie in den südlichen Abhängen Virginiens und Nordcarolina's gezogene Waare ihrer Qualität nach unter all' den in Europa, Asien, Afrika und Amerika erzeugten Sorten bei weitem die vorzüglichste war, so kann man sich wohl denken, wie sehr nunmehr die Plantagenbesitzer in den Südstaaten der Union um Lieferung von Baumwolle bestürmt wurden. Das war ein Jubel, als dieses Factum sich constatirte, und nun natürlich warf man sich mit aller Macht auf das Anlegen von Baumwollenpflanzungen. Das Geldeinnehmen ist immer eine angenehme Sache, warum hätte also ein Plantagenbesitzer in Georgien oder Südcarolina keine Freude an der in Aussicht stehenden Vermehrung seiner Rente haben sollen? Ein Umstand freilich trübte diese Freude, nemlich der, daß man so gar vieler Hände bedurfte, um, wenn die Baumwollenstauden zur Reife gelangt waren, die Wolle von den Stängeln zu trennen. Hiedurch wurde die Cultur dieser Pflanze ziemlich vertheuert, denn die vielen Nigger, welche man zur Baumwollen-Reinigung verwenden mußte, kosteten Geld und sogar viel Geld. Aber siehe da, auf einmal kam ein kluger Mechanikus des Nordens der Union, mit Namen Ely Whitney, auf eine Erfindung, welche die Bewohner des Südens mit Begeisterung erfüllte. Er ersann nemlich eine Maschine, die sogenannte „Cottongin", durch welche Saamen und Stängel der Baumwollenstaude ohne menschliches Zuthun von der Wolle vollständig abgesondert werden und zwar mit solcher Genauigkeit, daß man bei diesem Verfahren eine viel reinere Waare gewinnt, als wenn Menschenhände das Werk vollbracht hätten. „Hurrah für Whitney!" schrie nun der ganze Süden, denn das Maß seines Glückes war jetzt voll. Man konnte ja in Folge dieser Erfindung

mit derſelben Anzahl von Sclaven, mit der man bisher zehntauſend Pfund Baumwolle erzeugt hatte, deren hunderttauſend Pfund auf den Markt bringen! Mit großer Verachtung ſah man daher von nun an auf den Indigo, ſowie auf alle andern bisher cultivirten Bodenerzeugniſſe herab, dieweil dieſelben nicht den ſechsten Theil des Gewinns brachten, welchen eine Baumwollenplantage abwarf, und verlegte ſich ſofort mit aller Energie darauf, nicht bloß die „bisherigen" Pflanzungen, ſondern auch alles übrige zur Cultur der Baumwolle taugliche Land, das man bis dato unbenützt hatte liegen laſſen, in Baumwollenplantagen umzuwandeln. In Folge deſſen ſteigerte ſich die Produktion der neuen Waare mit jedem Jahre um das Doppelte, ja um das Dreifache; aber dennoch ward nie ſo viel erzeugt, als die Nachfrage der Kaufliebhaber verlangte. Im Gegentheil, man hätte können noch hundertmal ſo viel Baumwolle auf den Markt bringen und dem Bedürfniſſe der europäiſchen Baumwollſpinnereien, deren Rieſenmagen ganz unerſättlich erſchien, wäre doch noch nicht genügt worden.*)

Ein wahrer Freudenrauſch ergriff die ſüdlichen Staaten, welche zur Erzeugung der Baumwolle befähigt waren. Noch vor kurzem hatten ſie ihre Brüder in Connecticut,

---

*) Der beſte Beweis hiefür liegt in der Baumwollenexportliſte. Anno 1781 nemlich betrug der Export 7100 Pfund, 1791 aber war er bereits auf 189,316 Pfund angewachſen. Von nun an übrigens gings nicht im Galopp ſondern im Fluge aufwärts, denn 1795 verſandte man 1,601,760 Pfund; 1800: 17,789,803; 1810: 93,261,462; 1820: 124,893,405; 1830: 276,979,784; 1840: 530,204,100; 1850: 927,237,000; und 1860: über 1,650,000,000. Was braucht man, wo ſolche Zahlen ſprechen, noch eines weiteren Beweiſes!

Maſſachuſetts, Pennſylvanien und Neuyork darum beneidet, daß ſich die große Maſſe der europäiſchen Einwanderung gerade immer nur dem Norden zuwandte und daß in Folge deſſen Ackerbau, Handel und Induſtrie mit jedem Jahre daſelbſt eine höhere Stufe einnahmen, allein nunmehr war das Verhältniß wie mit einem Schlage geändert worden. Die Baumwollencultur brachte ja ſo unendliche Summen ein, daß das Erträgniß von Ackerbau, Handel und Induſtrie wie eine Null dagegen erſchien! Die Freude ſteigerte ſich alſo zum Stolz und Hochmuth, zugleich aber auch zu der Sucht, das was man hatte, noch mehr auszudehnen. Iſt es ja doch eine bekannte Thatſache, daß der Menſch immer ungenügſamer wird, je mehr ſich ſein Reichthum ſteigert! Und ſiehe da, es zeigte ſich, daß nicht bloß die ſüdlichen Theile Virginiens und Nordcarolinas, nicht bloß die Staaten Georgien und Südcarolina, ſondern vielmehr all' die unermeßlichen Ländereien, welche ſich ſüdlich vom fünfunddreißigſten Breitegrad bis zum mexikaniſchen Meerbuſen ſowie weſtlich vom atlantiſchen Ocean bis zu dem großen Strom Riogrande in Mexiko erſtrecken, ſich ganz ausnehmend vorzüglich zur Cultur der Baumwolle eignen! Was war nun natürlicher, als daß die Baumwollen-Plantagenbeſitzer mit der Gier der Unerſättlichkeit darnach trachteten, dieſes ganze mächtige Gebiet für den Baumwollenbau zu gewinnen? Allerdings war die Union nur zu einem kleinen Theile Eigenthümerin jenes Gebietes und mehr als vier Fünftel deſſelben gehorchten dem Scepter der Spanier und Franzoſen; allein die Union hatte ja Geld und mit Geld, denkt man in Amerika, läßt ſich alles machen. Ueberdieß erſtarkte die Union nicht mit jedem Jahre mehr und mehr

und konnte sie also nicht das, was man ihr für Geld und gute Worte versagte, mit Waffengewalt erwerben? Von dieser Zeit an also ging das Streben der Baumwollenpflanzer mit eiserner Consequenz auf nichts anderes, als auf die Acquisition der ganzen „Baumwollenregion" d. h. all des Gebietes auf dem amerikanischen Continente, welches zur Baumwollencultur geeignet ist.

Dieß war die „eine" Folge der Einführung der Baumwollencultur, eine Folge, durch welche die vereinigten Staaten später in schwere Kriege verwickelt werden mußten. Die „andere" Folge aber war noch viel bedeutsamer, denn sie betraf das Institut der Sclaverei.

Es ist nemlich eine durch langjährige Erfahrung bewiesene Thatsache, daß das Cultiviren der Baumwolle durch „weiße" Arbeit nicht bewerkstelligt werden kann. Engländer und Franzosen haben dieses Problem schon auf alle Weise zu lösen gesucht, aber es ging um keinen Preis. Nicht einmal die abgehärtetsten Irländer hielten es aus, sondern starben hin wie die Mücken, denn das Klima in den Gebieten, in welchen Baumwolle wächst, ist allzu mörderisch. Nur allein „die schwarze Menschenrace„ scheint die Befähigung zu haben, unter den glühendsten Sonnenstrahlen und in der tollsten Fieber-Region ohne „besonderen" Nachtheil für die Gesundheit, d. h. ohne in den ersten paar Jahren schon darauf zu gehen, nicht bloß existiren, sondern sogar noch harte Arbeit verrichten zu können, obwohl zugegeben werden muß, daß die Nigger, welche auf den Baumwollenplantagen verwendet werden, immer schneller dem Tode entgegengehen, als diejenige Schwarzen, welche leichtere Arbeit zu verrichten haben. Doch hält's der Schwarze wenigstens aus. Allein wenn nun sogar das

Niggerthum, deſſen Schädelbildung einem Sonnenſtich unzugänglich iſt und deſſen Athmungswerkzeuge ſelbſt in jenen Sumpfniederungen, in welchen die Kaimane oder Crocodile hauſen, nicht afficirt wird, durch die Arbeit in den Baumwollenplantagen wenigſtens „nothleidet", wie viel mehr muß ſolche Arbeit der weißen Menſchenrace „ſicheren Tod" bringen? *) „Freie" Arbeiter kann man daher auf Baumwollenpflanzungen durchaus nicht bekommen, wie dieß ſchon daraus hervorgeht, daß nicht einmal freie Mulatten oder Neger, ſelbſt wenn man ihnen viel verſpricht, ſich verleiten laſſen, in die Länge auf ſolchen Pflanzungen zu arbeiten, weßhalb auch auf allen jenen weſtindiſchen Inſeln, auf welchen mit der Negerſclaverei ein Ende gemacht wurde, das Erzeugniß einer Plantage nicht mehr den fünften Theil der früheren Ausbeute beträgt. Wie froh waren nun die Grundbeſitzer im Süden der Union, daß ſie dem Andringen des Thomas Jefferſon und der Abolotioniſten in der Sclavenfrage ſeiner Zeit ſo kräftig widerſtanden hatten! Wie ſegneten ſie das Inſtitut des Niggerthums, ohne welches das große Factum der Baumwollencultur ein Unmögliches geweſen wäre! Wie dachten ſie von nun an an nichts mehr, als nur allein daran, die „Wohlthat" der Sclaverei weiter und weiter auszudehnen und ſo viel Niggerhände als möglich zu

*) Die Engländer und Franzoſen verwenden allerdings auf ihren weſtindiſchen Colonien ſogenannte „freie Kulis", d. h. Angehörige der „gelben" Menſchenrace, welche in Oſtindien und China zu Hauſe iſt. Allein dieſe Kulis ſind ſo wenig „frei", als die Neger im Süden der Union, ſondern ſtehen vielmehr auf derſelben Stufe mit dieſen. Man hat dem Kinde nur einen andern Namen gegeben, um den Schein zu retten, als halte man keine Sclaven!

acquiriren, damit ja dem Aufschwung der Baumwollencultur kein Hinderniß entgegen trete!

Dieß war die „zweite“ Folge der Einführung des Baumwollenbaues und mit ihr war die Spaltung des Südens und Nordens „eine unversöhnliche“ geworden. Der Norden war zur Einsicht gelangt, daß bei ihm Ackerbau und Industrie nur allein durch „freie“ Arbeit d. h. durch Aufhebung des Instituts der Sclaverei sich gedeihlich entwickeln könnte; der Süden aber hatte die Ueberzeugung gewonnen, „daß sein Glück und sein Wohlstand, weil die Cultur der Baumwolle ohne schwarze Sclavenarbeit unmöglich sei, einzig bloß auf dem Institut der Niggersclaverei beruhe“. Er also bestand auf der Sclaverei, während der Norden die Freiheit predigte, und somit hatten sich aus der Baumwolle zwei Gegensätze entwickelt, die, weil sie prinzipiell waren, sich nie mehr versöhnen ließen!

Nunmehr weiß der Leser, warum es in der nordamerikanischen Union Sclavenstaaten und Nicht-Sclavenstaaten gibt.

3.

Der ſüdliche Plantagen-Beſitzer

oder

der Baumwollenbaron der neuen Welt.

Schwarze Nigger-Sclaven werden, wie der Leſer aus dem vorhergehenden Artikel erſehen, nur allein im Süden der amerikaniſchen Union gehalten, und zwar in den Staaten Georgien, Süd- und Nordcarolina, Tenneſſee, Louiſiana, Miſſiſſippi, Alabama, Arkanſas, Florida, Texas, Virginien, Miſſouri, Kentucky, Maryland und Delaware.*) Man hält

*) Der Leſer erinnert ſich, daß wir im vorigen Kapitel von einer „Baumwollenregion“ geſprochen und zugleich darauf hingewieſen haben, wie das ganze Dichten und Trachten des Südens in der Union dahin gegangen ſei, dieſe „Region“, ſei's auf dieſe oder auf jene Art, zu acquiriren. Man kann ſich nun aber natürlich wohl denken, daß das „Acquiriren“ kein bloßer frommer Wunſch blieb, ſondern daß man vielmehr ſofort „zur That“ ſchritt und nicht ruhte, als bis die Regierung der Vereinigten Staaten alle die vielen und großen Gebietstheile, welche der Süden unter dem Namen „Baumwollenregion“ begriff, ſei's mit Geld, ſei's mit Gewalt, den Franzoſen, Spaniern und Mexikanern abgenommen hatte, und aus dieſen neu erworbenen Gebietstheilen entwickelten ſich die Staaten „Tenneſſee, Louiſiana, Miſſiſſippi, Alabama, Arkanſas, Miſſouri, Kentucky, Florida und Texas“. Aus urſprünglichen ſechs Sclavenſtaaten wurden es alſo

ſie dort vor Allem der Baumwolle wegen, denn man hat ſich ja überzeugt oder glaubt ſich wenigſtens überzeugt zu haben, daß der Baumwollenbau ohne Niggerhände unmöglich ſei. Allerdings muß zugegeben werden, daß in Delaware und Maryland, ſowie in den nördlicher gelegenen Theilen von Miſſouri, Virginien und Kentucky keine Baumwolle gepflanzt wird, während dieſelben dennoch Sclavenſtaaten geblieben ſind, allein die Zahl der Sclaven hat in ihnen auch auffallend abgenommen und beträgt z. B. in Delaware nur noch drei Procent der Bevölkerung. Von ihnen alſo ſprechen wir nicht, wenn wir von den „eigentlichen Sclavenſtaaten" ſprechen, ſondern vielmehr nur allein „von den Baumwollenſtaaten", dem Hauptbollwerk der Sclaverei, alſo von Georgien, Süd- und Nordcarolina, Tenneſſee, Louiſiana, Miſſiſſippi, Alabama, Arkanſas, Florida, Texas, dem ſüdlichen Virginien und Miſſouri, denn hier allein gedeiht die Baumwollenſtaude. Sehen wir nun wie es in dieſen Baumwollenſtaaten ausſieht.

Natürlich kann es nicht unſere Abſicht ſein, zu behaupten, daß jeder von dieſen zwölf Staaten ſeinem Nachbar ſo gleich ſehe, wie ein Ei dem andern. „Einiger" Unterſchied beſteht ja auch zwiſchen Zwillingsbrüdern, wie viel mehr alſo wird dieß der Fall ſein zwiſchen einem Duzend Staaten, welche zuſammen halb ſo groß ſind, als ganz Europa? Schon die Bodenverhältniſſe können unmöglich

---

nach und nach fünfzehn! — — Näheres hierüber wird der Leſer in dem nachfolgenden Aufſatze „Der Streit zwiſchen dem Süden und Norden oder die große Frage von dem Beſtand der Union" finden, und wir bitten alſo, dieſen gefälligſt nachzuleſen.

die „ganz gleichen“ ſein (wenn auch zugegeben werden muß, daß ſie, weil in allen Niederungen des ganzen Südens die Baumwolle auf's vortrefflichſte gedeiht, eine wirklich außerordentliche Aehnlichkeit mit einander haben), und noch weniger werden die Einwohner in allen ihren Sitten und Gewohnheiten bis auf die geringſte Kleinigkeit hinaus mit einander übereinſtimmen. Iſt dieß ja doch ſchon deßwegen unmöglich, weil ſie von verſchiedenen Nationalitäten abſtammen, wie denn z. B. in Florida und Texas das ſpaniſche, in Louiſiana, Miſſiſſippi und Miſſouri das franzöſiſche Blut vorherrſcht; während in Georgien, in Virginien und den beiden Carolina's die Abſtammung von engliſchen Voreltern, d. h. von den ausgewanderten Anhängern der Stuarts nicht zu verkennen iſt! Deſſen ungeachtet aber findet man in allen genannten zwölf Staaten nur „einen und denſelben“ Geiſt und die politiſchen ſowie die ſocialen Einrichtungen ſind einander ſo durchaus gleich, daß man den Typus des Einen unmöglich von dem Typus des Andern unterſcheiden kann! Sie ſind nemlich alle gleichmäßig von dem Gedanken beſeelt, daß ihr Heil einzig und allein auf dem Bau der Baumwolle beruhe und daß alſo das Inſtitut der Sclaverei, ohne welches der Baumwollenbau eine Unmöglichkeit ſei, auf alle Weiſe gehegt, gepflegt und zur Geltung gebracht werden müſſe. Dieſer Gedanke iſt das Band, welches den ganzen Süden umſchließt! Er und nur Er hat den ſämmtlichen zwölf Staaten ſeinen Stempel aufgedrückt! Er allein trägt die Schuld, daß ſie ohne Unterſchied ausſehen, als wären ſie aus derſelben Prägmaſchine hervorgegangen!

Ein Baumwollenſtaat beſteht nemlich aus dreierlei Klaſſen von Einwohnern: aus leibeigenen Schwarzen, die

den Boden bebauen, aus freien Weißen, die in den Städten leben und aus Plantagenbesitzern, welche die Baumwolle produciren. Nun beläuft sich die Anzahl der Niggersclaven in den genannten zwölf Sclavenstaaten in runder Summe auf 3½, die Anzahl der weißen Städter aber auf sieben Millionen Köpfe, während es nur etwa hundertdreißigtausend plantagenbesitzende Familien gibt.*) Somit kämen, wenn die Verhältnisse überall die gleichen wären, auf jeden Staat etwa dreimalhunderttausend Schwarze, sechsmalhunderttausend freie Städtebewohner und eilftausend Plantagenbesitzer. Allein diese Rechnung ist keine ganz genaue, denn man findet einzelne Staaten, in welchen es mehr Sclaven als freie Weiße gibt, wie z. B. in Südcarolina auf 407,185 Nigger nur 308,186 Weiße kommen, während in andern Staaten das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Im Durchschnitt jedoch darf man annehmen, daß die Sclavenbevölkerung eines Baumwollenstaates sich zur freien Bevölkerung wie zwei zu fünf verhält, sowie daß von dieser freien Bevölkerung kaum der zehnte Theil der Klasse der Plantagenbesitzer angehört. Trotzdem nun aber diese Klasse numerisch die bei weitem unbedeutendste ist, so gibt es doch keinen Baumwollenstaat, in welchem sie nicht so zu sagen „Alles in Allem" wäre. Nur allein Er, der Pflanzer, oder „der Baumwollenbaron", wie wir ihn in der Ueberschrift genannt haben, gilt etwas im Süden.

*) Der neueste Census für alle 15 Sclavenstaaten weist im Ganzen (also die Nigger mit eingerechnet) 12,434,373 Einwohner nach; allein da wir Maryland und Delaware, sowie die nördlichen Theile Virginiens, Kentucky's und Missouri's in Abzug bringen müssen, so werden die für die Einwohnerzahl der 12 Baumwollenstaaten angenommenen Zahlen die richtigen sein.

Ja in ihm geht ſo zu ſagen der ganze Süden auf, und wenn man ihn kennt, ſo kennt man auch einen Baumwollenſtaat oder vielmehr alle Baumwollenſtaaten zuſammen. Betrachten wir ihn alſo ein wenig näher und ſtatten wir vor allem ſeiner Plantage einen Beſuch ab!

Schon ſein „Wohnhaus“ zeugt davon, daß er als nichts anderes angeſehen werden will und kann, denn als ein Edelhofbeſitzer, und daß wir alſo ganz recht hatten, wenn wir ihn den Baumwollenbaron nannten. Daſſelbe ſteht nemlich beinahe immer inmitten ſeiner Pflanzung auf einem etwas erhöhten Punkte, von dem aus er ſeine fünfhundert oder auch zehntauſend (je nachdem die Pflanzung groß oder klein iſt) Acker Landes mit Bequemlichkeit überſehen kann, und hat ganz das Anſehen eines „Herrenhauſes“. Der Stockwerke zählt es meiſtens nur zwei, dagegen aber nimmt es ein großes Areal ein und iſt nicht ſelten mit einem hohen, aus Backſteinen erbauten Thurme verſehen, welcher demſelben etwas Ritterliches und Burgartiges verleiht. Auch gereichen ihm die vielen unregelmäßigen Vergrößerungen, welche es nach und nach erlebte, ſowie die breiten Portale, die hohen Balkone und die verandaartigen Vorbaue zu nicht geringer Zierde. Das Parterre des Hauptgebäudes enthält außer einem hübſchen Vorplatz gewöhnlich drei große ſaalartige Gemächer, welche zu Empfangs-, Wohn- und Speiſezimmern dienen; im obern Stockwerk dagegen befinden ſich die Schlaf- und Privatzimmer der einzelnen Familienmitglieder, deren keins mit einem zweiten zuſammenwohnt. Neben dem „Haupthaus“, aber in einem beſonderen Anbau, ſteht die Küche und neben der Küche das ſogenannte „Küchenquartier“, d. i. ein beſonderes hölzernes Gebäude, in deſſen Parterre das Waſchhaus und

die Rauchkammer (zum räuchern des Fleisches) angebracht sind, während im oberen Stockwerk die schwarze Dienerschaft, oder wenn man so lieber will, die „Hausſclaven“ ihre Schlafstätte haben. Ein anderer Anbau auf der umgekehrten Seite des Herrenhauses enthält die „Bibliothek“, denn eine solche darf natürlich auf keinem südlichen Edelhofe fehlen, und ober dem Bibliothek-Lokale, aber mit diesem durch eine besondere Treppe verbunden, liegt das Geheimzimmer des Hausherrn mit dem eisernen Schranke, in welchem er seine werthvollen Papiere, sein Baargeld, seine Pretiosen und sein Silberzeug aufbewahrt. Unmittelbar an das Bibliothek-Gebäude stößt dann meist noch ein weiterer Anbau, welcher die Fremdenzimmer enthält, und nicht selten gibt's sogar ein eigenes „Badhaus“, sowie ein Hintergebäude, in dem sich der „Tanzsaal“, das „Billardzimmer“ und was dergleichen mehr ist, befindet. Rings um das Herrenhaus herum dehnt sich ein prächtiger, oft neun bis zehn Acker enthaltender Garten aus, welcher theils zum Vergnügen, theils zum Nutzen, d. h. halb als Park, halb als Gemüse- und Obstgarten angelegt ist. Breite lange Alleen durchschneiden ihn, alle mit den wunderbar herrlichen und überaus schattenreichen China-Bäumen besetzt, in deren Zweigen man oft ein kleines rundes Tischchen mit einer Bank „ringsherum“ anbringt, groß genug, um eine kleine Gesellschaft, die hier in dem dichten grünen Laube den besten Schutz vor Sonne und Hitze findet, zu beherbergen. Auch andere herrliche Partieen trifft man in solchen Parken und es ist immer ein besonders geschickter Nigger dazu aufgestellt, um über den Pflanzenwuchs u. s. w. zu wachen. Nicht mindere Sorgfalt verwendet man auf den Blumen- und Obstgarten, dessen Bepflanzung

ebenfalls einigen geſchickten Niggerhänden anvertraut wird, denn man ſieht in jeder Plantagenbeſitzers-Familie ſehr darauf, daß immer das neueſte und ſchönſte von Gartenfrüchten auf die Tafel kommt. Zwiſchen dem Gemüſegarten und dem Parke ſteht gewöhnlich das „Taubenhaus“ oder die ſogenannte „Volière“, welche auf keiner Plantage fehlen darf. Uebrigens auch andere Geflügelgattungen, unter denen beſonders die Truthühner zu erwähnen ſind, gibt es meiſt im Ueberfluß. Unweit des Taubenhauſes ſteht gewöhnlich der ſogenannte „Wagenſchuppen“, ein zwar nur einſtockiges, dagegen aber ziemlich ausgedehntes hölzernes Gebäude. Das eine Ende deſſelben enthält den „Familien-Wagen“, d. i. ein großes Gallagefährt für die Damen, ſowie zwei oder drei leichtere Wägelchen, welche vom Hausherrn und ſeinen Söhnen, wenn ſie allein ausfahren, benützt werden; im andern Ende befinden ſich die Stallungen für die Pferde, deren immer je nach dem Reichthum der Familie zehn bis zwölf zum Reiten und Fahren gehalten werden. In der Mitte des Schuppens bewahrt man den Mais, der zum futtern der Pferde dient, auf, und der ganze Dachboden iſt mit Heu und Stroh vollgeſtopft. Dieß iſt ungefähr das Ansſehen eines Herrenhauſes in den ſüdlichen Staaten Nordamerika's. Damit wollen wir aber natürlich nicht geſagt haben, daß nicht in Beziehung auf Größe, ſchöne Lage und gute Erhaltung, ſowie noch mehr in Beziehung auf die innere Ausſtattung mit Teppichen, Möbeln, Spiegeln, Gemälden und anderen Luxus-Gegenſtänden zwiſchen den verſchiedenen Herrenhäuſern ein ziemlicher Unterſchied ſtattfinde. Eine ſolche Behauptung wäre zu thöricht! Dagegen aber das behaupten wir, daß der Unterſchied nie ſo groß iſt, daß

nicht die Aehnlichkeit „überwiegend“ wäre, und jedenfalls sieht man im Augenblicke, „ob man ein Herrenhaus vor sich hat oder nicht“.

So „baronenartig“ nun aber auch das Wohnhaus eines südlichen Pflanzers ist, so erscheint doch seine Denk- und Lebensweise noch viel edelmänniſcher. Den Grafen- oder Freiherrntitel ſetzt er ſeinem Namen allerdings nicht vor, dagegen aber betrachtet er ſich als den „excluſiven Gentleman“ und prätendirt, daß jeder, der nicht im Stande iſt, einen großen Grundbeſitz zu eignen und denſelben durch die Hände ſeiner Leibeigenen bearbeiten zu laſſen, lediglich kein Recht habe, ſich in Beziehung auf den Rang mit ihm zu meſſen. Erſter Grundſatz eines ſüdlichen Pflanzers iſt nemlich, „Andere für ſich arbeiten zu laſſen, weil Selbſtarbeit ſchändet“. Wozu hätte denn ſonſt Gott die Nigger erſchaffen? Nur wer ſo denkt und handelt, alſo nur der Plantagenbeſitzer gehört zur „Geſellſchaft“, alle andern Menſchen aber, d. h. alle, die nicht auf dem vornehmen Fuße eines Edelmanns leben, gehören dem „Arbeiterſtande“ an, und ſind ſomit naturgemäß aus dem näheren Umgang des Pflanzers ausgeſchloſſen. Kurz „Er“ allein iſt der Herr der Schöpfung, und wenn er vielleicht auch nicht behauptet, daß er aus einem andern Teig geknetet ſei, als die übrigen Menſchenkinder, ſo erachtet er ſich doch als Einen, zu dem die Uebrigen im Verhältniß der Unterthänigkeit ſtehen.

Nehmen wir nur die Art und Weiſe, wie er ſeine Kinder erzieht! Jeder ſeiner Sprößlinge, ſei er nun ein Bube oder ein Mädchen, erhält ſchon von Kindesbeinen an einen eigenen Hausſclaven zur Bedienung und wird hiedurch nothwendigerweiſe von der erſten Zeit ſeines

Denkens an zu der Ueberzeugung getrieben, daß Gott zweierlei Menschen geschaffen habe, die Einen zum Regieren, und die Andern um regiert zu werden. In diesem Gedanken wächst der junge Knabe oder das junge Fräulein auf und wird darin sowohl durch das Beispiel der Eltern, als auch durch das unterwürfige Betragen der Sclavendienerschaft mit jedem Jahre mehr bestärkt. Besonders die Mädchen bilden sich in dem Bewußtsein, „einem ganz andern Genus anzugehören, als die arbeitende Menschenklasse," schon sehr frühzeitig aus, denn man hegt und hätschelt sie wie junge Gräfinnen, und wehe der Dienerin, die sich nicht in alle Launen der jungen „Miß" (so heißt das Kind schon von seinem sechsten Jahre an, gerade wie die Prinzessinen bei uns, wenn sie noch kaum lallen können, mit dem Titel „Hoheit" venerirt werden) fügte, oder sich gar einen Tritt ihres jungen Füßchens nicht gefallen lassen wollte. Die Diener und Dienerinnen sind ja durchweg „Sclaven", die junge Lady aber ist eine „Herrin"! Eben deßwegen würde es auch als ein „Horror" betrachtet werden, wenn man eine solche junge Herrin dazu anhielte, irgend Etwas, was andere Leute für Einen besorgen können, mit eigenen Händen zu verrichten. Sollte sie sich etwa selbst an- oder auskleiden? Thorheiten! In diesem Allem hat man ja Sclavinnen und es ist nur schade, daß dieselben nicht auch die Fähigkeit haben, für das Töchterlein des Baumwollenbarons das Gehen oder Sprechen zu erlernen! Ein klein wenig strenger müssen freilich die Buben daran glauben, denn diese sollen zu gebildeten Menschen, oder vielmehr zu Mitgliedern „der Gesellschaft, die sich allein für gebildet erachtet", herangezogen werden und müssen sich also schon in früher Jugend, wenn ihre

gleich alten Schweſtern ihre Zeit noch mit Tändeln und Nichtsthun verbringen dürfen, an's Lernen gewöhnen. Unwiſſenheit und Armuth des Geiſtes verachtet der reiche Südländer aufs tiefſte, und zwar ſchon deßwegen, weil man dann nicht den Rang als Gentleman einnehmen könnte, auf welchen man Anſpruch macht. Der Herrſcher muß zum Herrſchen-können erzogen werden, ſonſt hat das Scepter in ſeinen Händen keinen Werth! Man verſchreibt alſo für den jungen „Gentleman", wenn er kaum vier Jahr alt iſt, bereits einen „Governor", d. h. einen Gouverneur oder Hofmeiſter, gerade wie bei den adeligen Familien Europa's, denn, wahrhaftig, in die „gewöhnliche" Schule kann man den Sohn eines Plantagenbeſitzers doch nicht bringen? Die Unterrichtsgegenſtände mögen vielleicht im Anfang die gleichen ſein, aber die „Art und Weiſe" des Unterrichts iſt faſhionabler, wenn man einen eigenen Hofmeiſter hält, und überdem würde ſich ſonſt der Bub' manche „gemeine" Gewohnheit aneignen. Nach einigen Jahren jedoch ſchon wird der Unterricht mehr „ſtandesgemäß", und vor allem dürfen ritterliche Uebungen nicht vergeſſen werden. Der Bub erhält alſo Lehrſtunden im Reiten, Fechten, Schwimmen und Schießen und verſteht alle dieſe Dinge in ſeinem achten Jahre meiſt ſchon viel beſſer, als ein Bewohner des Nordens der Union in ſeinem vierzigſten. Dabei wird es dem Hofmeiſter aufs dringendſte an's Herz gelegt, in ſeinem jungen Zögling den Gedanken, „daß ein Gentleman unbedingt über den andern Menſchenkindern ſtehe und ſich unter keinen Umſtänden und zu keiner Zeit etwas von ihnen gefallen laſſen dürfe", ſtets wach und munter zu erhalten. „Auf die geringſte Beleidigung müſſe gleich ein Schlag erfolgen und auf die geringſte Verletzung die For-

derung auf Leben und Tod. Ja unter gewiſſen Umſtänden dürfe man ſich auch nicht ſcheuen, einen Beleidiger, beſonders wenn er nicht zu den Bevorrechteten gehöre, ohne weiteres wie einen Hund niederzuſchießen, denn alſo verlange es der Codex der Ehre!“ Solcher Art ſind die Grundſätze, welche ein regelrechter „Governor“ ſeinem Zögling beizubringen hat und da dieſer von der erſten Jugend an nichts hört und ſieht, als was mit dieſen Grundſätzen übereinſtimmt, und da ferner die ſchwarzen Sclaven ſeines Vaters ihn als eine Art „jungen Gott“ behandeln, der das Recht habe, ſie auf dieſelbe Weiſe zu tractiren, wie einen Reitgaul oder einen Jagdhund, ſo kann man ſich wohl denken, welcher Geiſt einen „Gentleman“ von ſeiner erſten Kindheit an beſeelen muß. Allzulange jedoch bleibt der Junge nicht in ſeinem elterlichen Hauſe, ſondern er kommt vielmehr in ſeinem neunten oder zehnten Jahre in ein ſeinem Stande entſprechendes Erziehungs-Inſtitut, in welchem er ſo lange zu verbleiben hat, bis ſein Alter und ſeine Kenntniſſe ihm das Recht geben, ein „College“, oder, wenn man lieber will, die Univerſität, zu beſuchen. Natürlich übrigens hütet man ſich wohl, das Söhnlein einem andern Inſtitute anzuvertrauen, als einem ſolchen, in welches grundſätzlich nur allein Söhne von Plantagenbeſitzern aufgenommen werden, denn der junge Gentleman muß, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine „gentlemanmäßige“ Erziehung erhalten. Darum darf man ihn auch ſicherlich nicht der Gefahr ausſetzen, mit den Söhnen von niedriger Gebornen zuſammen erzogen zu werden, dieweil ja nur zu leicht etwas an ihm hängen bleiben könnte! Ebendeßwegen darf der junge Mann, wenn er, was gewöhnlich im ſechszehnten Jahre geſchieht, das Erziehungs-

Institut verläßt, auch keine Universität „im Norden der Union“ besuchen, indem er daselbst leicht in seinen südlichen Grundsätzen alterirt werden könnte, sondern man schickt ihn in irgend ein College der eigenen Heimath, absonderlich nach „Columbia“ oder „Charleston“ in Südcarolina, welche beide von den Baumwollenbaronen in ihrer Bescheidenheit „als das Athen der Vereinigten Staaten“ gepriesen werden, oder auch nach „Charlottesville“ in Virginien, das auf den Namen einer vollkommenen Universität Anspruch macht und oft bis zu vierhundert Studenten — natürlich alle aus dem Süden — zählt. Auf diese Art leitet ein Plantagenbesitzer gewöhnlich die Erziehung seiner Söhne und um dieselbe vollkommen zu machen, läßt er dieselben, wenn sie das College in ihrem zwanzigsten Jahre absolvirt haben, nicht selten mit einem passenden Mentor auf ein paar Jahre nach Europa hinüber, damit sie sich daselbst, sei's auf einer Universität, sei's durch das Leben in großen Residenzen, noch weitere Kenntnisse erwerben. Man sieht also, daß es dem Plantagenbesitzer daran liegt, seine Söhne etwas lernen zu lassen, denn sie sollen in allen Fächern des Wissens, besonders aber in den Staatswissenschaften, zu Hause sein; man sieht aber auch, wie sehr er sich angelegen sein läßt, jenen hochadeligen Geist, der in ihm selbst lebt, auch in seinen männlichen Sprößlingen fortzupflanzen. Uebrigens nicht blos in den männlichen, sondern auch in den weiblichen. Die jungen Ladies nemlich werden, wenn sie ihr achtes oder neuntes Jahr zurückgelegt haben, ebenfalls (wie die Knaben) in ein Erziehungshaus (einem Hofmeister natürlich mag man sie nicht anvertrauen, da ja nur zu leicht das Verhältniß des Lehrers in das Verhältniß des Liebhabers umspringen könnte) ge-

bracht, aus welchem ſie erſt nach Verfluß von ſechs oder ſieben Jahren unter das väterliche Dach zurückkehren. Des eigentlichen Lernens wegen bringt man ſie freilich nicht hin und noch weniger, damit ſie zu tüchtigen Hausfrauen herangebildet werden, denn ſolche Dinge braucht eine ſüdliche Lady nicht. Die Hauptſache beſteht vielmehr in der Aneignung jenes „freien Benehmens und jenes adeligen Anſtandes“, welche einer künftigen Edelhofbeſitzerin doch wohl unmöglich fehlen dürfen. Bringt es dann die junge Lady ſo weit, daß ſie außer ihrer eigenen Mutterſprache auch noch etwas vom Franzöſiſchen verſteht, daß ſie ferner tanzen, ſingen und Klavierſpielen gelernt hat, oder daß ſie gar noch über alle die Dinge, über welche die Zeitungen berichten, wenigſtens „aburtheilen“ kann, dann gilt ihre Erziehung als vollendet und ſie tritt von nun an, obwohl erſt ſechszehnjährig, als erwachſenes Mitglied in die Geſellſchaft ein, um vielleicht ſchon das Jahr darauf dem Beſitzer einer benachbarten Plantage die Hand am Altare zu reichen, denn im ſüdlichen Nordamerika ſind die Damen gar frühe reif.

Ebenſo „baronenmäßig“ wie in der Erziehung ſeiner Kinder zeigt ſich der Plantagenbeſitzer auch im geſellſchaftlichen Leben. Als großer Grundbeſitzer nemlich macht er einen ſeinem Reichthum entſprechenden Aufwand und nichts iſt ihm verhaßter, als der Geiſt des Sparens und Knickens. Solche Dinge mag der Yankee treiben, denn dieſer iſt ja zum Handeln und Makeln, zum Wuchern und Schachern geboren; aber der ſüdliche Baumwollenpflanzer würde ſeinen ariſtokratiſchen Stand für entehrt halten, wenn er ſich auch nur ein einzigesmal zu irgend einem Handelsgeſchäft erniedrigen würde. Seine Lebensaufgabe iſt vielmehr, von

Morgens bis Abends den Cavalier zu ſpielen und ſeine Zeit mit Artigkeit gegen die Damen, mit Freigebigkeit gegen ſeine Gäſte, mit Curtoiſie gegen ſeine Nachbarn, ſowie endlich mit verſchiedenen ritterlichen Vergnügungen, an welchen er eine Freude hat, auszufüllen. Deßhalb gibt es auch nicht leicht einen Mann auf Erden, der zuvorkommender gegen die eigene Frau und gegen die eigenen Töchter wäre, als der Baumwollenbaron. Ja er umgibt ſie „unaufgefordert“ mit einem Luxus, den man anderswo in der Welt kaum kennt. Macht er doch ſogar faſt jeden Sommer eine Luftfahrt mit ihnen in irgend einen berühmten Badeort oder auch nach einer der großen Hauptſtädte des Nordens, nur allein damit ſie nicht unter der Glühhitze ſeines Heimathbodens zu leiden hätten! Thut er dieß doch ſelbſt in ſolchen Zeiten, welche ihm eine Geldausgabe von ſo bedeutender Größe, als eine derartige Sommerreiſe erfordert, faſt zur Unmöglichkeit machen! „Die Damen ſollen nicht darunter leiden, wenn es um ſeinen Geldbeutel wegen Mißrathens der Baumwollenerndte oder aus irgend einem anderen Grunde ſchlecht ſteht, ja ſie ſollen nicht einmal etwas davon erfahren, weil ſie ſich ſonſt vielleicht in irgend einem Genuſſe oder in irgend einem Verlangen einſchränken würden!“ So ungemein rückſichtsvoll iſt er gegen ſie, und man darf alſo wohl ſagen, daß er in ſeiner Ritterlichkeit gegen das zarte Geſchlecht ſelbſt die Ritter des Mittelalters übertrifft.

Nicht minder ritterlich benimmt er ſich gegen ſeine Gäſte, und ſeine Gaſtfreundſchaft iſt deßhalb ſo zu ſagen „ſprichwörtlich“ geworden. Aus einer Entfernung von zehn, zwanzig und vierzig Meilen in der Runde kommen tagtäglich Beſuche angeritten oder angefahren, und der

Plantagenbeſitzer bewirthet ſie mit einer Cordialität und Liberalität, welche nichts zu wünſchen übrig läßt. Ja ſogar „gänzlich Fremde", die vielleicht zum erſtenmale in die Gegend kommen, werden, ſobald man nur ſieht, daß ſie der gebildeten Klaſſe angehören, mit der größten Artigkeit empfangen und, ohne daß man ſich nur irgend neugierig nach ihren Verhältniſſen erkundigt, gar oft zu Wochen langem Bleiben genöthigt. Uebrigens mit der bloßen „Bewirthung" ſeiner Gäſte begnügt ſich ein ächter Südländer nicht, ſondern er fühlt ſich vielmehr verpflichtet, ihnen auch „Vergnügungen und Unterhaltungen" darzubieten. Darum ſteht in einem der untern Salons regelmäßig ein reich ausgeſtattetes Piano und an Jemanden, der die Taſten in Bewegung zu ſetzen verſtünde, fehlt es auch nicht. Die jungen Herren und Damen müſſen doch Gelegenheit haben, zu ſingen und zu tanzen, und nicht ſelten miſchen ſich ſogar die Alten, wenn ihnen nicht ein Spiel oder eine Lectüre beſſer behagt, in die allgemeine Luſt ein. Außerdem gibt es Jagdparthieen für die Herren, oder Waſſerfahrten, oder andere Vergnügungen ähnlicher Art, denn man denkt den ganzen Tag ſo zu ſagen an nichts, als wie man die Zeit auf eine recht angenehme Art „todtſchlägt". Freilich wird dieſes ewige „Nichtsthun", dieſes reine „Luſtbarkeitsleben", das keine ernſte und anſtrengende Beſchäftigung kennt, nur zu oft auf die Spitze getrieben und artet dann in die Weiſe aus, durch welche der Süden ſo gar ſehr berüchtigt geworden iſt. Die jungen Damen bringen dann die eine Hälfte des Tags mit dem Leſen ſchlüpfriger Romane, ſowie mit ihrer Toilette und mit der Malträtirung ihrer Dienerinnen zu, während die andere Hälfte den tollſten Liebeleien und ſonſtigen ähnlichen Vergnügungen geweiht

wird. Noch ärger aber treiben's die Herren, denn ſtatt vernünftig zu reiten und zu jagen, ſtellen ſie nicht ſelten halsbrecheriſche Rennen an, bei denen ſie, wenn ſie nicht ſelbſt den Hals brechen, doch wenigſtens ihre Pferde zu Grunde richten, und verbinden damit ſolch unſinnige Wetten, daß ſie ſie nicht bezahlen können, ohne ſich und ihre Familie zu Grunde zu richten. Dieß Alles jedoch gienge am Ende noch an, wenn die Leidenſchaft der ſüdlichen „Gentlemen" für das Spiel nicht wäre. Wir meinen natürlich nicht das Whiſt, Tarock, l'Hombre, oder ein anderes ähnliches Spiel, ſondern wir meinen vielmehr das ſogenannte „hohe Spiel", das Pharo und Trente et un, oder mit einem Wort das „Glücksſpiel", das an den bekannten Banken in gewiſſen Deutſchen Bädern geſpielt wird. Allerdings iſt in der ganzen Union ein ſolches Spiel auf's ſtrengſte verboten, allein gerade dieſes Verbot reizt um ſo mehr und deßwegen befindet ſich im Süden faſt auf alle zwanzig Meilen, mitten zwiſchen den Plantagen auf einem wüſten, unangebauten, zwiſchen Geſträuch uud Bäumen verſteckten Fleck Landes, alſo ſo zu ſagen auf „neutralem" Boden, eine Taverne, das iſt ein Trink- oder Logirhaus, welches dem Anſcheine nach zur Bequemlichkeit für fremde Reiſende dienen ſoll, in Wahrheit aber nichts anderes iſt, als eine Spielhölle, in der ſich die langweilenden Edelherren der Nachbarſchaft, oder wenigſtens ihre Söhne, Rendez-vous geben. Solche Tavernen werden meiſt von pfiffigen Yankees gehalten und ſind der Tummelplatz für Abenteurer aller Art, welche vom Norden in den Süden herabkommen, um daſelbſt ihre leeren Taſchen zu füllen. Natürlich äußerlich ſieht man's dem Hauſe nicht an, was ſein Inneres birgt, denn die Zimmer zur ebenen

Erde dienen in der That als Trink-, Speise- und Gastzimmer, geht man aber eine Stiege höher hinauf, wohin zu kommen den gewöhnlichen Gästen untersagt ist, so darf man sicher sein, ein Geheimlokal zu finden, in welchem jeden Abend Bank aufgelegt wird. Die Bankhalter aber sind gerade die Abenteurer, von denen wir soeben gesprochen. Uebrigens auch ihnen sieht man ihr Metier nicht an, denn selbst wenn sie Spieler und Gauner „von Profession" sind, wissen sie sich ein solches gentiles Ansehen zu geben, daß sie auf dieser oder jener Plantage als Gäste eingeführt werden können, und nur dem Wirthe, mit welchem sie (wenn auch die Uneingeweihten nichts davon merken) immer in geheimer Verbindung stehen, ist ihr eigentlicher und wahrer Charakter bekannt. Demnach glauben die Herren Plantagenbesitzer und ihre Söhne „nur mit Ihresgleichen" umzugehen und zwar um so mehr, als sich nicht selten irgend ein heruntergekommenes Mitglied einer Pflanzersfamilie dazu hergibt, derlei Abenteurer „als seine Freunde", die er auf seinen Reisen nach Neuyork und Baltimore kennen gelernt, mit den Herren Baumwollenbaronen in der ganzen Runde herum bekannt zu machen. So kommt man denn Abends in der Taverne zusammen, geht aber selten auseinander, ehe der Morgen graut. Der Eine hat Hunderte oder gar Tausende verloren und der Andere eben so viel gewonnen; den Hauptrogen jedoch zieht natürlich immer der Bankhalter, obschon er sich wohl hütet, seine betrügerischen Künste allzu offen hervortreten zu lassen, denn die Herren Südländer sind gleich mit ihren Revolvern zur Hand. An blutigen Scenen und Raufereien fehlt es übrigens deßwegen doch nicht und nur zu oft werden unter den Spielenden Pistolenschüsse gewechselt,

welche nicht selten mit schweren Verwundungen oder gar mit dem Tode des Einen oder des Andern endigen. Was liegt aber daran? Die Theilhaber der nächtlichen Orgie reiten getrost nach Hause und wenn dann den andern Tag auf die Anzeige des Wirths hin, daß in seinem Hause eine Rauferei vorgefallen sei, deren Theilnehmer er lediglich nicht kenne, eine Jury zusammentritt, um den Vorfall des Näheren zu untersuchen, so lautet das Verdict gewöhnlich: „von unbekannter Hand erschossen." Natürlich! die Jury besteht ja aus lauter Südländern, welche an derlei Auftritte gewöhnt sind und ohnehin alles Aufsehen vermieden haben wollen! Zur Ehre der südlichen Pflanzer müssen wir übrigens hier bemerken, daß nur der kleinere Theil derselben an solchen Ausschweifungen Theil nimmt, während die größere Mehrzahl sich entfernt hält. Dieser kleinere Theil aber nimmt genau den Standpunkt ein, welchen auch die europäischen durch Spiel und Trunksucht heruntergekommenen Barone einnehmen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß derlei Herren in Amerika bei ihrem viel hitzigeren Charakter und bei der Ungebundenheit des Lebens, das sie von Jugend auf zu führen gewohnt sind, gewöhnlich außer Spielern, Trinkern und Verschwendern auch noch „Klopffechter, Raufbolde und Mörder" werden. Ja man darf wohl sagen, daß der Süden Amerikas, „der ritterliche Süden", wie man ihn gewöhnlich nennt, durch diese letztere Eigenschaften ein Renommé, und zwar ein recht schlimmes Renommé bekommen hat; denn man bekümmert sich dort um ein Menschenleben so wenig, als anderswo um das Leben eines Vogels in der Luft!

Solcherartig ist das gesellschaftliche Leben der Herren Plantagenbesitzer und ganz dem entsprechend gestaltet sich

auch ihr Verhältniß zu ihren Unterthanen d. h. zu den leibeigenen Schwarzen, welche ſie auf ihren Gütern unterhalten. Nehmen wir einmal eine Plantage an, die groß und einträglich genug iſt, um ihren Inhaber mit ſeiner Familie ſo zu ernähren, daß er das Leben eines Baronen, Grafen oder gar Fürſten ſpielen kann. Nehmen wir ferner an, daß die Erziehung, welche er genoſſen, ihn verhütet, ſich in die gemeinen Verirrungen und Verſchwendungen, welche wir ſoeben geſchildert, zu ſtürzen. In dieſem Fall wird gewiß das Verhältniß, in welchem er zu ſeinen Niggeruntertha-nen ſteht, ein äußerſt „patriarchaliſches“ genannt werden müſſen. Allerdings kommt er mit denſelben nur gar wenig in „unmittelbare“ Berührung, wie denn auch das Herren-haus ſowohl von dem Dörfchen, in welchem die Nigger wohnen, als auch von den übrigen Gebäulichkeiten, welche zum Plantagenbetrieb nothwendig ſind, immer eine gute Viertelſtunde entfernt ſteht. Der Beſitzer des Edelhofs will vielmehr „als Herrſcher“ leben und hält ſich deßwegen zur Beſorgung aller wirthſchaftlichen Angelegenheiten einen Oberaufſeher oder „Overseer“, welcher Oberknecht, Rent-amtmann und Premierminiſter in einer Perſon iſt. *) Die-ſer Overſeer nun hat nicht blos die geſammte Arbeit auf dem großen Gute zu leiten, nicht blos die ſämmtlichen Nigger zu beaufſichtigen, zu belohnen oder zu ſtrafen, ſon-dern er hat auch für die Einheimſung der Erndte, ſowie für deren Verkauf zu ſorgen. Ueberdieß führt er die Bücher und hat die geſammte Rechnerei unter ſich, ſo daß man wohl ſagen kann, er ſei die rechte Hand des Inhabers

*) Wer übrigens das Verhältniß des Plantagenbeſitzers zu ſeinen Sclaven noch näher kennen lernen will, den bitten wir, die beiden Aufſätze „Sclavenleben und Sclavenhandel in Amerika“ nachzuleſen.

des Herrenſitzes. Ihm allein gibt der Letztere ſeine Befehle, nicht aber den Sclaven ſelbſt, denn ſolches wäre allzuherabwürdigend für einen Gentleman, und ſomit iſt der Oberaufſeher zugleich als die Mittelsperſon zwiſchen dem Herrn und ſeinen Unterthanen anzuſehen. Allein trotz allem dem ſtellt es ſich doch auf jeder Plantage ſogleich heraus, ob der Beſitzer derſelben zu den Gentlemen gehört, welche wirklich „edelmänniſch" denken, oder zu jenen herabgekommenen Baronen, die vom Edelmann nichts mehr beſitzen, als den äußern Schein. Im erſteren Fall nemlich iſt der Overſeer ſtets gehalten, nicht allzu roh gegen die Schwarzen aufzutreten, und der Inhaber des Herrenhauſes nimmt ſich ſogar von Zeit zu Zeit die Mühe, in eigener Perſon nach ſeinen Unterthanen zu ſehen, um ſich von ihrer Lage zu überzeugen. Grauſamkeit gegen die Schwarzen gilt unter den Gentlemen des Südens immer als ein Beweis von ſchlechter Erziehung und darum wird ein Plantagenbeſitzer, er ſich als wahrhafter Edelherr fühlt, nie zugeben, daß die Peitſche oder die Folter, ſelbſt in dem Fall, wenn ein Nigger ſich verfehlt, allzuſtreng in Anwendung komme. Im Gegentheil geht ſein Befehl dahin, daß die Sclaven einmal nicht allzuſehr mit Arbeit überladen, zweitens mit Speiſe und Kleidern wohl verſehen und drittens endlich in Krankheitsfällen richtig verpflegt werden. Ja er verſäumt es ſogar nie, die ſchwereren Kranken ſelbſt zu beſuchen, und ſieht es gern, wenn der Eine oder der Andere ſeiner Unterthanen „eine Audienz" bei ihm begehrt, um ſich „dieſe oder jene Gnade" zu erbitten. Mit einem Wort alſo, er fühlt ſich als ein regierender Fürſt, dem es obliegt, ſeine Unterthanen ſo gut als möglich zu behandeln. Ebendeßwegen iſt er auch nie dazu zu bringen, irgend einen ſeiner

Sclaven zu verkaufen, es müßte denn dieſer ein ganz entartetes Subject ſein. Noch viel weniger aber wird er ohne beſondern Grund Familienbande zerreißen und die eine Tochter dahin, oder den anderen Sohn dorthin veräußern, ſondern im Gegentheil ſeine Unterthanen bleiben „generationenweiſe“ auf der Plantage und betrachten ſich eben ſo gut als deren Angehörige, wie die Bauern bei uns ſich als Angehörige der Ortſchaft anſehen, in welcher ſie geboren ſind. Ja, Einzelne derſelben, nemlich diejenigen, welche als Diener in der Familie verwandt werden (und wir wiſſen ja aus dem früher Geſagten ſchon, daß jeder Sohn und jede Tochter ebenſogut ihren eigenen Leibdiener halten, als der Herr und die Herrin des Hauſes), alſo die ſogenannten „Hausſclaven“, rechnen ſich ſogar zu den Familienmitgliedern und fühlen ſich als ſolche ſo glücklich, daß ſie, wenn man ihnen heute die Wahl ließe, frei zu ſein, oder aber bei ihren Herrn in der Sclaverei zu bleiben, meiſt (wie wir bei dem Artikel „Sclavenleben“ näher zeigen werden) das Letztere wählen würden!

So verhält es ſich auf einer Pflanzung, deren Beſitzer ein wirklicher Gentleman iſt. Nehmen wir aber umgekehrt eine Plantage an, auf welcher ein Spielerwüſtling und Raufbold, oder mit einem Wort ein heruntergekommener Edelherr dominirt, wie ganz anders geſtaltet ſich hier das Verhältniß! Nicht blos iſt er ein Tyrann gegen ſeine Unterthanen — und kleine Tyrannen ſind noch immer die allerärgſten geweſen; nicht blos hält er dieſelben ſtets übermäßig zur Arbeit an und ſtraft ſogar die geringſte Nachläſſigkeit mit unbarmherziger Härte; nicht blos wird er durch ſeine Verſchwendung und Liederlichkeit gezwungen, da und dort einen Sclaven zu verkaufen und ſomit Kin-

der von den Eltern oder umgekehrt zu trennen; nicht blos tritt er, denn ein Wüſtling ſeiner Art kennt keine Scham, für ſeine eigene Perſon in ein ſchändliches Verhältniß zu ſeinen Sclavinnen und lebt in offenem oder heimlichem Concubinat mit ihnen; nicht blos verkauft er, wenn es ihm möglich iſt, die Reize derſelben an irgend einen ſeiner Freunde, oder verpfändet ſie in Ermangelung von baarem Geld auf der Pharobank; nein nicht blos dieß, ſondern er läßt ſich ſogar nicht ſelten dazu herbei, die von ihm mit einer Sclavin erzeugten Kinder, alſo ſeine eigene perſönliche Nachkommenſchaft, auf den Markt zu bringen, um ſo ſeiner erſchöpften Kaſſe durch ein Verbrechen zu Hülfe zu kommen! Mancher unſerer Leſer hat ohne Zweifel ſchon von der liederlichen Wirthſchaft, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts auf dieſem oder jenem Edelhofe Europas geführt wurde, geleſen, und gewiß machte dann das Lumpenleben eines ſolchen Duodez-Tyrannen einen äußerſt widerlichen Eindruck auf ihn; allein auf einer Plantage Amerikas, deren Beſitzer im Herabkommen begriffen iſt, geht's doch noch viel roher und niederträchtiger zu. Ein ſolcher verdorbener Grundherr nemlich muß, weil er nicht mehr ſo viel Einkommen beſitzt, um es im Aufwand ſeinen Nachbarn gleichthun zu können, während doch „die Ehre des Hauſes" erhalten werden ſoll, zu den allergemeinſten Mitteln, durch die er ſeine Revenüen vermehren kann, greifen, und darum weiß man auch, wenn man auf einer Pflanzung halbnackte und faſt ganz verhungerte Sclaven vor ſich ſieht; alſobald, zu welcher Gattung von Menſchen der Inhaber dieſer Sclaven gehört. Natürlich! Lieber die Unterthanen placken und peinigen, lieber ihnen Nahrung und Kleidung entziehen, als aufhören den Baronen zu ſpielen!

Allerdings geht auch auf einer ſolchen Plantage Alles durch die Vermittlung des Overſeers, allein der Gutsherr ſtellt, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur einen ſolchen Aufſeher ein, welcher „nach ſeinem Geſchmacke“ arbeitet, und tritt ſogar nicht ſelten, wenn der Overſeer im Antreiben zur Arbeit, oder in der Handhabung der Peitſche zu lax erſcheint, „ſelbſt handelnd“ auf. Letzteres übrigens iſt faſt nie nothwendig, denn der Overſeer weiß ja, daß er nur ein Werkzeug in der Hand ſeines Herrn iſt und daß er im Augenblick mit Schimpf und Schande entlaſſen würde, wenn er ſich den Befehlen ſeines Patrons widerſetzen wollte. Alſo friſch drauf los und die Sclaven geſchunden, ſo lange noch etwas an ihnen herunterzuſchinden iſt!

Auf dieſe Art lebt der Baumwollenbaron auf ſeinen Gütern. Er iſt der reinſte Feudalherr und übt in jeglicher Beziehung dieſelben Gerechtſamkeiten und Vorrechte aus, welche der reichsunmittelbare Baron im vorigen Jahrhundert noch in Deutſchland hatte. Allein nicht blos auf ſeiner Plantage iſt er König und Herr, ſondern auch in dem Staate, dem er angehört. Ja ſogar die Herrſchaft über die Union, d. h. über die geſammten Vereinigten Staaten betrachtete er bis auf die neueſte Zeit herab als etwas ihm Angehöriges, oder vielmehr als eine Art „von Monopol“, welches ihm ſchon von Geburtswegen zukomme. Sehen wir nun zuerſt, woher es kommt, daß er im Stande iſt, in dem Staate, in welchem ſeine Plantage liegt, das Dominium zu führen.

Wir wiſſen aus dem oben Geſagten, daß in einem Baumwollenſtaate kaum der zehnte Theil der freien Weißen der Klaſſe der Plantagenbeſitzer angehört und ſomit ſollte man es für unmöglich halten, daß dieſe Letzteren über die

andern neun Zehntel den Sieg davon tragen könnten. Nordamerika ist ja bekanntlich eine Republik mit der allerbreitesten demokratischen Basis, und somit werden, weil nur allein „das Volk“ herrschen soll, alle Behörden, alle Obrigkeiten, ja die höchsten Spitzen der Regierung vom Volke erwählt. So wird es im Osten wie im Westen und im Norden wie im Süden gehalten, denn überall gilt das gleiche Gesetz, und ebendeßwegen gibt's auch in den Baumwollenstaaten naturgemäß weder irgend ein Amt, noch irgend eine Auszeichnung, noch irgend eine Würde, auf welche Jemand von Geburts wegen oder wegen Familienverhältnissen oder aus irgend einem andern persönlichen Grunde Anspruch machen könnte. Im Gegentheil jeder Staatsbürger hat ganz die gleichen Rechte, wie der Andere, und Alles, was da geschieht, wird durch die Stimme der Mehrheit entschieden. Das aber versteht sich so zu sagen von selbst, daß die Nigger keine Stimme haben, denn wie könnte man denn „Sclaven“ die gleichen Rechte einräumen, wie den „Herren“? Für sie also stimmen ihre Eigenthümer ab und zwar in der Weise, daß fünf erwachsene männliche Nigger für drei Weiße gelten. Wenn also z. B. Einer fünfzehn erwachsene männliche Sclaven besitzt, so darf er bei den Wahlen (außer seiner eigenen) neun Stimmen abgeben, und der Besitz von hundert solcher Nigger sichert ihm sechszig Stimmen u. s. w. Hiedurch natürlich gewinnen die Sclavenhalter im Süden einen großen Einfluß; allein „überwiegend“ wird derselbe dadurch doch nicht, sondern im Gegentheil, die Zahl der freien weißen Städtebewohner, die das Recht zu stimmen haben, überwiegt die Zahl der Niggerstimmen „um fast das Dreifache.“ Demgemäß könnten die weißen Städter, ihrer Ueberzahl

wegen, wenn sie zusammenstünden, unbedingt alle Wahlen nach ihrem Belieben entscheiden und nur solche Candidaten in die Regierung berufen, welche ihnen genehm wären, oder mit Einem Worte, sie könnten in den Baumwollenstaaten ganz allein das Directorium führen und es dahin bringen, daß auch gar nichts „gegen ihren Willen" vorgenommen werden dürfte. Aber solches thun sie nicht, sondern sie „tanzen" vielmehr, wie ihnen die Plantagenbesitzer „aufspielen", und lassen sich das Dominium jener wenigen Aristokraten in Allem und Jedem gefallen. Der Grund, warum sie dieß thun, liegt übrigens nahe genug und darf nirgend anders als im Wesen des Südens selbst gesucht werden.

In den Staaten nemlich, in welchen die Baumwolle gedeiht, gibt es weder Ackerbau, noch Manufakturen, noch industrielle Geschäfte überhaupt. Der Boden taugt nicht für die Gewächse und Früchte, welche in einem gemäßigten Klima gedeihen, und überdieß brennt die Sonne zu heiß und entnervend, als daß sich die freien Weißen, welche daselbst leben, der Kultivirung des Feldes widmen könnten. Eben deßwegen findet man auch unter der ganzen weißen Bevölkerung des Südens (einige ganz wenige Ausnahmen abgerechnet) Niemanden, der „im Felde" arbeitete. Gesetzt den Fall aber auch, es hielte es der Eine oder der Andere aus, dieselben Dienste zu thun, welche die Nigger auf den Plantagen verrichten, so könnte er sich schon deßwegen nicht zu einer solchen Arbeit hergeben, weil alle Welt mit tiefer Verachtung auf ihn herabsehen würde. Ja seine ganze Existenz stünde in Frage, denn man würde ihn ohne Zweifel, weil Feldarbeit und Niggerarbeit in den Baumwollenstaaten so zu sagen gleichbedeutende Begriffe

sind, aus dem Verbande der freien Weißen geradezu ausstoßen. Somit ist der Stand der freien Bauern im Süden gar nicht vertreten und von all den acht Millionen Weißen, welche daselbst wohnen, hat außer den Plantagenbesitzern, denen der ganze Grund und Boden gehört, kein Einziger ein ländliches Eigenthum. Gerade so wenig aber als der Ackerbau, vermag die Industrie und das Manufakturwesen zu einigem Gedeihen zu kommen. Die Nigger sind dabei nicht zu verwenden, außer höchstens zu den gröbsten Arbeiten, ein Angelsachse aber, ja sogar ein Irländer würde sich schämen, neben einem Schwarzen zu arbeiten. Aus diesem Grunde ist bis jetzt noch jeder Versuch, größere industrielle Etablissements im Süden zu gründen, fast immer mißglückt. Warum sollten sich auch geschickte Mechaniker oder ähnliche Gesellen verlocken lassen, in das ungesunde Klima der Baumwollen-Niederungen hinabzuziehen, da sie ja in den freien nördlichen Staaten bei gleich hohem oder doch nicht viel geringerem Verdienste weit angenehmer und gesünder leben? Kurz es ist eine Erfahrungssache, daß die Industrie nur da fortkommt, wo die Sclaverei nicht zu Hause ist!

Wenn es nun aber im Süden weder Ackerbau noch Manufakturen gibt, welche Geschäfte treiben denn dann jene acht Millionen Weiße, die in den Baumwollenstaaten wohnen? Ei nun, sie sind entweder Handwerker, oder Kaufleute, oder Gelehrte. Handwerker braucht man allüberall in der Welt und die Schreiner, Schmiede, Zimmerleute, Maurer, Glaser u. s. w. sind fast so unentbehrlich, als das tägliche Brod. Selbst der Plantagenbesitzer kann nicht ohne sie leben und ist daher, weil seine Nigger zu derlei Geschäften ihrer Talentlosigkeit wegen kaum zu ge-

als da sind Zucker, Kaffee u. s. w.; die Zweiten mit Wein, Spirituosen und andern Getränken, die Dritten mit Kleidungsstücken und Weißzeug, die Vierten mit Möbeln und Polstererarbeit, die Fünften mit Goldwaaren, Uhren und dergleichen, die Sechsten mit Porcellain, Glas u. s. w. u. s. w. An wen nun aber werden alle diese Händler am meisten verkaufen, d. h. wer wird ihr bester Kunde sein? Natürlich kein Anderer, als der Plantagenbesitzer, denn dieser hat nicht blos für sich und seine Familie, sondern auch für das ganze Heer seiner Sclaven zu sorgen und ist überdem ein Mann, dem sein Reichthum erlaubt und seine Stellung gebietet, Aufwand zu machen. Darum wird auch der Kaufmann im Süden immer ein gewisses Abhängigkeitsgefühl seinem hohen Gönner gegenüber empfinden und jedenfalls nie so frech sein, demselben offene Opposition zu machen. Noch abhängiger übrigens ist der sogenannte „Mäckler", d. h. derjenige, welcher dem Plantagenbesitzer seine Baumwolle feil macht, denn seine ganze Existenz beruht ja darauf, daß der Pflanzer sich seiner als eines Unterhändlers bedient; am allerabhängigsten aber ist vollends der „Sclavenhändler" oder derjenige, welcher Niggerfleisch feil hat, einfach weil der Plantagenherr sein einziger Käufer ist. Kurz der ganze Kaufmannsstand wird sich schon seines Vortheils wegen gar wohl hüten, eine andere Meinung zu haben, als die Herren Eigenthümer der Edelhöfe.

Ganz ebenso verhält es sich auch mit dem Gelehrtenstande. Die ihm Angehörigen sind entweder Professoren, oder Pfarrer, oder Schulmeister, oder Musiklehrer, oder Hofmeister, oder Advokaten, oder Schauspieler; allein wer anders gibt ihnen Beschäftigung als der Plantagenbesitzer, oder, wenn auch dieß nicht der Fall ist, von wen

hängt wenigstens ihre Anstellung meistentheils ab? Sicherlich von Niemand anderem, als von dem großen Feudalbaron, dem der ganze Grund und Boden zu eigen gehört und der also das Hauptgeld beisteuert zur Erbauung der Kirchen, sowie auch zur Unterhaltung der Concert- und Musiksäle. Kurz man darf mit vollem Recht sagen, daß von den sämmtlichen sechszehnmal hunderttausend Familien, aus welchen die weiße Bevölkerung des Südens besteht, bei weitem die meisten das Interesse des Pflanzers als ihr eigenes betrachten.

Hiezu kommt noch ein weiterer Umstand, nemlich der, daß unter diesen sechszehnmal hunderttausend Familien wieder mindestens viermalhunderttausend sind, welche ebenfalls Sclaven halten. Es gibt nemlich keinen größeren Kaufmann, keinen Schiffsrheder und was dergleichen mehr ist, der nicht nothwendig zu den gröberen Geschäften Nigger zu verwenden gezwungen wäre, da ja alle grobe Arbeit für einen freien Mann verpönt ist. Ja sogar zu vielen „leichteren" Dienstleistungen muß man Nigger haben, wie z. B. zu Bedienten, zu Hausknechten, zu Portiers, zu Kellnern, zu Aufwärtern u. s. w. u. s. w. einfach weil man sich, da die Weißen sich schämen, solche Dienste zu thun, auf keine andere Weise helfen kann, als dadurch, daß man entweder selbst Sclaven kauft, oder aber daß man einen solchen Burschen von einem Sclavenhalter, der sich damit abgibt, sein Negereigenthum gegen so und so viel des Tags oder der Woche auszuleihen, miethet. Hieraus geht also zur Genüge hervor, daß das Sclaveninstitut nicht blos auf den Plantagen des Südens, sondern auch in den Städten (obwohl hier in geringerem Maaße) eingebürgert ist, und nun fragen wir: läßt es sich denken, daß ein

gebornen Söhne doch sicherlich ebenfalls versorgt werden. Es ist nemlich im ganzen Süden Regel, daß das Familiengut nie getheilt wird, sondern immer ungeschmälert an den Erstgebornen kommt, gerade wie in unserem Vaterlande bei den sogenannten Majoraten. Demgemäß theilen sich die übrigen Kinder immer nur in die mobile Hinterlassenschaft, d. h. in die Capitalien u. s. w., und diese sind, wie man sich wohl denken kann, oft nicht so groß, daß jeder Erbe sich damit eine eigene Plantage kaufen könnte. Er muß also darnach trachten, auf andere Weise Geld zu verdienen und was bleibt ihm da sonst übrig, als nur allein der Staatsdienst? Oder wie? Soll er vielleicht Kaufmann werden? Pfui über die Frage! Er, der ritterliche Sohn eines Edelhofbesitzers, und Krämer! Lieber noch Straßenräuber und Bandenanführer! In Deutschland wie überhaupt in Europa hat man für jüngere Söhne den Ausweg der militärischen Laufbahn; allein in den Vereinigten Staaten ist die reguläre Armee im Frieden so klein, daß das Offizierskorps nur ein ganz schmales Häuflein ausmacht. Also gibt's lediglich kein anderes Mittel, als das in den Civilstaatsdienst zu treten. Hier allein kann man eine Carrière machen und zwar um so leichter, als jeder Pflanzerssohn sich rühmen darf, auf einem „College" seine Ausbildung erhalten und etwas gelernt zu haben. Der junge Mann macht also frisch vorwärts und beginnt damit, daß er sich durch den Einfluß seines Vaters und der Freunde seiner Familie in die Legislatur*) wählen

*) Jeder einzelne Staat in der Union besitzt ein Repräsentantenhaus und einen Senat, d. h. eine erste und zweite Kammer und diese beiden zusammen bilden die Legislatur oder den gesetzgebenden Körper.

läßt. Sitzt er aber einmal darin fest, dann ist ihm auch sowohl Ehre als Reichthum gewiß, indem alle höheren Stellen im Staate immer irgend einem der Herren Repräsentanten oder Senatoren zukommen. Nun aber fragen wir, ob wir nicht Recht hatten, als wir den Satz aufstellten, daß in den sämmtlichen Baumwollenstaaten das Regiment vollständig in den Händen der Plantagenbesitzer sei?

Allein nicht blos in ihrer eigenen Heimath dominiren dieselben, sondern auch in den übrigen Vereinigten Staaten spielen sie oder spielten sie vielmehr bis in die neueste Zeit die Herren. Wie dieß so gekommen ist, werden wir dem Leser in einem besonderen Artikel auseinandersetzen,*) da es zu weitläufig wäre, hier bei der Charakterschilderung des Baumwollenbaronen des Näheren darauf einzugehen. Die Thatsache aber, daß der Süden (d. h. die sclavenhaltenden Staaten) über den Norden (oder die freien Staaten) durch volle siebzig Jahre ein factisches Uebergewicht behauptete, daß ferner aus seiner Mitte fast diese ganze Zeit über der Präsident der Union hervorging und daß folglich das ganze Regiment dieser Union ganz allein in seinen Händen lag, d. h. mit andern Worten, daß alle Ministerstellen, alle Gesandtschafts-Posten, alle höheren Staatsämter u. s. w. u. s. w. fast nur allein mit Männern des Südens besetzt wurden, — diese Thatsache steht fest und konnte natürlich keine andere Folge haben, als daß sie den Plantagenbesitzer und seine Angehörigen mit noch größerem Stolz, als sie ohnehin schon besaßen, erfüllte.

*) Dieser Artikel heißt: „Der Streit zwischen dem Süden und Norden, oder die große Frage von dem Bestand der Union."

Ja es kam so weit, daß der Pflanzer die freien Bewohner der nördlichen Staaten mit demselben Auge zu betrachten anfing, wie die „Mean-Whites“ in seiner eigenen Heimath, und sich nur selten dazu herbeiließ, mit einem von ihnen als einem Ebenbürtigen zu fraterniſiren! „Sie (die Bewohner der nördlichen Staaten nemlich) konnten, wie er meinte, die Vorzüge des Geiſtes und der Erziehung nicht aufweiſen, die er hatte; ſie konnten ſich nicht rühmen, auch nur einen Einzigen jener vielberühmten Politiker und Staatsmänner erzeugt zu haben, um welche ſelbſt Europa das Kabinet von Washington beneidete, ſondern die Calhoun's, die Clay's, die Monroe's, die Polk's, und wie ſie alle heißen, gingen ſämmtlich aus dem Süden hervor. Sie hatten nicht den Muth, wie er, bei jeder Gelegenheit an ihr ritterliches Schwert zu pochen und noch weniger wagten ſie es, daſſelbe aus der Scheide zu reißen; vor allem aber gab es bei ihnen keine alten Familien, welche durch Jahrhunderte ihr angeerbtes Beſitzthum behaupteten und ſich ſchon dadurch den Glanz des Erbadels ſicherten.“ Alſo ſprach der Plantagenbeſitzer und merkwürdigerweiſe gaben ihm die Bewohner des Nordens nicht nur in allen dieſen Dingen Recht, ſondern ſie fügten ſich auch meiſtens ohne Widerſtand ſeinem Uebergewichte. Woher kam aber dieß? Nun einfach daher, daß die ſüdlichen Edelherren in der That und Wahrheit faſt immer beſſer gebildet waren, als die Yankees im Norden; ferner daher, daß dieſelben alle beſſeren Stellen in der Union im Beſitz hatten und endlich daher, daß man ſie fürchtete. Der Südländer war ja, wenn man ihm widerſprach, alſobald mit dem Meſſer und der Piſtole parat und rächte jedes nur halbwegs mißfällige Wort gleich auf der Stelle mit einem Stich oder einer

Kugel. Daher gab man ihm auch im ganzen Norden nur den Titel „des Feuereſſers“ und hütete ſich gar wohl, mit ihm in Konflikt zu kommen. Noch größern Reſpekt übrigens flößten dem Nordländer die alten Familienſitze ein, deren ſich die Plantagenbeſitzer rühmen können, denn er dachte dabei ſtets an die Familienſitze „der Herren Lords in England“. Derlei Dinge gibt es nämlich in den nichtſclavenhaltenden Staaten keine und eben deßwegen auch keine alten Familien. Dort iſt vielmehr jeder Menſch dem andern, wenigſtens in ſeinen Rechten und Anſprüchen, gleichgeſtellt, und obwohl natürlich nicht geleugnet werden kann, daß auch hier der Gebildetere und Reichere immer ein gewiſſes Uebergewicht über ſeinen Nebenmenſchen behauptet, ſo wird doch das Gleichgewicht ſchon dadurch wieder hergeſtellt, daß weder Reichthum noch Bildung in einer Familie „ſtabil“ bleiben. Im Gegentheil, Jedem, auch dem Geringſten, iſt die Möglichkeit gegeben, daß er ſich aus ſeiner untergeordneten Stellung herausarbeite und in die Reihen der Reichen und Gebildeten eintrete. Es kommt nur auf ſeinen Willen, auf ſeine Befähigung und auf ſein gutes Glück an, ob er emporkommt oder nicht, und man wird daher ſtets finden, daß die menſchliche Geſellſchaft in den fleißigen und gewerbſamen Staaten des Nordens in einer immerwährenden Fluctuation und Bewegung begriffen iſt, welche heute dieſen, morgen jenen emporhebt, während ſie einen dritten oder vierten, deſſen Eltern vielleicht zu den reichſten und angeſehenſten des Landes gehörten, total verſchwinden und untergehen läßt. Eine „Forterbung“ des Anſehens und der Macht findet alſo im Norden der Union nicht ſtatt, ſondern bald iſt dieſer oben, bald jener, und es kann Einer zu den höchſten Staats-

ſtellen gelangen, ob nun ſein Vater ein Farmer oder Handwerksmann, ein Fabrikant oder Kaufmann, ein Beamter oder Rentier war. Von einem ſolchen Wechſel der Glücksgöttin weiß man natürlich im Süden nichts, denn dort bleibt, wie ſchon geſagt, das Familiengut immer durch Vermächtniß des Vaters in den Händen des Erſtgebornen, ſo daß alſo nicht blos der Reichthum nicht zerſplittert wird, ſondern auch jeder Gutsbeſitzer ſich rühmen kann, „wie ſchon ſeine Ahnen und Urahnen hier auf dem Herrenhofe gehaust hätten.“ Damit ſoll freilich nicht behauptet werden, daß nicht auch hie und da eine Plantage, ſei es durch das Ausſterben der Familie, ſei's durch die liederliche Wirthſchaft ihres Beſitzers, ſei's auch dadurch, daß nur eine Erbin da iſt, welche ihrem Gemahle das Gut als Mitgift mitbringt, in andere Hände übergeht; allein im Allgemeinen iſt der Satz richtig, daß die großen Familiengüter des Südens ſich meiſt durch lange Reihen von Jahren hindurch in einer und derſelben Familie forterben. Ja ſogar wenn neue Plantagen in neu creirten Sclavenſtaaten angelegt werden, ſo wird derjenige, der ſie anlegt, und wäre es ſelbſt ein friſcheingewanderter Europäer, immer dafür Sorge tragen, daß das Gut nach ſeinem Tode nicht zerriſſen wird, ſondern ungetheilt dem Erſtgebornen zukommt. Sieht man nun, warum die Bewohner des Nordens von jeher immer ſo großen Reſpekt vor einem Plantagenbeſitzer hatten? Sie verehrten in ihm den Abkömmling einer alten Familie!

Wir haben nun den ſüdlichen Plantagenbeſitzer ſo ziemlich in allen ſeinen Verhältniſſen, ſowie überhaupt in ſeinem ganzen Thun und Treiben geſchildert. Ein Zug ſeines Charakters jedoch blieb bis jetzt von uns unberührt,

wir meinen die Art und Weiſe, wie er ſich „den Feinden der Sclaverei“ gegenüber verhält, oder vielmehr wie er es angreift, das Inſtitut der Sclaverei vor ſeiner eigenen Vernunft und vor den Angriffen der Sclavereifeinde zu ſchützen. Nun könnte man vielleicht meinen, daß über dieſen Punkt unter den verſchiedenen Pflanzern je nach ihrem Bildungsgrade einige Meinungsverſchiedenheit herrſche, allein merkwürdigerweiſe ſtimmen ſie gerade hierin unbedingt mit einander überein. Sie ſtellen ſich nemlich in der Vertheidigung des Sclaverei-Inſtituts ſammt und ſonders nicht blos auf den Standpunkt der Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit deſſelben, ſondern vielmehr auf den der Humanität und Chriſtlichkeit. „Wir,“ rufen ſie den Gegnern der Sclaverei zu, „wir Südländer halten allerdings Sclaven, aber unſere Sclaven gehören der ſchwarzen Race an, welche Gott in ſeiner Weisheit anders geſchaffen hat, als die weiße, und von jeher zur Dienſtbarkeit beſtimmte. Wir ſind alſo hierin in unſerem vollen Rechte. Ueberdem aber ſorgen wir für unſere Sclaven und nähren und kleiden ſie nicht blos von früheſter Jugend an, ſondern verpflegen ſie auch, wenn ſie alt und krank geworden ſind, ſo daß wir wohl ſagen dürfen: unſere Neger ſind die glücklichſten und zufriedenſten Leute in der Welt. Wie ſteht es dagegen mit euch, ihr Nordländer? Begeht ihr nicht die Niederträchtigkeit, daß ihr eure eigenen weißen Mitbrüder, nemlich die eingewanderten Deutſchen und Irländer, welche doch daſſelbe Racenblut in den Adern haben, wie ihr ſelbſt, zu Sclaven herabwürdigt? Ja ſeid ihr nicht gar vollends ſo gottvergeſſen, daß ihr dieſelben, wenn ihr ſie ausgebraucht habt, ohne weiteres wegwerft und ſie, wenn ſie alt und krank geworden ſind, nicht einmal unter-

ſtützt, ſondern vielmehr ohne Mitleid dem Hungertode preisgebt?“ So ſpricht der Südländer und zwar Jeder ohne die geringſte Ausnahme, denn es iſt gerade als ob hierin Alle nur Ein Herz und Eine Seele wären. Selbſt die Yankees und Deutſchen, welche doch als die größten Feinde der Sclaverei bekannt ſind, benehmen ſich in dieſem Punkte, wenn ſie je dazu kommen, durch Heirath oder Kauf Plantagenbeſitzer zu werden, ganz ebenſo wie diejenigen, deren Ururgroßväter ſchon Sclaven hielten.*) Ja,

*) Es iſt allerdings ſelten, daß Deutſche in den Beſitz einer ſüdlichen Plantage kommen, es müßte denn ſein, daß ihre Großväter ſchon nach Amerika eingewandert wären, denn dann haben ſie ſich meiſt ſchon ſo amerikaniſirt, daß ſie ſich auch am Sclavenhalten nicht mehr ſchämen. Uebrigens gibt es doch auch einzelne Beiſpiele, daß ſelbſt friſch eingewanderte Deutſche ſich in Baumwollenbarone zu verwandeln wußten. So lebt gegenwärtig ein gewiſſer Memminger, eines Wirths Sohn aus der Univerſitätsſtadt Tübingen im Schwabenlande, als einer der reichſten Plantagenbeſitzer im Staate Südcarolina; allein er kam ſchon in ſo jungen Jahren dorthin, daß man ihm ſeine deutſche Abſtammung ſpäter gar nicht mehr anmerkte. Ganz daſſelbe war bei dem Baumwollenbaron Garnett der Fall, welcher vor kurzer Zeit als General verſtorben iſt. Der Vater dieſes hohen Herrn hieß eigentlich Michael Knöbler und hatte ſeine Heimath in dem Städtchen Geißlingen, am Fuße der württembergiſchen Alp. Da es ihm jedoch daſelbſt ſchlecht ging, wollte er nach Amerika auswandern, ſtarb aber auf hoher See und ließ ſein einzig Kind, einen Jungen von vier Jahren, als gänzlich verlaſſenen Waiſen zurück. Die übrigen Auswanderer nahmen ſich des armen Knaben an, nährten ihn und brachten ihn dahin, wohin ſie ſelbſt gingen, nemlich nach Baltimore. Dort ſah ihn ein durchreiſender Virginier und nahm ihn, da er Gefallen an ihm fand und ſelbſt keine Kinder hatte, in ſeine Heimath mit, worein die Deutſchen, die den Buben bisher verſorgt hatten, herzlich gern willigten. Unterwegs richtete natürlich der Pflanzer verſchiedene Fra-

den Renegaten gleich, welche immer fanatischer sind, als ihre Bekehrer, zeigen sie sich oft sogar noch heißblütiger, als die eingebornen Feuerfresser selbst, und wollen, statt ihre Sache mit Worten oder Vernunftgründen zu vertheidigen, lieber gleich mit Feuer und Schwert dreinschlagen. Uebrigens auch der Kaltblütigste unter den Baumwollenbaronen versteht keinen Spaß, wenn sich's um die Sclavenfrage handelt, und ist bereit, Leib und Leben für den Bestand des Niggerstatuts zu opfern. Wehe also nicht blos dem nordischen Freiheitsprediger, welcher nach dem Süden herabkömmt, um den Sclaven daselbst die Freiheit zu predigen oder gar dem Einen oder dem Andern derselben zum „Durchbrennen" zu verhelfen; nein wehe auch dem Professor an irgend einer südlichen Lehranstalt, welcher die Inferiorität der afrikanischen Race leugnen würde; wehe dem Buchhändler, der eine auch nur halbwegs nach „Abolitionismus" riechende Schrift verbreitete; wehe dem Prediger, der nicht die Sclaverei mit Gründen der heiligen Schrift rechtfertigte, und sich auf Abraham, Isak und Jacob berufe; wehe sogar dem Theaterdirektor, der ein Stück aufführte, welches mit den Ansichten der Plantagenbesitzer über das Niggerinstitut in Disharmonie stünde!

---

gen an seinen jungen Schützling, allein dieser erwiederte auf alles in gut schwäbischem Dialekt: „I versteh gar nett", einfach weil er den Virginier lediglich nicht verstand, der letztere jedoch schloß aus dem immer sich wiederholenden „gar nett", daß der Knabe Garnett heiße und rief ihm von nun an bei diesem Namen. Später als er den Jungen bereits adoptirt hatte, kam allerdings die wahre Sachlage heraus, allein er ließ es deßwegen doch bei dem einmal gewohnten Namen bewenden und auch der Adoptivsohn fand es, als er unabhängig geworden war, nicht für nöthig, den ganz und gar nicht amerikanisch klingenden Namen Knödler wieder anzunehmen.

Oder wie? Kam es nicht vor nicht langer Zeit in der guten Stadt Savanna, im Staate Georgien vor, daß ein Schauspieler, der sich gegen diese Vorschrift verfehlte, ohne weiteres erschossen wurde? Der Schauspieler hieß Paul Dixon und wählte zu seinem Benefiz das Shakspeare'sche Schauspiel „der Mohr von Venedig". Die Behörden wollten ihm Anfangs keine Erlaubniß dazu geben, allein da er ein Mann von bedeutendem Rufe war, dem man schon einige Rücksicht zu zollen hatte, und da er überdieß nachwies, daß der Shakspeare'sche „Mohr" eigentlich kein „Nigger", sondern vielmehr ein „Maure" gewesen sei, so gestattete man ihm endlich die Aufführung des Stücks. Das Theater war mit Zuschauern überfüllt, denn man hatte dieses Schauspiel noch nie in Savanna gesehen; dennoch ging alles im Anfang ohne Ruhestörung vorüber. Allein wie es endlich zu der Scene kam, wo der Mohr die Desdemona ermordet, wurde Einer der anwesenden Pflanzerssöhne so furchtbar aufgeregt, daß er seinen Revolver zog und mit dem Rufe „ein Schuft nur könne es mitansehen, wie ein Nigger eine Weiße ersteche", den Schauspieler mitten durch die Brust schoß. Freilich wurde der Mörder nachher vor die Geschwornen gestellt, aber von einer Verurtheilung war keine Rede; denn der junge Pflanzerssohn hatte ja, wie man annahm, nur aus gerechter Entrüstung die That begangen! Nun aber, o Leser, kannst du aus diesem einzigen Beispiel nicht schon hinlänglich darauf schließen, wie der Baumwollenbaron einen „wirklichen" Abolitionisten, d. h. Einen, der mit Wort und That auf die Niggeremancipation hinarbeitet, behandeln würde? *)

*) Wir ersuchen übrigens unsere Leser, zur Vervollständigung dieses Kapitels den Artikel „Richter Lynch" zu vergleichen.

Sicherlich würden die „Vernunftgründe“, mit denen er dem Abolitioniſten entgegenträte, ſo überaus „überzeugender“ Natur ſein, daß dem Letzteren alles Freiheitspredigen „für immer und ewig“ verginge!

Man ſieht alſo, daß das Sclaventhum mit dem ſüdlichen Plantagenbeſitzer durch und durch verwachſen iſt! In ihm lebt er und in ihm ſtirbt er; es iſt das Idol, das er verehrt, und er ſchließt es in ſein Morgen- wie in ſein Abendgebet ein; es iſt aber auch ſeine Achillesferſe, an der er einmal die todbringende Wunde erhalten wird.

4.

Ein Prinzenkampf in Amerika.

Die Spanier haben ihre Stiergefechte, die Franzosen ihre Duelle und die Engländer ihre Boxpartieen. Letztere Sitte ist nun auch auf die Amerikaner übergegangen, hat aber im Verlaufe der Zeit so viele Nüancirungen und Veränderungen erlitten, daß sie in Charakter und Ausführung nicht mehr „als rein englisch“ gelten kann. Der Grund hiefür dürfte nicht schwer aufzufinden sein. Einmal nemlich sind Natur und Klima in Amerika doch anders, als in Alt-England, und zum andern mußte die Vermischung der verschiedenen Menschenracen, welche sich in den Vereinigten Staaten niederließen, nothwendig einen bedeutenden Einfluß auf Sitten und Gebräuche ausüben. Der Hauptstamm der Amerikaner rührt allerdings von England her und ist im Neuengländer repräsentirt; dagegen aber sind auch die Abkömmlinge der Deutschen, der Franzosen, der Irländer, der Schotten, der Spanier u. s. w. sehr stark vertreten und es ist theils durch das Zusammenleben dieser verschiedenen Nationalitäten, theils durch ihre gegenseitige Kreuzung eine neue Menschenrace erstanden, oder doch zu erstehen im Begriffe, welche man die specifisch „amerikanische“ nennen dürfte. Wenn also auch das „Eng-

ländertum" in der Union vorherrschend ist, so hat es doch einen ganz andern Anstrich bekommen oder vielmehr es ist „amerikanisirt" worden! Den englischen „Ursprung" können die meisten Sitten und Bräuche Nordamerikas nicht verläugnen, aber in ihrem „jetzigen" Wesen, in ihrer „jetzigen" Gestaltung sind sie „amerikanisch."

Das Letztere, d. h. die Amerikanisirung aller von England stammenden Gewohnheiten ist also ein Factum, das sich nicht in Abrede stellen läßt; allein eine andere Frage ist, ob jene dadurch gewonnen haben oder nicht. Frägt man die Nordamerikaner selbst, so antworten sie einstimmig mit einem unbedingten Ja; ein unparteiischer Fremder jedoch dürfte möglicher Weise ganz anders urtheilen. Amerika ist ein junges Land und sein Boden noch zu mehr als fünf Sechstheilen uncultivirt. Ja sogar wo er cultivirt ist, ist er nie „ganz" cultivirt, sondern es liegen zwischen den Gärten, Aeckern und Wiesen, welche zum Ertrag hergerichtet sind, immer wieder größere oder kleinere Strecken Landes, die noch keinen Pflug und noch keinen Spaten gesehen haben. Hier sieht man z. B. ein Waizenfeld, dessen üppige Schönheit auffällt, aber gleich daneben liegt ein Sumpfacker, auf dem nichts als Binsen gedeihen. Gleich darauf kommt man auf ein mächtiges Welschkornfeld, oder auf eine in bester Ordnung befindliche Baumwiese, und man ist abermals über den Fleiß des Farmers entzückt; doch das Entzücken schwindet augenblicklich wieder, wenn man die lange, öde, mit Steinen besäte Fläche betrachtet, welche sich hinter der Baumwiese ausdehnt. Es würde vielleicht den Inhaber des Grundstücks nur wenige Mühe kosten, die Steine wegzuräumen, oder den

Boden durch Gräbenziehen zu entſumpfen; allein daran denkt er nicht im Geringſten, ſondern er bepflügt blos das Land, welches ſich am beſten qualificirt. Der Grund und Boden iſt ja wohlfeil und am Ende würde das Gräbenziehen oder Steinehinwegräumen mehr Geld koſten, als ein anſtoßendes und leicht cultivirbares Stück Feld! Daher kommt es denn, daß es in Nordamerika nicht blos ganze Gebiete und Territorien giebt, in welche die Cultur bis jetzt noch gar nicht oder nur ganz ſpärlich eindrang, ſondern daß auch in den ſogenannten cultivirten Staaten ein großer Theil des Grund und Bodens ſich noch im Zuſtande der Uncultur befindet. Die Wildniß ſteckt ſo zu ſagen mitten in der Cultur drin und giebt dem Lande einen ganz „ureigenthümlichen" Charakter! Wie aber mit dem Lande, ſo verhält es ſich auch mit den Menſchen, die darin wohnen. Beide entſprechen einander, wie in der übrigen Welt, ſo auch in Amerika. Die Cultur iſt allerdings da, aber eben ſo ſehr auch die Wildniß, und es hängt daher an dem ganzen Amerikanerthum immer noch ein Stück Uncultur, leider jedoch oft ein ſo großes, daß man die Cultur ſelbſt kaum herausmerkt. Es „wildelet" (um uns eines ſchwäbiſchen Provincialismus zu bedienen) allüberall in den Staaten der Union, und gleichwie das Fleiſch des zahmen amerikaniſchen Geflügels z. B. der Gänſe und Enten nie den civiliſirten europäiſchen Geſchmack, ſondern vielmehr immer einen gewißen Wildgout d. h. den Geſchmack wilder Gänſe u. ſ. w. hat, ſo iſt es auch bei den Amerikanern ſelbſt, — ſie ſchmecken etwas nach Wild! Wird man nun aber, wenn es ſich ſo verhält, glauben können, daß die engliſchen Sitten und Gebräuche noch

ihrer Amerikanisirung „an Feinheit und Politur zugenommen haben?“

Wir kommen nun auf die Sitte des Faustkampfes oder des Borens im Speziellen zu sprechen und erlauben uns, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß jene Sitte in England so zu sagen „national“ ist. In verschiedenen Ländern, z. B. in Deutschland, gehen die Leute, wenn sie Händel unter sich haben, mit Prügeln auf einander los oder behelfen sie sich auch mit Ohrfeigen und Fußtritten, wenn sie nicht gar den kleinen Buben gleich, welche jede Beleidigung ihrer Mutter klagen, auf die Polizei eilen und sich dort ihr Recht verschaffen wollen. Wieder anderswo, wie z. B. in Italien, greift man zum Stilet und sticht seinen Gegner über den Haufen, während noch einmal anderswo, z. B. in Frankreich, die Herausforderung zum Duell mit dem Rappier oder der Pistole fast bei allen Classen der Männerwelt Mode ist. In England dagegen ist das Duell mit Schieß- oder Stoßwaffen aufs strengste verboten und das Gesetz sagt, daß jeder als Mörder gestraft werden soll, welcher einen andern im Zweikampfe niederstößt oder niederschießt. Noch verpönter ist der Gebrauch des Dolches, als der Waffe eines elenden Feiglings, und man wird gar nie hören, daß ein Brite einen andern meuchlings erstochen habe. Am allerverächtlichsten aber erscheint es dem Sohne Albions, wenn einer seinen Gegner bei der Polizei verklagt oder wenn er so gemein ist, denselben mit einem Stuhlfuße zu tractiren. Nein es giebt nur eine einzige würdige Manier, eine Ehrensache abzumachen, und diese ist das Boxen oder der Kampf mit den Fäusten. Nur allein hierin liegt, nach der Ansicht des Engländers „wahre Mannhaftigkeit“

und ebendeßwegen heißt man auch in seinem Vaterlande das Boxen nie anders als „die noble Kunst der Selbstvertheidigung“. Man glaube aber ja nicht, daß diese Art sich zu bekämpfen eine Aehnlichkeit habe mit einer deutschen Prügelei, obgleich man bei beiden Kampfweisen sich der Fäuste bedient. Das Boxen und das Sichprügeln stehen vielmehr in demselben Verhältniß zu einander, wie die Modulationen einer Coloraturſängerin zu dem Schreien einer Schulbuben-Rotte. Beim Prügeln schlägt man eben blindlings zu, beim Boxen dagegen geht alles „nach bestimmten Normen“ und es sind Vorschriften da, wie man seine Fäuste zu gebrauchen hat. Man macht „seine Gänge,“ gerade wie mit dem Rappier auch, und nicht die Stärke und Körperkraft allein verhilft zum Siege, sondern ebensogut die Gewandtheit, die Schnelligkeit und das vortreffliche Auge. Man könnte daher das Boxen mit Recht „ein Duell auf Fäuste“ nennen und es gehört vielleicht mehr Uebung, mehr Stahlkraft und mehr Ausdauer dazu, als bei der Handhabung der Pistole oder des Degens erforderlich ist. Darum giebt es auch förmliche „Boxerschulen“ d. h. es befassen sich einzelne Meister in der Kunst des Faustkampfes damit, der Jugend Unterricht zu ertheilen, und man wird nicht leicht einen Engländer, selbst nicht unter den vornehmsten Classen finden, der nicht „Boxstudien“ gemacht hätte. Man muß es ja lernen, wenn man sich nicht den größten Unannehmlichkeiten aussetzen will, denn der nächste Beste, den man im Gedränge freiwillig oder unfreiwillig unsanft berührte oder der sich auf sonstige Weise persönlich beleidigt glaubt, macht keine lange Umstände, sondern fordert seinen Gegner, sei nun dieser ein Lord oder ein Arbeiter, zum Kampfe, zieht sofort seinen

Rock aus und ſtellt ſich in Boxerpoſitur. Was will man nun unter ſolchen Umſtänden machen? Feige durchbrennen oder einen Conſtabler um Hülfe anrufen? Pfui der Schande! Da giebt's kein Mittel, als ebenfalls den Rock auszuziehen und ſeinen Standpunkt einzunehmen. So wird die Geſchichte immer ſchnell ohne viel Präliminarien auf dem Platze ſelbſt abgemacht und das Publikum, welches aus natürlicher Freude an dem Kampfe alſobald einen Kreis um die beiden Streiter bildet, duldet nicht, daß irgend eine Unterbrechung von Polizei wegen ſtattfinde. Glücklich aber derjenige, welcher die edle Kunſt der Selbſtvertheidigung ſo los hat, daß er ſeinen Angreifer gleich in dem erſten Gange niederſchmettert, denn er erndtet dann nicht blos den Beifall der Umſtehenden, ſondern er darf auch ſicher ſein, daß ſein Name den andern Tag von Ruhmesglorie umſtrahlt in allen Zeitungen prangt!

Dieß iſt die gewöhnliche Art der Boxerei in England und es vergeht ſicherlich nur allein in der Stadt London kein Tag, an welchem nicht ein paar Dutzend Boxerduelle auf öffentlicher Straße abgemacht würden. Hie und da jedoch findet auch eine Boxerei „anderer Art“ ſtatt, nemlich „eine Preisboxerei oder ein Preisfauſtkampf.“ Es leben vielleicht in der nächſten Nachbarſchaft zwei Kämpen, die eine beſondere Fertigkeit in der Handhabung ihrer Fäuſte erhalten haben und von denen ſich deßhalb jeder einbildet, er ſei dem andern an Kraft und Gewandtheit überlegen. Die müſſen ſich doch mit einander meſſen, denn ſonſt käme es ja nicht zu Tage, welcher von beiden der Stärkere und Gewandtere ſei! Unentſchieden darf die Sache nicht bleiben; — dieß ließe ſchon der Ehrgeiz nicht zu! Somit fordern die Beiden einander und beſtimmen die Zeit, wann's zwiſchen

ihnen losgehen soll, während zugleich jeder von ihnen eine bestimmte Summe (meist 5—10 Pfund Sterling) aussetzt, welche derjenige, der den andern endgültig besiegt, in die Tasche schieben darf. Von selbst versteht es sich übrigens, daß ein solches Ereigniß, wie ein Duell zwischen zwei berühmten Faustkämpfern immer ist, unmöglich ganz incognito vor sich gehen kann, sondern es hat vielmehr jeder Duellant seine Freunde, denen er sich mittheilt, und die Freunde haben wieder Freunde. Daher kommt es denn auch, daß sich zu einer derartigen Boxerei immer ein ziemlich großes Publikum einfindet und zwar ein aus allen Klassen der Gesellschaft gemischtes, denn es giebt keinen Engländer, der sich nicht für einen solchen Kampf aufs höchste interessirte. Ueberdieß hat man ja dabei Gelegenheit, seiner Hauptliebhaberei, nemlich der Wettsucht, zu fröhnen! Der Kampf selbst aber nimmt immer seinen regelmäßigen Verlauf, denn entweder wird festgesetzt, daß er nicht vorher zu endigen habe, als bis Einer der beiden Streiter „kampfunfähig“ geworden ist, oder aber begnügt man sich mit einer bestimmten Anzahl „Gänge“, nach deren Beendigung der als Sieger betrachtet wird, welcher seinem Gegner die meisten Stöße beigebracht hat. Im ersteren Fall artet das Spiel nicht selten in eine förmliche „Gliederzermalmung“ aus und man darf daher dem Himmel Dank sagen, daß derlei Kämpfe nur „äußerst selten und ausnahmsweise“ vorkommen; im letzteren Falle geht's zwar auch nicht ohne Beulen und Blutabzapfungen ab, aber es ist doch kein Kampf „auf Tod und Leben“, sondern nur ein Wettstreit zwischen „Rivalen“! Sie haben nicht die Absicht, sich gegenseitig wie wilde Thiere zu zerreißen, sondern sie wollen blos zeigen, wem die Palme des Sieges gebührt!

Auch ist der Frieden nach beendigtem Streite alsbald wieder vollständig hergestellt und die Beiden, welche noch vor wenigen Minuten mit ihren Fäusten auf einander los-hämmerten, wie ein Schmied auf seinen Ambos, schütteln sich nun gegenseitig die Hände und gehen zusammen, begleitet von allen ihren Freunden, in die nächste Taverne, um den Friedensschluß durch einige tüchtige Schlücke zu bewähren.

So wird's mit dem Boxen in England gehalten, wie ganz anders aber in Amerika! Hier in den Unionsstaaten denkt man nicht daran, „eine Ehrensache" durch einen regelmäßigen Faustkampf ins Reine zu bringen, sondern man bedient sich hiezu ganz anderer Waffen. Im ritterlichen Süden greift man in solchen Fällen zum Bowiemesser, zum Revolver oder zur Rifle, und auch im Norden wissen es die Gebildeten nicht anders, als daß man eine Beleidigung, wenn sie gar zu tief sitzt, durch ein Duell auf Pistolen oder Büchsen abmachen muß. Nicht selten jedoch ziehen es die dortigen Gentlemen vor, sich statt der gefährlichen Schießwaffen der Karbatsche zu bedienen, oder wenn der Beleidiger ein Mann von Vermögen ist, denselben bei den Gerichten um Schaden-Ersatz zu belangen, denn der Dollar ist ja für den Yankee das vortrefflichste Pflaster zur Heilung empfangener Ehrenwunden! Vom Boxen also, d. h. von der mannhaften Weise der Engländer, jede Beleidigung gleich auf der Stelle durch einige regelrechte Boxerpüffe abzumachen, wollen die Gentlemen Amerikas lediglich nichts wissen und demgemäß finden sie es auch für durchaus überflüssig, in ihrer Jugend die Boxerkunst zu erlernen. Ebensowenig aber verlegen sich die ungebildeteren Classen auf jenes Studium, sondern der „Rowdy" unter den Amerikanern weiß vielmehr, wenn er mit einem

andern in persönlichen Conflict kommt, nichts Besseres zu thun, als demselben entweder die Augen auszubrechen, oder die Nase abzubeißen, oder die Zunge auszureißen, oder die Ohren abzuschneiden, oder auf irgend eine andere ähnliche barbarische Weise vorzugehen. Hieraus ersieht man nun aufs klarste, daß in Beziehung auf die „edle Kunst der Selbstvertheidigung" ein vollkommener Gegensatz zwischen dem Amerikanerthum und dem Engländerthum vorherrscht. Deßwegen ist aber doch die Sitte des Boxens in Nordamerika nicht abgekommen, sondern sie florirt vielmehr aufs höchste, aber immer nur als Preisfaustkampf, und es vergeht fast keine Woche oder wenigstens kein Monat, in welchem nicht die Zeitungen von einem solchen Kampfe berichten. Auch in England kommen, wie wir so eben gesehen, derartige Boxereien vor, allein sie sind dort „seltene Ausnahmen;" in Amerika sind sie „Regel!" Würde es sich hier Einer beifallen lassen, „um seiner beleidigten Ehre willen" einen Zweiten zu einer Boxerpartie herauszufordern, so würde man eine solche Thorheit gar nicht begreifen können; das aber begreift man, daß man seinen Leib „für eine Summe Geldes" riskiren kann! Somit handelt es sich bei den amerikanischen Faustkämpfen immer nur allein um die Einziehung der sogenannten „Stakes" oder der Wetteinsätze, welche die beiden Kämpfer gegen einander machen, und die Boxenden sind daher auch ohne Ausnahme „Boxer von Profession," oder Männer, die sich das Boxen „zum Geschäft" gemacht haben, die es „handwerksmäßig" treiben und ihren Lebensunterhalt davon ziehen. Eine Boxerei in Amerika ist also nie ein Kampf zwischen zwei „Rivalen", welche blos ihre Kraft an einander probiren wollen, sondern es ist stets ein Kampf

„zwischen zwei Spielern", welche die Absicht haben, einander gegenseitig ihr Geld abzunehmen. Ja nicht blos dieß, sondern die Kämpfenden wollen auch noch „nebenher" Geld dabei verdienen, denn das wäre doch wahrhaftig ein schlechtes „Metier", das nicht auch seine Nebeneinkünfte abwürfe, und überdem — gratis oder umsonst werden sie doch das Schauspiel einer Boxerei nicht aufführen!

Woher fließt nun aber das besagte Nebeneinkommen der Boxer? Nun einfach „von ihren hohen Gönnern", d. h. von den sogenannten „Sportsmen" Amerikas oder den verschwenderischen Söhnen reicher und vornehmer Eltern, welche sich der edlen Kunst des Nichtsthuns widmen und die Sitten der jungen englischen Lords nachzuahmen suchen. Sie sind es, welche sich als die großen Beschützer des Preisfaustkämpfers aufthun und zusammen so viel Geld einlegen, daß derselbe sich zu seinem Handwerk heranbilden und nachher seinem Stand gemäß leben kann! Davon nehmlich ist natürlich keine Rede, daß ein „Gladiator" irgend ein ehrliches Handwerk triebe oder auf sonstige „gewöhnliche" Weise, d. h. durch Arbeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen suchte. Eine solche Schmach läßt er nicht auf sich kommen, sondern im Gegentheil er betrachtet sich als einen Gentleman, ja als eine angesehene Person und lebt nie anders als auf großem Fuße. Seine Heimath ist stets das erste Hotel der Stadt, welche die Ehre hat, ihn zu beherbergen, und er geht nie aus, ohne daß er von einer Schaar bewundernder Jünglinge, welche es sich zum Vergnügen machen, ihre Börse mit ihm zu theilen, umgeben wäre. Kurz er gilt als eine Art „Champion" oder Heldenkämpfer, den man, da thierischer Muth und körperliche Kraft eine gewisse Sorte von Menschen stets mit hohem Respekt erfüllen, ebensogut venerirt,

als in Spanien einen hervorragenden Steigerfechts-Kämpen. Allein es kostete ihn auch viele Mühe und Anstrengung, so wie besonders viele Püffe und Schläge, bis er es so weit brachte, um als Preisfaustkämpfer auftreten zu können. Gewöhnlich wird er nehmlich im niederen Stande geboren und erhält von seinen Eltern lediglich keine Erziehung; dagegen aber zeigt er schon in frühester Jugend ein paar vortreffliche Fäuste, welche ihn in den Stand setzen, alle seine Schulkameraden mit Leichtigkeit niederzuschlagen. Hiedurch erhält er bald einen gewissen Ruf und es steht nicht lange an, bis ein alter Veterane der Boxkunst sich seiner annimmt und ihm den ersten Unterricht im Gebrauche der Fäuste ertheilt. Schlägt er ein, so macht der Veterane einigen reichen „Kunstliebhabern" seiner Bekanntschaft davon Mittheilung, daß er ein „angehendes Boxergenie" entdeckt habe, und diese beeilen sich sofort ihre milde Hand zu öffnen, um das Genie nicht verkümmern zu lassen. So geht dann die Erziehung immer weiter und weiter, und der Junge hat den ganzen Tag nichts zu thun, als muskelkräftige Uebungen zu machen. Endlich jedoch kommt die Zeit, wo man ihn auf den eigentlichen Fechtboden stellt, und nun muß er sich in halbnacktem Zustande, aber mit furchtbar dicken, aus Pferdehaar geflochtenen Faustshandschuhen angethan, seinem Lehrer gegenüberstellen, damit er lerne, wie man „trifft" und „gegentrifft", wie man „einschlägt" und „stopft," oder wie die Kunstausdrücke sonst heißen mögen. Anfangs schont ihn vielleicht der alte Veterane, aber wenn der Bursche erst einmal in die Kunst eingeweiht ist und seine Kräfte sich mehr und mehr gestärkt haben, so hört alle und jede Rücksicht auf und es vergeht kein Tag, an dem nicht sein Körper tüchtig durchgehämmert und ihm

die eine oder die andere Beule geſchlagen würde. Nach einigen Jahren iſt der Zögling ſoweit, daß man ihn eine kleine „Probe“ mit einem andern jungen Fauſtkämpfer machen laſſen kann, und nun ladet der bisherige Lehrer die hohen Gönner, deren Freigebigkeit ſeinen Lehrling bisher unterſtützte, in ſeine „Krippe“, d. h. in ſeine Wohnung ein, damit ſie ſich mit eigenen Augen überzeugen, wie ihr Geld keineswegs zum Fenſter hinausgeworfen war. Der erſte Zweikampf geht alſo los, und endigt nie vorher, als bis ſich die beiden jungen Kämpen blaue Naſen und Augen geſchlagen haben; von dieſer Zeit an aber hört die Lehrlingsſchaft des Boxergenies auf, und der junge Mann wird nun förmlich in die „Bruderſchaft“ oder „Innung“ aufgenommen. Demgemäß trägt er von nun an ſein Haar kurz abgeſchnitten, ſo daß die Ohren weit hervorſtehen, und ſpricht keine andere Sprache mehr, als die der Boxer von Profeſſion. So heißt er z. B. den Kopf eine „Nuß“ und die Naſe einen „Schnüffler“ oder „Nießer“ (manchmal auch „Schnarcher“), die Augen aber werden regelmäßig zu „Guckern“ und die Hände zu „Dabbels“ oder „Pfoten.“ Der Bauch iſt der „Brodkorb“, das Geſicht heißt „Mug“ oder „Breinapf“, die Beine ſind „Unterſtänder“ und das Blut verwandelt ſich in „Rothwein“ oder „Claret“, den man „abzapft“. Kurz er drückt ſich auf eine Weiſe aus, welche nur die Eingeweihten verſtehen, gerade wie dieß auch bei den Jägern, bei den Gaunern u. ſ. w. der Fall iſt; er ſelbſt für ſeine Perſon aber bekommt natürlich ebenfalls einen eigenen Namen, einen „Spitznamen“ nehmlich, mit dem ihn ſeine Cameraden anreden und unter welchem man ihn unter den Kunſtgenoſſen allgemein kennt.

Iſt nun der Boxer auf dieſe Art ins Leben eingeführt,

ſo kann es ihm, wie ſich von ſelbſt verſteht, um nichts anderes zu thun ſein, als daß er den Ruhm ſeines Namens ſobald als möglich feſt begründe. In Folge deſſen legt er ſich auf Kundſchaft, wie es um die Kraft und Gewandheit dieſes oder jenes Collegen ſtehe, und fordert denſelben, ſobald er merkt, daß er mit ihm fertig werden kann, zum Zweikampfe heraus. Auch unterläßt er es nicht, dieſer ſeiner Ausforderung durch ſeine Freunde, ſowie durch eine verblümte, nur den Kunſtkennern verſtändliche Annonce in der Boxerzeitung (denn natürlich hat die amerikaniſche Boxer-Innung ihr eigenes Organ) ſo viel Publicität als möglich zu geben, und nun natürlich ſpricht alle Welt, wenn es ihm gelingt den Sieg zu erringen, verſchiedene Wochen lang nur allein von ihm. Sein Name hat alſo jetzt eine Geltung und er wird durch die Bewunderung, die man ihm zollt, ein Mann von Gewicht; mit jedem neuen Siege aber wächst die Schaar ſeiner Anhänger, ſo daß er in kurzer Zeit zu einer Art von „politiſcher Größe“ heranwächst. Es verſteht ſich nämlich von ſelbſt, daß er, wie jeder andere Amerikaner auch, irgend einer der großen Partheien, in welche die Union getheilt iſt, angehört, d. h. daß er es entweder mit den Nativiſten oder den Demokraten oder den Republikanern u. ſ. w. u. ſ. w. hält, und man reißt ſich förmlich darum, ihn auf dieſe oder jene Seite zu gewinnen. Hat er aber einmal Parthei ergriffen, ſo läßt er ſich nie mehr dazu herbei, ein Mitglied ſeiner „eigenen“ Genoſſenſchaft herauszufordern, ſondern ſein Beſtreben geht vielmehr dahin, einen berühmten Kämpen „unter ſeinen politiſchen Gegnern“ unter ſeine Fäuſte zu bekommen, und darin liegt der Grund, warum bei allen amerikaniſchen Preisfauſtkämpfen der politiſche Partheigeiſt ſtets eine ſo große Rolle

spielt. Betrachten es ja doch z. B. die Know-Nothings als einen Sieg „des Nativismus", wenn ein zu ihrer Parthie gehöriger Faustkämpfer einen Irländer, der natürlich immer zu den Demokraten hält, zu Falle bringt! Jubelt doch ganz Nordamerika wie über eine gewonnene Feldschlacht, wenn ein „im Lande Geborener" einen Engländer im Wettkampf zusammendrischt, einfach weil der Engländer von allen Nordamerikanern als der Nationalfeind der Vereinigten Staaten betrachtet wird!

Sehen wir nun, wie es bei den Preisfaustkämpfen „im Speciellen" zugeht. Schon die Einleitung dazu ist interessant genug, denn eine Preisboxerei geht nie aus leidenschaftlicher Aufwallung hervor, sondern wird vielmehr regelmäßig lange zuvor abgekartet und überlegt. Nehmen wir an, es leben in einer und derselben Stadt zwei Faustkämpfer, die verschiedenen, sei's politischen sei's nationalen Partheien angehören, z. B. der Abkömmling eines Irländers und der Abkömmling eines Neuengländers, so versteht es sich ganz von selbst, daß diese Beiden irgend einmal ihre Kräfte mit einander messen müssen. Ja sogar dann, wenn sie selbst gar keine Lust dazu verspüren würden, müßten sie dieß, denn ihre Gönner und Freunde drängen sie dazu und die Sache wird so lange in den politischen Clubs besprochen, bis sie endlich spruchreif ist. Ist sie es aber, so legen die Anhänger eines jeden der beiden Pugilisten oder Boxer sofort eine gewisse Summe (dieselbe variirt gewöhnlich von zwei- bis fünftausend Dollars) zusammen, welche sie alsbald ihrem Champion zur Verfügung stellen, und dieser weiß nun, was er zu thun hat. Er macht sich also mit einem Dutzend oder mehr seiner unmittelbaren Trabanten eines schönen Abends auf, bringt in die Kneipe

ein, in welche der Champion der entgegengesetzten Partheie zu gehen gewohnt ist, und regalirt den Letzteren ohne Weiteres mit ein paar Schlägen. Dieser zieht sofort seinen Revolver, um den Gegner niederzuschießen, allein die beiderseitigen Trabanten werfen sich dazwischen und verhindern jeden weiteren Zusammenstoß. „Bei so berühmten Männern, als die beiden Gladiatoren sind, darf ein Raufhandel nicht auf die gewöhnliche Weise abgemacht werden, sondern es muß vielmehr ein öffentlicher Zweikampf, d. i. ein Preisaustkampf daraus entstehen!“ Hiemit sind alle Anwesenden einverstanden, auch die beiden Champione, und der erste derselben, der Beleidiger, zieht demnach zwei oder drei Tausenddollarnoten (d. i. die Summe, welche seine Gönner zuvor zusammengeschossen haben) aus der Tasche, indem er zugleich seinen Gegner auffordert, dieselbe Summe gegen ihn zu riskiren. Kaum ist dieß geschehen, so wird von den Trabanten der beiden Kämpfer ein Unparteiischer ernannt, welcher die beiderseitigen Wettgelder bis zum Tage der Entscheidung aufzubewahren hat, und drauf einigt man sich über die Zeit, wann die Preisboxerei stattfinden soll, den Ort aber, wo das Duell vor sich zu gehen hat, läßt man mit Absicht vorderhand ganz aus dem Spiele. Schließlich wenn dieß alles zur beiderseitigen Zufriedenheit abgemacht ist, trennt man sich auf die höflichste Weise und beide Parthien gehen sofort daran, die nöthigen Vorbereitungen zu der großen Affaire zu treffen.

Man darf nemlich nicht glauben, daß auf die Aufforderung auch sogleich der Kampf folgen werde, sondern zwischen beiden Zeiträumen müssen zum mindesten vier oder sechs Wochen liegen. Das hochwichtige Ereigniß muß doch vorher in den Zeitungen gehörig besprochen werden,

damit das ganze Publikum Antheil daran nehme! Man muß doch zuvor die beiden Champions in Holzschnitt abconterfeien oder ihre photographischen Portraits vervielfältigen, damit sich Jedermann eine bildliche Vorstellung von ihnen machen kann! Man muß doch ihr ganzes bisheriges Leben schildern und insbesondere eine Geschichte ihrer früheren Heldenthaten wiedergeben, damit man daraus schließen könne, wie der bevorstehende Kampf ausfallen werde! Man muß doch der vornehmen Jugend, der Stellvertreterin des hohen Adels in Amerika und der Nachbeterin aller „Lordssitten“ Englands, Zeit und Gelegenheit geben, auf den einen oder andern der beiden Boxer hohe Wetten einzugehen! Ueberdieß gehört nicht ein Zeitraum von mindestens einem Monat dazu, um die beiden Letzteren gehörig „zu dressiren und zu trainiren?“ „Wie? Was?“ fragt nun ein Uneingeweihter. „Trainiren und dressiren?“ Nichts anderes, erwidern wir, denn es ist ja bekannt, daß ein jeder Mensch sich an dem einen Tage weit stärker und kräftiger fühlt, als an dem andern, und eben deßhalb kommt es gar viel darauf an, den Champion in die rechte Gemüths- und Körperverfassung zu setzen. Demgemäß wird er sofort einem eigenen Lehrmeister, dem sogenannten „Trainer“, übergeben, der ihn nun Tag und Nacht in die Kur nimmt und ihn keinen Augenblick mehr bis zum Kampftage aus den Augen läßt. Mit aufgehender Sonne muß der Zögling aufstehen und mit untergehender Sonne sein Lager suchen. In aller Frühe schon wird er gebadet und mit einer Pferdehaarbürste abgerieben, um Haut und Sehnen geschmeidig zu machen; dann muß er eine Stunde lang Berg ab und Berg auf rennen, damit seine Muskeln gestärkt werden; und nun erst, wenn alle diese

Arbeit vollbracht ist, geht's zum Frühstück. Dieses aber besteht keineswegs, wie bei andern Menschenkindern, aus Butterbrod, Thee und Kaffee, denn derartige Speisen und Getränke passen nur für Weiber und Schwächlinge, sondern vielmehr aus einer tüchtigen Portion halbrohen Ochsen- oder Hammelfleisches, sowie aus einigen Gläsern kräftigen Bieres. Ebenso wird es auch mit dem Mittagbrod gehalten, Abends jedoch erhält der Zögling nur etwas Gerste oder Grütze im Wasser abgekocht, damit er sich den gesunden Schlaf nicht verderbe. Spirituosen jeder Art, besonders Brändi oder Cognac, sind aufs Strengste verboten und ebensowenig darf geraucht werden. Solche Genüsse wirken alle nur schwächend auf den Körper ein und greifen die Nerven weit mehr an, als man gewöhnlich glaubt, während doch ein Preisfaustkämpfer alle seine Kräfte bei einander haben muß! Eben dieser Kräftigung wegen ist nun aber auch die Zwischenzeit vom Frühstück bis zum Mittagessen rein athletischen Uebungen gewidmet und es wird dem Champion oft 5—6 Stunden hinter einander keine Minute Ruhe gegönnt, einfach deßwegen, damit er sich daran gewöhne, einen langen Kampf auszuhalten. Kurz es geschieht alles, was nur irgend geschehen kann, um die Kraft des Boxers auf den bevorstehenden Kampftag so sehr als möglich zu stählen.

Endlich jedoch ist man mit allen Vorbereitungen zu Ende gekommen. Die Muskeln des Pugilisten haben die gewünschte Elastizität erhalten und derselbe wird vom Trainer für reif erklärt, „zu schälen", d. h. den Oberkörper nackt auszuziehen, wie es beim Preis-Boxen Sitte und Brauch ist. Ueberdies ist jetzt auch die Sache durch die Zeitungen gehörig ausposaunt, so daß die ganze junge Männerwelt

(die Frauenzimmer auch nicht zu vergeſſen) mit einer wahrhaften Fieberſpannung dem großen Entſcheidungstage entgegenſieht. Somit handelt es ſich blos noch darum, den Ort und die Stunde zu beſtimmen, allwo der Kampf, „ohne daß eine Störung zu befürchten wäre,“ vor ſich gehen kann. Man muß nämlich wiſſen, daß die Preisgefechte „geſetzlich“ in Amerika aufs ſtrengſte verpönt ſind, alldieweil die Vernünftigern unter den Geſetzgebern in denſelben nichts als thieriſche Rohheit zu erblicken vermögen, und daß deßwegen die Behörden „von Amtswegen“ die Verpflichtung haben, nicht blos dergleichen Affairen zu verhindern, ſondern auch die dabei Betheiligten gefänglich einzuziehen und an die Gerichte zur Beſtrafung abzuliefern. Inſofern alſo iſt immer einige Vorſicht nöthig; umgekehrt aber darf man ſich nicht verhehlen, daß die große Volksmaſſe, d. h. weitaus die Mehrzahl der Geſammteinwohnerſchaft Nordamerikas, den Preisfauſtkämpfen im höchſten Grade hold iſt und daß man deßwegen von der Polizei, welche in Amerika nicht blos zur Volksmaſſe, ſondern ſogar meiſtentheils zur Volkshefe gehört, nicht allzuviel zu befürchten hat. Im Gegentheil, die „Sicherheitsbehörde“ begeiſtert ſich regelmäßig ebenfalls für den bevorſtehenden Kampf und iſt ſo weit entfernt „freiwillig“ einzuſchreiten, daß ſie lieber „Den“ verhaftete, der ſie zu dieſem Einſchreiten „nöthigen“ wollte. Ja man erzählt ſich ſogar, wie einsmalen die Herren Policemen, weil von einem Fauſtkampfe zum Voraus und zwar offiziell unterrichtet, in gehöriger Anzahl ausrückten, dem Anſchein nach um die Boxer als Ruheſtörer gefangen zu nehmen, ſtatt deſſen aber dem Kampfe unthätig, oder vielmehr ganz und gar nicht unthätig zuſahen, ſondern vielmehr ihre Luſt und Theilnahme daran dadurch bewieſen,

„daß ſie während des Kampfes die Ordnung unter der Zuſchauermenge aufrecht erhielten!“ Die Polizei alſo wäre nicht ſehr zu fürchten, wohl aber der Sheriff. Dieſe oberſte Executionsbehörde einer Stadt oder Grafſchaft iſt nemlich oft, wenn man den Spektakel gar zu arg macht, unerbittlich, und da dieſelbe das Recht hat, die ganze bewaffnete Mannſchaft mit ſammt der Miliz aufzubieten, ſo muß man ſich doch ein wenig in Acht nehmen. Allein wie leicht iſt es nicht, einen Sheriff zu täuſchen? Man hat ja nur unter der Hand das Gerücht, die Boxerei werde da und da ſtattfinden, auszuſtreuen, und dann in eine ganz entgegengeſetzte Gegend hinzufahren! Man braucht ja nur die Welt glauben zu machen, die Affaire werde z. B. am Dienſtag vor ſich gehen, während der wahre Zeitpunkt bereits auf den Montag feſtgeſetzt iſt! Ueberdieß gibt es nicht verſchiedene Staaten in der Union und können nicht z. B. Newyorker, die ein Preisduell auszufechten haben, den Schauplatz ihrer Thätigkeit nach dem nahen Neu-Jerſey oder noch beſſer nach dem etwas entfernteren Maryland, bis wohin der Arm des Newyorker Sheriffs nicht reicht, hinüberverſetzen? Kurz der Auswege und Schlupfwinkel gibt es genug, beſonders wenn man ſo viel Geld daran wenden will, ein eigenes Dampfboot oder einen eigenen Extra-Eiſenbahnzug der benützten Excurſion zu miethen. Darf man doch ſicher ſein, daß die Herren Dampfboots-Capitäne und Eiſenbahnzugmeiſter die Richtung, wohin es geht, ſchon ihres eigenen Intereſſes wegen nie ausplaudern werden! Ueberdieß ſind die Hauptmatadore der Boxerei nicht immer ſo klug, das Geheimniß des Stelldicheins der großen Maſſe der Theilnehmer erſt dann mitzu-

zutheilen, wenn man bereits abgefahren und also ein Beträtschen nicht mehr möglich ist?

So ist nun also endlich der große Tag erschienen, der Tag, an welchem die vielbesprochene Schlacht ausgefochten werden soll. Ein mächtiges Dampfboot, wenn nicht gar zwei, oder ein Extrazug von zwanzig bis dreißig Wagen hat die Faustkämpfer mit allen ihren Gönnern, Freunden und Anhängern an Ort und Stelle gebracht und diese Stelle ist entweder ein abgelegenes Inselchen auf einem Flusse, oder eine große Wiese auf einem erhöhten Punkte, von wo aus man jeden Störenfried schon von weitem erblicken kann. Wenigstens tausend Personen sind auf dem Platze, die Elite der männlichen Jugend von nah und fern, die Söhne der reichsten und vornehmsten Familien, vielleicht sogar Viele, die bereits in Amt und Würde stehen; umgekehrt aber auch nicht wenige, welche dem Geschlechte der Loafer und Rowdies *) angehören und jedenfalls eine Menge von angehenden oder bereits bewährten Faustkämpfern sowie von sonstigen Mitgliedern der Boxerinnung, die Zeitungscorrespondenten auch nicht zu vergessen. Die Helden des Tages treten hervor, begleitet von ihren näheren Freunden, und die Sekundanten machen sich daran, den „Preisring" abzustecken. Dieser Preisring, d. h. der Kreis, in welchem der Faustkampf stattzufinden hat, mißt im Durchmesser seine fünfundzwanzig bis dreißig Schritte und wird regelmäßig aus einer mit Pfählen und Stricken gebildeten Pallisade umgeben. Um die Pallisade herum stellt

*) Der Leser vergleiche gefälligst das Capitel 30. in den lebenden Bildern aus Amerika von demselben Verfasser.

Der Setzer.

ſich die ganze Zuſchauermaſſe auf, denn ins Innere des Ringes ſelbſt hat außer den beiden Preiskämpfern nur der Unparteiiſche, welcher die „Runden“ oder „Gänge“ beſtimmt und überhaupt darüber wacht, daß die Vorgeſetze eingehalten werden, nebſt den Sekundanten, Aerzten und Wärtern ſowie den engeren Freunden Zutritt. Jeder der Duellanten hat ſeinen eigenen Sekundanten und Arzt, der Wärter aber ſind es je zwei, nemlich der ſogenannte „Schwammer“, welcher den Schwamm zum Blut- und Wundenauswaſchen in der Hand hat, und ſein Aſſiſtent, der „Flaſchenhalter“, welcher das Waſſergefäß nachträgt und ſich auf ſonſtige Weiſe nützlich zu machen weiß. Die ſogenannten „engeren“ Freunde, meiſt junge Männer von Rang und Gewicht, bilden das „Boxercomité“ und haben als Conſtabler, Richter und Polizei zugleich zu fungiren. Jetzt iſt der Kreis fertig. Aufmerkſam blickt alles auf die beiden Champione, deren einer ſich rechts, der andere links im Kreiſe aufgeſtellt hat. Beide ſind athletiſche Männer, Männer mit Muskeln wie von Eiſen. Beide ſtehen in der Blüthe ihrer Kraft und man ſieht ihnen an, daß Jeder im Bewußtſein ſeiner Uebung, Stärke und Gewandtheit auf den Sieg rechnet. Der Eine jedoch, wir wollen annehmen, es ſei ein Irländer — mißt vielleicht zwei bis drei Zoll mehr und wiegt dreißig Pfund ſchwerer, als ſein Gegner, welchen wir als einen Neuengländer bezeichnen wollen; Letzterer dagegen erſcheint um ſo ſehniger und gewandter und wir können es daher nur natürlich finden, daß ſeine vornehmen Gönner hohe Stücke auf ihn halten. Aber auch die Freunde des Irländers können wir nicht tadeln, wenn ſie Hunderte, ja Tauſende von Dollars auf ſeinen Sieg wetteten, denn ſeine Fauſt ſcheint ſo eiſenhart

zu sein, daß wo sie hinfällt, sicherlich kein Gras mehr wächst.

Doch siehe, die beiden Preiskämpfer werfen ihre „Schalen“, d. h. ihre Oberkleider ab, so daß die Brust, die Arme und der Kopf gänzlich nackt sind. Nur der Unterleib darf bedeckt bleiben, d. h. er steckt in leichten Beinkleider, welche um die Lenden durch einen Gürtel festgehalten werden und so eng anliegen, daß sie den Körper in seinen Bewegungen nicht zu hemmen vermögen. Ha, wie sie nun hervortreten, die Sehnen und Muskeln der beiden Athleten! Wie keulenartig erscheinen die Fäuste und wie knollig die Adern am Oberarm! Wie breit und massig ist die Brust und wie vorgebirgartig starren die massigen Schultern! Aber still, sie treten vor, die beiden Helden des Tages, sie grüßen einander höflich und schütteln sich gegenseitig die Hände, als wären sie die besten Freunde von der Welt. Das ist ein Jubel unter den Zuschauern! Wer Hände und Arme hat, klatscht Beifall, und wer eine Zunge hat, ruft „Hurrah“, denn man sieht ja aus solchem Benehmen, daß die beiden Preisboxer „Gentlemen von der ächten Sorte sind!“ Doch die Begrüßungsscene ist vorbei und die zwei Helden treten auf ihren Posten zurück, während der Unparteiische und die Sekundanten nebst den Aerzten und Wärtern sich ebenfalls auf die ihnen bestimmten Plätze stellen. Die Vorbereitungen sind also alle getroffen und der Kampf kann beginnen.

„Der Kampf kann beginnen!“ Welch' furchtbare Aufregung liegt nicht in diesen wenigen vier Worten! Es ist vielleicht ein wunderschöner Morgen. Der Himmel strahlt in ungewöhnlicher Reinheit, die ganze Landschaft liegt in voller Pracht vor den Augen der Zuschauer und links wie

rechts erheben sich niedliche Landhäuser oder freundliche Dörfer, während mitten durch ein mächtiger Strom fließt, ein breiter Silberstreifen in einem Meere von Grün. Man kann nicht leicht eine herrlichere Gegend sehen und auch der verstockteste Sünder, sollte man meinen, müßte hier stille stehen, um den Schöpfer für seine Allgüte zu preisen. Aber was kümmert die Menschen, die allda versammelt sind, die Pracht der Landschaft? Was scheren sie sich um die Schönheit der Natur? „Der Kampf kann beginnen," diese vier Worte allein sind es, mit welchen sie sich beschäftigen, für etwas Anderes haben sie in diesem Augenblick lediglich keinen Sinn! Ja wenn der Himmel sich plötzlich in dicke Finsterniß hüllte und eine Sturmfluth die ganze Welt hinwegzuraffen drohte, was läge ihnen an Regen und Sturm, was an Blitz und Donner? „Der Kampf soll beginnen", das ist das Einzige, was ihr ganzes Ich beseelt!

Jetzt sieht der Unparteiische auf seine Uhr und nun weiß man, daß die „Zeit" da ist. Die Zuschauer strecken sich hoch empor und sie zittern förmlich vor Aufregung, aber kein Laut entfährt ihrem Munde. Ihre ganze Seele liegt vielmehr in ihrem Blicke, denn jeden Augenblick kann das Zeichen zum Anfang gegeben werden. Nicht minder aufgeregt sind vielleicht die beiden Faustkämpfer, doch sie wissen sich vollständig zu beherrschen und keine Muskel ihres Gesichts regt sich. Mit dem rechten Fuß stehen sie wie festgemauert in der Erde, während sie den linken anderthalb Fuß weit vorgesetzt haben. Den Kopf halten sie hoch aufgerichtet, der rechte Arm liegt quer über der Brust und der linke hängt hart am Leibe hinunter, wie um jeden Augenblick zum Stoße parat zu sein, mit ihren Augen aber messen sie sich gegenseitig vom Kopf bis zur

Zehe, als wollten ſie den Gegner durch und durch ſehen. Wird Irland ſiegen oder Neuengland?

Horch, der Unparteiiſche gibt das Zeichen. „Go on!“ — „Los!“ Langſam treten die Kämpfer auf einander zu, vorſichtig, lauernd, die Fäuſte geballt. Die Augen erſpähen jede Bewegung des Feindes, noch ehe ſie ausgeführt wird. Sie erſpähen ſie nicht an ſeinen Fäuſten oder Armen, ſondern vielmehr an ſeinen Blicken, denn ſonderbar, aber naturgemäß, immer fällt vorher der Blick auf „den“ Punkt des Körpers, der durch den Fauſtſchlag getroffen werden ſoll! Jetzt ſind ſie ſich auf den Leib gerückt, ſo nahe, daß ſie ſich mit dem vorgebogenen rechten Arme faſt berühren, und nun folgt Stoß auf Stoß. Jeder Stoß, ſollte man meinen, müſſe den Gegner zu Boden ſchmettern, ſo ſicher iſt er gezielt; aber es „ſitzt“ für den erſten Anfang keiner, denn der Duellant deckt ſich durch ſeinen rechten Arm. Dieſer iſt ſein Schild, mit dem er alle gegen den Bauch, die Bruſt, das Kinn, die Naſe und die Augen gerichteten Angriffe parirt, und wenn ihm derſelbe in Folge deſſen auch noch ſo arg zerſchlagen oder zerhämmert wird, ſo liegt ihm nur wenig daran. Seine „Daddels und Mauleys“ ſind ja wie Stahl und Eiſen und der härteſte Schlag, der auf ſie fällt, läßt kaum eine andere Spur zurück, als höchſtens einen blauen Fleck. Uebrigens auch die andern Körpertheile vermögen etwas auszuhalten und wenn nur der „Fraßbeutel“ oder der Magen, ſowie insbeſondere die „Gucker“ oder die Augen nicht nothleiden, ſo hat's im Ganzen genommen nicht allzuviel zu ſagen. Doch ſiehe da, der erſte Gang iſt vorüber, denn Bruder John hat dem kolloßähnlichen Paddy einen Stoß auf die Bruſt beigebracht, welcher „feſtſaß“. Viel zu ſagen hat er allerdings nicht,

dieſer Stoß, denn die Bruſt Paddy's iſt ſo breit und gewölbt, daß ſie den Anlauf eines Bullen aushalten könnte. Ueberdieß war ja der Stoß halb parirt, und brachte den Irländer kaum zum Wanken, aber die Freunde Johnny's jubeln doch laut auf, denn es gilt als böſes Omen, den erſten Stoß erhalten zu haben.

Eine Raſt von zwei Minuten und der Unparteiiſche giebt abermals das Zeichen. „Go on!" — „Los!" — Auch dieſer Gang endet zum Vortheil des Engländers, und ſo der dritte, vierte und fünfte. Der arme Paddy knirſcht mit den Zähnen vor Wuth, aber was hilft es ihn? Die größere Gewandtheit iſt offenbar auf Seiten des Englishman! Freilich ein „Reſultat" haben die Stöße des Letzteren noch nicht gehabt, denn es floß bis jetzt weder Blut, noch wurde der Irländer zu Boden geſtürzt; aber — die Zuſchauer fangen an, ſich für den Meiſter John zu intereſſiren und Freund Paddy ſinkt in der öffentlichen Meinung. Eine Menge Wetten werden angeboten: „fünf gegen vier zu Gunſten John's," aber nur Wenige laſſen ſich darauf ein, denn man fängt an, für den Irländer ernſtlich beſorgt zu werden.

Der ſechste Gang beginnt. Der Irländer hält ſich dießmal nur vertheidigend; er deckt ſich blos und wehrt nur ab; der Engländer aber, von ſeinem bisherigen Erfolge kühn gemacht, dringt vorwärts, und ſeine Stöße fallen hageldicht. „Dießmal muß Blut fließen," lieſt man in ſeinen Augen, und die Aufregung der Zuſchauer ſteigt ſo ſehr, daß man ihm offenen Beifall zujauchzt. Nun aber werden die Wangen Paddy's von Todesbläſſe überzogen. Nicht vor Angſt, denn er kennt dieſes Wort nicht, aber vor innerer Erregung, vor Schaam, vor Wuth! Seine

Augen sprühen Feuer, und man sieht ihm an, daß er zum Aeußersten entschlossen ist. Noch immer aber hält er sich blos vertheidigend, und während dieser ganzen Runde hat er noch zu keinem einzigen Schlage ausgeholt. Doch jetzt, — ha, nimm dich in acht, Meister John! Er hat den Moment erspäht, wo du dich in der Hitze des Vordrängens nicht gehörig schützest, und schwer und gewaltig fällt seine Faust auf deine Wange. Zu spät streckst du deinen Arm vor, den Stoß zu pariren. Er „sitzt" und deine ganze linke Wange ist aufgerissen. Sie klafft auseinander, wie ein vom Blitze gespaltener Baumstamm, und das Blut fließt in Strömen. Dieser Gang war nicht zu deinem Vortheil, Meister John, und du hattest zu früh gejubelt, als du vor einem Augenblick noch vom Sieg träumtest!

Mit einemmale ist die öffentliche Meinung wie umgewandelt, und alle Wettlustigen treten auf die Seite Paddy's. Man bietet fünf zu drei für ihn, aber nur Wenige haben den Muth, die Wette anzunehmen, und diejenigen, welche vor kaum einer Viertelstunde fünf zu vier für John ausboten, dürfen nunmehr für den Spott nicht sorgen. Dennoch ist der Engländer noch nicht verloren, sondern er wird vielmehr alsbald wieder auf die Beine gebracht, nachdem ihm der Schwammhalter das Blut gehörig abgewaschen und der Doctor die Wunde mit ein paar Stichen zusammengenäht hat. Ja er sieht sogar recht muthig darein, so daß seine Anhänger und Freunde ebenfalls wieder ein Herz fassen.

Nach kurzer Frist ruft der Unparteiische abermalen sein „Go on" und es folgt wieder Stoß auf Stoß, Schlag auf Schlag. Die nächsten zehn Runden übrigens bieten immer noch nichts Entscheidendes, sondern es schwankt

vielmehr die Glückswage zwiſchen John und Paddy unſchlüſſig hin und her. Die meiſten Stöße des Engländers „ſitzen“, aber ſie ſind nicht ſchwer und ſtark genug, den Irländer zu fällen. Sie ritzen ihm die Haut auf, aber ſie dringen nicht auf den eigentlichen Lebensnerv ein! Auch John hat keine weitere „ſchwere“ Wunde erhalten, obgleich ein Stoß auf die Bruſt ihm das Fleiſch vollkommen aufriß und ihn ſofort auf die Knie brachte. Dennoch iſt das Ausſehen der beiden Kämpen nunmehr ein ganz anderes, als zu Anfang des Kampfes. Ihre Haut damals ſo geſchmeidig, ja faſt glänzend, iſt nun zerſchlagen, zerhämmert, zerriſſen. Das bloße Fleiſch liegt zu Tage, wo ein Stoß geſeſſen hat, und ihr Geſicht, ihre Bruſt, ihre Arme ſind vollſtändig blutunterlaufen. Sie ſehen aus wie zwei Metzgersknechte, welche ſoeben ein paar Ochſen abgeſchlachtet haben, aber ihre Kraft iſt noch nicht gelähmt, ihre Glieder ſind noch nicht gebrochen, ihr Auge ſchaut noch kühn und trotzig. Noch weiß alſo kein Menſch zu ſagen, ob England ſiegt oder Irland.

Der ſiebenzehnte Gang beginnt. — „Go on! Go on!“ „Los! Los!“ — Dießmal kommt die Reihe an dich, Paddy! Wo hatteſt du deine Augen, du armer Sohn Grün-Erins? Ha der Schlag iſt ſchon gefallen und deine Naſe haſt du „gehabt“, Freund Paddy. Bruder John hat ſie dir ſo breit geſchlagen, daß ſie alsbald aufſchwoll, wie ein gefüllter Pfannenkuchen, und daß es ſogar in Frage ſteht, ob man nur überhaupt noch den Platz finden wird, wo ſie einſtens geſtanden. Sie iſt zum förmlichen „Conk“ geworden, und zugleich ſaß der Stoß ſo feſt, daß du der Länge nach zu Boden ſtürzteſt und ſelbſt vermeinteſt, nie mehr aufſtehen zu können. Das war ein böſer Schlag,

und dürfte entſcheidend wirken auf's ganze Gefecht; allein es geſchieht dir recht, Paddy, ganz recht. Warum mußteſt du auch dießmal ſo ſchrecklich unvorſichtig ſein?

Die Freunde des Irländers ſehen ſich verduzt an und ſchütteln den Kopf; die Anhänger John's aber ſchreien „Hurrah" und wiſſen ſich vor Luſt kaum zu faſſen. Von neuem kommt Zuverſicht über ſie und abermalen bieten ſie Wetten über Wetten, welche, nachdem ſie von den Gegnern angenommen, ſofort in's Wettbüchlein eingetragen werden. Noch iſt nämlich der Kampf nicht zu Ende, denn — wegen des Verluſtes einer Naſe wird ſich doch Paddy nicht für beſiegt erklären? Weil ein Geſichtsvorſprung zu Brei verwandelt wurde, deßwegen wird doch nicht ein Schauſpiel, wegen deſſen tauſend Männer zuſammen gekommen ſind und hunderttauſende von Thalern riskirt haben, ausgeſpielt ſein? Gott bewahre! Noch iſt der Ausgang zweifelhaft, und nur wenn einer der beiden Kämpen „vollkommen unfähig" geworden iſt, weiter zu kämpfen, nur dann hat die Affaire ihr Ende erreicht!

Man waſcht alſo den armen Paddy und drückt das geronnene Blut aus; man flickt die Fetzen der Haut zuſammen und netzt ihn ſo lange mit kühlenden Flüſſigkeiten, bis der furchtbare Schmerz nachläßt. Nunmehr erhebt ſich derſelbe, und nach kurzer Friſt ſteht er wieder ſo feſt auf den Beinen, als ob er nie die Mutter Erde geküßt hätte. Man reicht ihm die Rhumflaſche und er thut einen langen Zug. Dann ſchüttelt er ſich und legt ſich von Neuem aus, ſeinen Feind erwartend. Auch dieſer hat ſich inzwiſchen geſtärkt und ſeine ſtolze Miene verkündet, daß er nunmehr mit dem Gegner kurzen Proceß zu machen gedenkt. Doch — noch iſt nicht aller Tage Abend!

„Go on! Go on!“ „Los! Los!“ — Faſt zwei Stunden lang hat nun der Kampf gedauert und bald dahin, bald dorthin ſchwankte die Wage des Glückes. Aber noch iſt nichts entſchieden, trotz zolllangen Riſſen und furchtbar klaffenden Wunden. Die Geſichter der beiden Kämpen ſind durch Staub und Schweiß, durch Blut und Schmutz, durch Hiebe und Stöße faſt unkenntlich geworden, aber „entſchieden“ iſt deßwegen doch noch nichts. Da endlich im vierzigſten Gange zerſchmettert ein furchtbarer Hieb dem Engländer den linken Arm, daß er, an drei Stellen gebrochen, fortan ein unnützes Glied herabhängt. Ein gräßlicher Schrei folgt dieſem Ereigniß. Er geht nicht von dem Engländer aus, denn dieſer liegt in tiefer Ohnmacht begraben, ſondern vielmehr von ſeinen Freunden und Anhängern. Ihnen iſt es, als ob der Stoß ſie ſelbſt getroffen hätte, doch nicht aus Mitleid oder Mitgefühl, ſondern deßwegen, weil nunmehr der arme John auf den rechten Arm allein angewieſen iſt und unmöglich mehr „angriffsweiſe“ verfahren kann. Die Wetten, welche man auf ihn gemacht, ſind nun ſo gut wie verloren, denn der zerſchlagene Mann hat von jetzt an genug zu thun, ſich nur zu vertheidigen! Doch — wer weiß? Der Andere iſt ja auch hinlänglich zerſchlagen und könnte möglicherweiſe dem Gegner eine Blöße bieten, an die man jetzt gar nicht denkt. Er iſt ja ſichtlich ermattet, und überhaupt — wer kann die Chancen des Zufalls zum Voraus ermeſſen? Man verſchwendet alſo jede mögliche Sorgfalt auf den unglücklichen John, und übergießt ihn ſo lange mit ſtärkenden Eſſenzen, bis er wieder zum Leben erwacht. Endlich ſteht er wieder auf den Beinen, aber ach, er fühlt ſich ſo ſchwach, daß er gerne die Sache aufgeben und ſich für

beſiegt erklären möchte. Er flüſtert deßhalb ſeinem Sekundanten ein paar Worte zu, und bittet ihn, dem Gegner die Eröffnung zu machen, daß er „genug habe“; doch dieſer fährt zurück wie von Entſetzen ergriffen! „Genug haben? Aufhören, während doch noch eine Möglichkeit des Sieges, wenn auch eine ganz geringe, vorhanden iſt?“ Die Rhumflaſche her, damit der arme John auf andere Gedanken kommt! Es ſtehen ja tauſende und abertauſende von Dollars auf dem Spiele, wie könnte alſo von einem Aufgeben des Gefechts die Rede ſeyn, ehe der eine der beiden Kämpen vollſtändig unfähig geworden iſt, ferner ein Glied zu rühren? Die Menſchlichkeit mag ſolches vielleicht gebieten und die Geſetze der Civiliſation mögen es vorſchreiben, aber was hat ein amerikaniſcher Preisfauſtkampf mit Menſchlichkeit und Civiliſation zu ſchaffen? „Go on! Go on!“ „Los! Los!“

Der Kampf beginnt von Neuem, allein die Zuſchauer wiſſen nun, woran ſie ſind. „Fünf zu eins auf Paddy,“ rufen ſechs oder ſieben, aber niemand will's wagen. „Hundert Dollars gegen zehn, John verliert!“ Doch auch jetzt noch getraut ſich keiner. „Zweihundert gegen fünf,“ ſchreit endlich Einer, und dieſe Wette wird angenommen. Aber man lacht und ſpottet von allen Seiten über die hinausgeworfenen fünf Dollars, denn John iſt ja offenbar ein verlorner Mann. Wie wollte er auch mit einem Arm gegen zwei ankommen? Trotzdem werden noch vierzig Gänge gemacht, vierzig Gänge, in welchen der Engländer nach und nach vollſtändig zu Brei zerſchlagen wird. Im fünfundvierzigſten Gange trifft ein Schlag ſein linkes Aug, daß es augenblicklich wie eine Wurſt aufſchwillt und von nun an geſchloſſen bleibt; im fünfzigſten wirft ihn ein Stoß

auf den Magen zu Boden, und es iſt kaum möglich, ihn durch Waſchungen, Kühlungen, Reibungen und Schnapseinflößungen wieder auf die Beine zu bringen; im ſechszigſten Gange trifft ein weiterer Stoß das andere Auge, ſo daß auch dieſes, wenn nicht für immer, doch für die nächſte Zeit verloren iſt. Von nun an iſt es kein Gefecht mehr, ſondern nur noch ein Tollhauskampf. Der arme John ſteht zwar noch und ſchlägt um ſich, aber es iſt gerade, als wäre er ein wüthendes Thier geworden, welches ſich vor ſeinem Verenden noch blindlings um ſein Leben wehrt. Nach der achtzigſten Runde endlich iſt das Kampfſpiel zu Ende und John, der Engländer, liegt auf dem Boden, nicht ein Menſch mehr, ſondern eine formloſe Maſſe, welche man früher Menſch genannt hat. Das Bruſtbein iſt ihm eingeſchlagen und das Naſenbein entzwei, die Augen gleichen zwei großen Wulſten und die Wangen ſind aufgeſchlitzt, als hätte ein Metzger mit ſeinem Meſſer darin gewühlt. Der ganze Kopf ſieht aus, wie zuſammengekneteter Teig, und Leib und Arme ſind zu förmlicher Unkenntlichkeit verſchwollen. Nur an den kurzen Athemzügen, welche die Bruſt krampfhaft heben, merkt man, daß noch einiges Leben in dieſem zuſammengebroſchenen Klumpen Fleiſch iſt. Jetzt freilich iſt an ein „Fortmachen“ nicht mehr zu denken! Man packt alſo den armen John ſorgfältig in ein bereit gehaltenes Bett ein, legt ihn auf eine ebenfalls bereit gehaltene Bahre und trägt ihn in's Wirthshaus des nächſten Dorfes, allwo ihn ſein Arzt mit aller nur erdenklichen Rückſicht behandelt und verſorgt; der Sieger aber wird, nachdem man ihm den gewonnenen Preis in die Taſche geſteckt, unter Hurrahgeſchrei auf das Dampfboot oder auf die Eiſenbahn geſchleppt, um mit ihm

im Triumphe in die Vaterſtadt einzuziehen. Er hat zwar auch arg Noth gelitten, denn außerdem daß ihm die Naſe eingeſchlagen wurde, iſt ſein ganzes Geſicht verſchwollen und mit Wunden bedeckt; allein er darf doch von Glück ſagen, dieweil er wenigſtens noch „gehen und ſehen“ kann. Kein Knochen iſt entzwei, kein Arm wurde zermalmt, kein Auge ging caput und man kann ihn doch wenigſtens noch einen Menſchen nennen! „Hurrah“ alſo für Paddy, ein dreimaliges donnerndes Hurrah, denn ihm allein verdankt man es, daß nunmehr Hunderttauſende von Dollars aus den Händen der Gegner in die Taſchen derer, welche auf ihn gewettet, herüberwandern! Alſo nochmals ein dreifaches donnerndes „Hurrah für Paddy!“

Solches iſt das Ende des Preisgefechtes und ganz auf dieſelbe Weiſe endigen faſt alle derartigen Kämpfe. Stets wird ſo lange fortgemacht, bis der eine der beiden Champione wenn nicht ganz, doch wenigſtens halb todt vom Platze weggetragen werden muß, denn nur dann kann man von einer wirklichen Entſcheidung ſprechen. Unangenehm iſt's freilich, wenn der Beſiegte ſo thöricht iſt, an ſeinen Wunden zu ſterben oder wenn er gar auf dem Kampfplatze ſelbſt ſein Leben aushaucht, dieweil ja in ſolchem Falle der Coroner eine Jury, die über den Grund des Todes abzuurtheilen hat und vor welcher alle Betheiligten Red und Antwort geben müſſen, zuſammenzuberufen hat; allein viel zu ſagen hat die Sache nicht, denn der Spruch der Todtenrichter lautet gewöhnlich: „Todt durch Mißgeſchick!“, und dem Mörder d. h. demjenigen, der den andern todtgeboxt hat, wird kein Haar gekrümmt. „Dem Verſtorbenen begegnete ein Unfall,“ das iſt Alles! Kommt übrigens der Beſiegte auch mit dem Leben davon,

ſo braucht er doch oft Wochen oder Monate, bis ſeine zerſchlagenen Glieder wieder kurirt ſind, und ſelten, ſogar ſehr ſelten erlangt er ſeine „ganze“ Geſundheit wieder. Meiſtentheils kann er ſich nur „als geflickt“ betrachten und nicht wenige der Preisboxer bleiben für ihr Leben lang, wenn ſie auch nicht zu förmlichen Krüppeln geſchlagen wurden, doch wenigſtens „verunſtaltet“. Ja ſogar die Sieger im Kampfe ſind nicht viel beſſer daran, ob ſie gleich viel Ruhm und Geld erndten, denn das Geld geht bei dem Aufwande, den ſie machen, gar bald den Weg alles Fleiſches und vom Ruhme kann man nicht leben. Ueberdieß kommt das Alter nur zu ſchnell heran und dann hat's natürlich mit dem Preisboxen von ſelbſt ein Ende. Was aber nun? Ei man muß eben ſehen, wie man ſich fortbringt und ſomit wird der eine Boxer vielleicht „Trainer“ oder Boxerlehrmeiſter, während der andere „Kampfhähne aufzieht“ oder auch ein „Rattentheater“ d. h. eine Bude hält, in welcher die Hunde der vornehmen Jugend Amerika's auf Ratten losgelaſſen werden. Die Meiſten erwerben ſich ein kleines „Public-House“, d. h. auf deutſch eine Kneipe, in welcher Rowdies, Loafer und andere Gönner des Pugilismus zuſammenkommen, um recht viel Brändi oder Gin zu trinken, von Boxereien und Preisfauſtkämpfen zu ſchwadroniren, und nebenbei einen mitgebrachten Grünen d. h. irgend einen armen unſchuldigen Tölpel vom Lande im Hazardſpiele „zu rupfen“.

Auf dieſe Weiſe bringt ſich der älter gewordene Boxer durch's Leben und man darf alſo nicht ſagen, daß der Stand deſſelben ein beſonders anlockender wäre. Deſſen ungeachtet ſcheint ihr Geſchlecht nicht ausſterben zu wollen, denn man kann jede Woche von einem neuen Preisfauſt-

kampfe leſen, in welchem dieſer oder jener zu Brei zermalmt wurde. Ja in neueſter Zeit hat ſich ſogar in der guten Stadt Neuyork eine Pugilist-aid-society d. h. eine Boxerunterſtützungs-Geſellſchaft gebildet, nur allein zu dem Zwecke, um die edle Innung der Preisfauſtkämpfer in ihrem Flore zu erhalten, und — wie lange wird es noch anſtehen, bis man dieſem oder jenem im Fauſtkampfe Gefallenen ebenſo gut ein Denkmal ſetzt, als dem General Waſhington und anderen tapferen Männern? Schon jetzt werden ja die „Sieger in einem Preisgefechte“ von den Zeitungen auf eine Weiſe herausgeſtrichen, daß man glauben könnte, es handle ſich von wirklich großen Helden, warum ſollte man alſo ihren Namen nicht auch vollends durch ein Monument zu verewigen das Recht haben? Gehen wir übrigens die Geſchichte der verſchiedenen Preisgefechte des Näheren durch, ſo waren die berühmteſten derſelben offenbar die zwiſchen Tom Hyer und Yankee Sullivan, ſowie zwiſchen Tom Sayers und John Heenan durchgefochtenen. Sullivan und Hyer reſidirten in Neuyork, der erſte in der Chatamſtreet, der zweite in der Whiteſtreet, und galten Beide als „unübertrefflich in der Kunſt des Boxens“. Wer jedoch der Stärkere ſei, konnte man nicht ſagen, weil ſie ſich noch nicht gegenſeitig gemeſſen hatten; allein da ſie glücklicherweiſe zwei verſchiedenen politiſchen Parteien angehörten, ſo durfte ein Wettkampf natürlich nicht ausbleiben und Hyer nahm ſich deßhalb, um die Sache recht bald zur Entſcheidung zu bringen, die Freiheit, den Sullivan im öffentlichen Wirthshauſe durchzuprügeln. Drauf kam es zur Herausforderung und zugleich zu einem Wetteinſatze von je fünftauſend Dollars, über den Kampftag ſelbſt aber wurde nur feſtgeſetzt, daß er ſechs oder ſieben

Wochen ſpäter erſt genau zu beſtimmen ſei. Selbſtverſtändlich flog die Nachricht von dieſem hochwichtigen Ereigniß wie ein Lauffeuer durch alle Staaten der Union und beſonders in der guten Stadt Neuyork gerieth die vornehme Jugend in eine kaum zu beſchreibende Aufregung. Es wurden gegenſeitig Wetten eingegangen, welche ſich zuſammen auf mehr als eine Million Dollars beliefen, und die ganze erwachſene männliche Bevölkerung theilte ſich in zwei Parteien, von denen die eine zur Fahne Tom Hyers, Esquire, ſchwur, während die andere den Yankee Sullivan zu ihrem Abgott erklärte. Volle zwei Monate lang brachten die Zeitungen jeden Tag Leitartikel über den bevorſtehenden Heldenkampf und wo man hinkam, in dem feinſten Salon wie in der gemeinſten Schnapskneipe, ſprach man von nichts, als von den beiden Duellanten. Selbſt der Gouverneur des Staates nahm Notiz von der Sache und ſtellte einige Regimenter Miliz auf, welche die Polizei in ihrem Beſtreben, das Duell zu verhindern, unterſtützen ſollten. Deſſen ungeachtet aber fand der Zweikampf in der zehnten Woche nach der Ausforderung ganz öffentlich ſtatt, freilich nicht im Staate Neuyork, ſondern vielmehr in Maryland, in der Nähe der großen Stadt Baltimore, wohin ſich die Nobleſſe der Neuyorker Männerwelt in zwei großen Extrazügen begeben hatte. Drei volle Stunden lang kämpften dort Tom Hyer und Yankee Sullivan miteinander und das Endreſultat war, daß der Letztere zu einem unförmlichen Klumpen zuſammengedroſchen wurde, während der „große Tom“ verhältnißmäßig unbeſchädigt davon kam. Kaum war übrigens die Schlacht vorüber, ſo wurde der Telegraph nach allen Seiten hin in Bewegung geſetzt, denn man wartete in der ganzen Union mit einer faſt fieber-

haften Spannung auf das Reſultat des großen Ereigniſſes. Ueberdem brachten alle größere Zeitungs-Organe Extrablätter, in welchen der Kampf in allen ſeinen Einzelnheiten mit Homeriſcher Ausführlichkeit von A bis Z geſchildert wurde, und zum Beweiſe, wie außerordentlich die Theilnahme des Publikums war, führen wir blos die Thatſache an, daß z. B. der Neuyorker Herald an dieſem Tage faſt doppelt ſo viel Exemplare abſetzte, als ſonſt bei einer Präſidentenwahl! Natürlich zogen nach Beendigung des Gefechts die Theilnehmer an demſelben mit ihrem Helden Tom Hyer in die Stadt Baltimore, um daſelbſt ein Feſtmahl zu halten, und dieſer ihr Einzug glich einem förmlichen Triumphzuge. Alle Schiffe hatten Flaggen aufgezogen, alle Häuſer prangten im Feſtkleide und der Stadtrath ſandte dem Sieger eine Deputation entgegen! Noch größer waren die Feierlichkeiten, als den Tag darauf der große Held in Philadelphia einrückte, und man wäre verſucht geweſen zu glauben, es handle ſich um den Empfang eines Generaliſſimus, welcher die feindliche Armee in Stücke zerhauen habe. Am tollſten jedoch trieb's die Stadt Neuyork, in welche Tom Hyer am dritten Tage nach ſeinem glorioſen Siege zurückkam. Denn nicht blos wurde er mit Böllerſchüſſen empfangen, nicht blos war die ganze Bevölkerung, repräſentirt von einer halben Million Männer und Weiber, auf den Beinen, nicht blos gab man ihm ein großes Feſteſſen, deſſen Theilnehmer zwanzig Dollars für das Couvert bezahlten, ſondern es fand auch des Abends eine allgemeine Beleuchtung ſtatt, bei welcher denjenigen, welche ſo niederträchtig waren, eine Ausnahme machen zu wollen, ſämmtliche Fenſter eingeworfen wurden. Kurz der „Klopffechter" Tom ſah ſich höher gefeiert, als je im alten Rom

ein Triumphator oder zu unſeren Zeiten ein Heldenkönig oder Kaiſer gefeiert worden iſt, und erhielt, um dem Ganzen die Krone aufzuſetzen, zum Schluſſe von den Stadtbehörden einen einträglichen Poſten, welchen er bis an ſein Lebensende bekleidete. Yankee Sullivan aber, der arme zerſchlagene Tropf, kam nie mehr, was man ſagt, zu Ehren und ging, nachdem er nothdürftig wieder zuſammengeflickt war, aus Verdruß über ſeine Niederlage nach Californien, wo er als Spieler und Rowdy die Geſellſchaft zu dominiren verſuchte. Allein es gelang ihm nur ſchlecht und das Endreſultat war, daß er ſich, nachdem er einen kleinen Abſtecher zum König Kamehameha III. auf die Sandwichs-Inſeln gemacht und dort als deſſen Kamerad eine Zeit lang eine Rolle geſpielt hatte, mit eigenen Händen in San Francisco aufhängte.

Solches alles übrigens begab ſich nicht etwa im vorigen Jahrhundert, ſondern vielmehr vor noch nicht ganz zehn Jahren und es leben jetzt noch eine Menge von Perſonen, welche die ganze Affaire nicht blos erlebt, ſondern ſogar mitgemacht haben. Noch neuer aber, oder vielmehr das allerneueſte iſt der große Preisfauſtkampf, welcher zwiſchen Tom Sayers, dem Sohn eines engliſchen Maurergeſellen, und John Heenan, dem ſogenannten Benicia-Boy, einem früheren Zollbeamten der Stadt Neuyork, der aber ſein Amt längſt niedergelegt hat, um ſich nur allein dem edlen Geſchäfte des Preisboxens zu widmen, ausgefochten worden iſt. Es begab ſich nemlich in der Nacht vom 16. auf den 17. April des Jahrs ein tauſend achthundert und ſechszig nach unſerer Zeitrechnung, daß auf dem großen Eiſenbahnhofe über der Themſebrücke in London zwiſchen zwei und drei Uhr Morgens

ein gar tolles Treiben, Schreien und Fahren bemerklich wurde. Von allen Seiten her jagten Droſchken, Gigs, Flies und Caps in wüthender Haſt herbei und aus ihnen ſtiegen theils jüngere, theils ältere Männer zum größten Theil in feiner eleganter Kleidung mit weißen Caſtorhüten und dito weißen Glacéhandſchuhen. Mitunter ſah man auch ein rechtes Bulldoggsgeſicht, das offenbar nicht in die übrige „höhere“ Geſellſchaft paßte; aber alleins — man nahm keinen Anſtoß daran, ſondern drängte ſich vielmehr um die Wette, den Bahnhof zu erreichen. Jeder der Ankömmlinge nahm ſich ein Billet, für welches er drei Guineen, d. i. nach unſerem Gelde ſechsunddreißig Gulden, bezahlte, und ſetzte ſich dann in einen der dreiunddreißig Waggons, vor welchen eine längſt geheizte Locomotive ungeduldig ſchnaubte und ziſchte. Wohin es gieng, wußte außer dem Locomotivführer und den wenigen Eingeweihten niemand, ſondern man hatte den Geladenen nur einfach die Weiſung gegeben, mit dem Schlage drei Uhr ſich auf dem Bahnhofe einzufinden und daher kam auch das furchtbare Rennen und Jagen. Sie mußten aber ſämmtlich eine volle halbe Stunde lang warten, bis endlich um dreieinhalb Uhr die Pfeife des Dampfroſſes ertönte und gleich darauf der faſt unabſehbar lange Zug in die Nacht hinein donnerte. Man hatte nemlich noch eine zweite Maſchine heizen müſſen, weil der Andrang allzugroß war, als daß auch nur zwei Drittheile der mit Billeten Verſehenen im erſten Zuge Platz gefunden hätten, und ſomit folgte fünf Minuten ſpäter noch ein zweiter Zug, welcher ebenfalls nicht weniger als dreißig Wagen zählte. Fort ging's nun, donnernd und raſſelnd, in ſüdlicher Richtung, beinahe drei volle Stunden lang! Endlich wurde in dem Flecken Farn-

borough auf der Surry- und Hampſhire-Grenzſtation angehalten, und alle Wägen entluden ſich ihres Inhalts. Alsbald bildeten ſich zwei Züge und man marſchirte fünfzehnhundert Mann hoch einem großen Parke zu, welchen der edle Graf Scarborough der Geſellſchaft zur Dispoſition geſtellt hatte. Nachdem man dort angelangt war, gruppirte ſich Alles um einen Kreis, welchen man in aller Eile mit Pfählen und Stricken abſteckte. In den Kreis ſelbſt traten nur Wenige, kaum zehn oder zwölf Männer, aber dieſe waren faſt mehr feſttäglich gekleidet und man ſah ihnen an, daß ſie ein beſonders wichtiges Geſchäft vorhaben müßten. Vornehmlich fielen zwei derſelben auf, der eine ein großer athletiſcher Mann mit furchtbarem Muskelbau und einem ſo kühnen Auge, daß nicht leicht Jemand ſeinen Blick lange aushalten konnte, der andere kleiner und ſchlanker, aber doch ſtark und ſehnigt und wie es ſchien von merkwürdiger Gewandtheit. Sie ſtanden nicht bei einander, dieſe beiden Männer, ſondern jeder nahm ſeinen beſonderen Platz ein, der eine rechts, der andere links, und man hatte daher vollkommene Muße, ſie recht genau und gründlich zu betrachten. Wer waren nun aber dieſe Beiden? Der eine, der kleinere nemlich, hieß Tom Sayers und durfte ſich rühmen, der mit dem Preisgürtel gekrönte erſte Preisboxer Englands zu ſein; der andere d. i. der athletiſch gebaute, war allgemein unter dem Namen „Benicia-Boy“ bekannt (obgleich er eigentlich John Heenan hieß) und hatte ſich als berühmteſter Preisfauſtkämpfer der Vereinigten Staaten expreß von Amerika herübergemacht, um ſich mit dem obengenannten Engländer zu meſſen. „Allein“ war er übrigens nicht gekommen, ſondern es hatten ihn vielmehr dreihundert Neuyorker und

Bostoner „Freunde", welche zu diesem Behufe ein eigenes Dampfboot mietheten, begleitet und diese seine hohen Gönner standen nun alle im Kreise herum, mitten unter den zwölfhundert Engländern, welche die Suite des Tom Sayers ausmachten. Man sieht hieraus, daß der bevorstehende Kampf so zu sagen „als ein nationaler" betrachtet wurde, d. h. daß es sich darum handelte, ob „England" obsiege oder „Nordamerika", und ebendeßwegen waren auch alle englische Zeitungen viele Wochen lang voll von Artikeln über das kommende große Ereigniß. Ja sogar im Parlamente kam die Sache zur Sprache und man forderte die Regierung von verschiedenen Seiten auf, dem Cannibalismus mit aller Strenge entgegenzutreten; allein die hohen Herren, welche die Gönnerschaft der beiden Preisboxer bildeten, wußten die Polizei an der Nase herumzuführen und diese ließ sich, wie es scheint, recht gerne zum Besten haben. Warum sollte man denn auch dazwischen treten, wo es sich doch um ein Duell, nicht zwischen zwei einzelnen Männern, sondern zwischen zwei großen Nationen handelte?

Mit dem Schlag sieben Uhr Morgens begann der Kampf und schon der dritte Gang endigte mit einem Treffer auf den Nasensattel des Engländers, in Folge dessen derselbe schwer zu Boden fiel. Eben so schlimm fiel die vierte, fünfte, sechste und siebente Runde für ihn aus und er mußte jedesmal gewaschen, gestrichen, gedrückt und mit stärkenden Wassern benetzt werden, ehe er wieder auf die Beine kam. Im achten Gang dagegen gelang es ihm, seine Faust in das rechte Auge des Amerikaners hineinzubohren und nun stiegen seine Actien mit einemmale wieder um das Doppelte. Die nächsten sechszehn Gänge blieben

unentſchieden, d. h. ein Jeder von ihnen zapfte dem anderen Blut ab und brachte ihm klaffende Wunden bei; in der fünfundzwanzigſten Runde aber wurde Tom Sayers durch einen ſo furchtbaren Schlag zu Boden geworfen, daß es faſt unmöglich ſchien, ihn wieder aufzubringen. Augen, Naſe, Mund und Backen bildeten ſo zu ſagen nur noch eine einzige unkenntliche, blutende Maſſe, die man unmöglich mehr für den Kopf eines Menſchen erklären konnte, und ſowohl der Arzt als ſeine beiden Wärter docterten eine gute Viertel-Stunde an ihm herum, ehe er nur wieder zur Beſinnung kam. Uebrigens auch der Benicia-Boy hatte ſein Theil weg, denn die eine Backe war ihm weit aufgeriſſen, während die andere einen ungeheuren blau und roth glühenden Klumpen bildete, und überdieß hatte ſein rechtes Auge eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer großen rothen Blutwurſt. So lag er auf dem Boden, ſchäumend und faſt bewußtlos, wie ein Trunkener! Doch ſeine Freunde wiſchten und netzten ihn ſo lange, bis er endlich, nachdem er einen mächtigen Schluck aus der Rhumflaſche gethan, wieder auf den Füßen ſtand. Gleich darauf erhob ſich auch der Engländer und das Gefecht begann von Neuem; allein die Kraft Tom Sayers war offenbar gebrochen und er wurde in den nächſten acht Gängen jedesmal von den wüthenden Fauſtſchlägen ſeines Gegners niedergeſchmettert. Im vierunddreißigſten Gange fing er an Blut zu ſpeien, ſein Athem wurde röchelnd und er vermochte ſeine „Armkeulen“ kaum mehr zu bewegen. Kurz mit ihm war es aus, und ſeine Freunde ſahen ein, daß er es nicht lange mehr treiben könne, ob er gleich für den Augenblick noch nicht ganz todt war. Was aber nun anfangen? Sollte man es wirklich dulden, daß der ausgeſetzte Sie-

gespreis von tausend Dollars oder zweihundert Pfund Sterling dem Benicia-Boy zu Theil werde? Sollte man es dulden, daß Nordamerika sich rühmen dürfe, Altengland besiegt zu haben? Solche Schmach wäre doch zu groß gewesen und somit drang nun auf einmal „die längst bereit gehaltene Polizei" in den Kreis ein, während gerade die beiden Kämpfer ihren fünfunddreißigsten Gang machten. Heenan wurde wüthend und bearbeitete die Polieemen mit seinen Fäusten und Füßen zugleich. Endlich aber gelang es doch, den halb wahnsinnig Gewordenen zur Besinnung zu bringen und ihm begreiflich zu machen, daß man ihm weder an's Leben wolle, noch auch nur ihn gefangen zu nehmen beabsichtige. So ließ er sich denn herbei, Frieden zu geben, verlangte aber augenblicklich, daß ein zweiter Tag bestimmt werden müsse, an welchem der für jetzt noch unentschiedene Kampf zu Ende gebracht werden solle. Hiezu jedoch schien keine Aussicht vorhanden zu sein, denn der arme Tom Sayers war so schrecklich zerbläut und so furchtbar zerrissen, daß man ihn wie ein Wickelkind in Kissen und Betten einhüllen mußte, um ihn nur vom Platze bringen und in seine Wohnung transportiren zu können.

So endigte der große Kampf zwischen Tom Sayers und John Heenan, oder vielmehr zwischen der amerikanischen Union und Großbritannien. Unendliche Summen wurden dabei gewonnen und verloren, wie denn z. B. nur allein ein amerikanischer Schiffscapitän, welcher gewettet hatte, der Benicia-Boy werde dem Tom Sayers den ersten Stoß auf die Nase beibringen, nach dem Schlusse des Gefechtes nicht weniger als zwanzigtausend Pfund Sterling in die Tasche schob. Andere Wetten blieben unentschieden, weil der Kampf selbst unentschieden geblieben war,

und aus eben demſelben Grunde wurde auch der für den Sieger ausgeſetzt geweſene Boxerpreis von zweihundert Pfund Sterling nicht ausgetheilt. Dagegen aber erhielten die beiden Preisfauſtkämpfer ſo viel „freiwillige“ Präſente, daß ſich jeder von ihnen ein großes Landgut hätte davon kaufen können, und überdieß wurden ſie noch auf eine Weiſe venerirt, als wären ſie die erſten Helden der Welt. So lobte z. B. Lord Palmerſton den Tom Sayers in öffentlicher Parlaments-Sitzung, weil er ſich ſo wacker für die Ehre Altenglands geſchlagen habe, und die Herren Mitglieder des Unterhauſes klaſchten nicht blos Beifall, ſondern ſammelten auch dreihundert Pfund Sterling, die ſie dem ſchwer darniederliegenden Tom als Linderungs-pflaſter auf ſeine Wunden legten. Eben ſo dachte und handelte auch der Lord-Mayor von London, denn er hielt „dem Kämpen Englands“ eine ſolenne Dankrede und beſchenkte ihn im Namen der City mit einem Sack voll Goldſtücke. Daſſelbe thaten die Herren von der Londoner Stockbörſe und ebenſo freigebig erwieſen ſich die großen Kaufleute von Mincing-Lane, welche dem Tom je zweihundert Guineen übermachten; die Lords und Barone des Reichs aber, ihrer fünfzig an der Zahl, ſchickten ihm Anweiſungen auf die Bank von je fünfzig bis hundert Pfund Sterling, ſo daß nur allein die vom hohen Adel beigeſteuerte „Ruhmesbelohnung“ ſich nach unſerm Gelde auf mehr als dreißigtauſend Gulden belief. Am allerärgſten jedoch trieb's die Stadt Liverpool, denn als der gute Tom nach einigen Wochen von ſeinen Wunden ſo ziemlich wieder geneſen war, wurde er förmlich vom Lord-Mayor im Namen der City zum Beſuche eingeladen und ſofort nicht nur am Bahnhofe wie ein Sieger von vielen Tauſenden empfangen,

ſondern auch in offenem Triumphwagen von Menſchenhänden in das erſte Hotel geführt, wo man ihn auf Koſten der Stadt bewirthete. Kurz es war ein Enthuſiasmus ſonder Gleichen und es wäre bald ſo weit gekommen, daß man ihn, obwohl er nur ein Klopffechter war, als einen Halbgott angebetet hätte! Wenn nun aber ſolches in dem ſonſt ſo nüchternen England geſchah, ſo kann man ſich wohl denken, wie wahnſinnig erſt die Amerikaner ihrem Benicia-Boy zugejubelt haben mögen, und in der That begnügte man ſich in Amerika nicht damit, ihn mit Hunderten und Tauſenden von Dollars zu beſchenken, ſondern man holte ihn durch eine eigene Deputation feierlichſt vom engliſchen Grund und Boden ab. Ja, man würde ihn ſicherlich auf den Präſidenten-Stuhl der Union erhoben haben, wenn dieſer Poſten gerade erledigt geweſen wäre!

5.

Verbrechen, Einwanderung und Nativismus.

Die ganze Welt weiß, wie ungeheuer groß die Anzahl der Verbrechen iſt, welche alljährlich in den Vereinigten Staaten Amerika's begangen werden, und jeder Europäer ſtaunt mit Recht darüber, daß in einem Lande, das kaum dreißig Millionen Einwohner zählt, mehr Colliſionen mit den Geſetzen vorkommen, als in England, Frankreich und Deutſchland mit ihren hundert Millionen zuſammengenommen. Allerdings auf dem Lande, d. h. unter der bäuriſchen Bevölkerung Nordamerika's dürften ſich vielleicht kaum viel mehr ſchlechte Subjekte vorfinden, als unter der Bauernſchaft irgend eines europäiſchen Staates; um ſo immenſer aber erſcheint das Mißverhältniß, wenn man die größeren Städte der amerikaniſchen Union mit den großen Städten des europäiſchen Continentes vergleicht. Nehmen wir z. B. die ſtatiſtiſchen Notizen über Baltimore mit ſeinen hundertſechzigtauſend, oder über Neuorleans mit ſeinen hundertachtzigtauſend, oder endlich über Sanfrancisco mit ſeinen neunzigtauſend Einwohnern zur Hand, ſo zeigt ſich die Verbrecherzahl von Baltimore ſo groß oder größer, wie die von Berlin, und die von Neuorleans ſtreift gar an die von Paris hin,

während das große Neapel gegenüber von Sanfrancisco förmlich tugendhaft erſcheint. Faſt ganz daſſelbe Verhältniß liefern die Städte Saint Louis, Cincinnati, Chicago, Büffalo, Charleston, Mobile, Naſhville, Louisville, u. ſ. w. u. ſ. w. und nur vielleicht Boſton und Philadelphia machen eine Ausnahme. Am allerſchlimmſten jedoch ſteht's mit der Stadt Neuyork, denn obwohl dieſelbe (ohne die Vorſtädte) nur etwa achtmalhunderttauſend Einwohner zählt, ſo beträgt doch nach dem neueſten Bericht des Polizeiſuperintendenten die Zahl derer, welche nach einer Durchſchnittsberechnung der letzten zehn Jahre wegen notoriſcher Vergehen oder Verbrechen „allmonatlich" verhaftet werden, die ungeheure Anzahl von vier Tauſenden, und es kommt ſomit alljährlich auf je ſechzehn oder ſiebzehn Perſonen immer ein Verhafteter. Man wird nun vielleicht ſagen, unter den Verhafteten ſeien zwei Drittheile unſchuldig und das Verhältniß zwiſchen rechtlichen Menſchen und ſchlechten Subjekten ſtelle ſich daher nicht wie eins zu ſiebzehn, ſondern vielmehr wie eins zu fünfzig; allein geſetzt auch es verhielte ſich wirklich ſo, ſo müßte ein ſolches Verhältniß doch immer noch als ein ungeheuer abnormes bezeichnet werden. Man bedenke nur, unter fünfzig Menſchen regelmäßig ein Schuft! Leider Gottes können wir übrigens jene willkührliche Annahme „der unſchuldigen zwei Dritttheile" durchaus nicht conſtatiren, ſondern die Erfahrung lehrt vielmehr, daß kaum der vierte Theil der Verhafteten „mit Unrecht" verhaftet wurde, und darum ſind auch die Strafanſtalten der Stadt Neuyork ſtets über und über gefüllt, ſowie, um dieß nebenbei zu bemerken, vier Fünftheile der Bevölkerung von Auburn und Sing-Sing — ſo heißen bekanntlich die

zwei großen Zuchthäuſer des Staates Neuyork — ihre Heimath ebenfalls nirgends anders, als in Neuyork haben. Ueberdem — wie viel Tauſende von Verbrechen fallen nicht alljährlich in jener großen Metropole vor, deren Urheber man gar nicht entdeckt und alſo auch nicht zur Haft bringen kann! Man nehme nur einmal eine der größeren Zeitungen Neuyorks in die Hand und durchfliege die Rubrik der Stadtneuigkeiten, muß man da nicht, beſonders wenn man noch etwas „grün", das heißt noch nicht lange im Lande iſt (die Einheimiſchen, ſowie die ſeit Jahren Anſäßigen haben ſich längſt an die Sache gewöhnt) entſetzt die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen? Fünf bis ſechs Mordthaten, acht bis zehn Einbrüche, fünfzehn bis zwanzig Raubanfälle, vierzig bis fünfzig Diebereien und dazuhin noch ein halbes Hundert anderer Vergehen gegen die Sittlichkeit, gegen den Staat, gegen die Gemeinde oder gegen den Einzelnen, findet man da beinahe regelmäßig für jeden Tag, den Gott gibt, verzeichnet, und wenn vielleicht an einem Mittwoch, Donnerſtag oder Freitag dieſe furchtbare Höhe nicht erreicht wird, ſo bringen es dagegen die Samſtage, Sonntage und Montage ganz ſicherlich auf hundertfünfzig, wenn nicht gar auf zweihundert Morde, Todtſchläge, Brandſtiftungen, Einbrüche und Diebereien.

Woher kommt nun aber dieſe furchtbare Anzahl von Verbrechen? Die Erörterung dieſer Frage, wenn ſie eine genaue und gründliche ſein ſoll, würde nothwendiger Weiſe ganze Bände füllen; allein uns iſt es vor Allem darum zu thun, zu erfahren, wie der Amerikaner über die Sache denkt, und ſomit ſollten wir eigentlich nicht ſagen, „woher kommt dieſe furchtbare Anzahl von Verbrechen," ſondern

vielmehr: „wo leitet ſie der Amerikaner her?“ Hierauf aber iſt die Antwort leicht, denn der Eingeborene, insbeſondere der Yankee, ſchiebt die Schuld in ihrer großen Hauptſache auf die Einwanderung und nur allein auf die Einwanderung.

Dem Leſer dünkt dieß vielleicht ſonderbar, allein man leſe die Berichte der Polizei, die Proklamationen der Behörden und Gouverneure, die Verhandlungen der Legislaturen oder geſetzgebenden Körper, die Leitartikel der verſchiedenen großen Zeitungen u. ſ. w. u. ſ. w., ſo wird man immer finden, daß die bewußte Frage nie anders, als auf die eben angegebene Weiſe ihre Erledigung findet. Nie und nimmer ſind es die „eingeborenen“ Amerikaner, von welchen die große Mehrzahl der Verbrecher geſtellt wird, ſondern es ſind vielmehr immer die Fremden, die Deutſchen, die Engländer, die Schotten und beſonders die Irländer, mit einem Wort alſo: „die Eingewanderten!“ So heißt es z. B. in der Proklamation eines keineswegs engherzig geſinnten Mayors der Stadt Neuyork wörtlich folgendermaßen: „Unſre Straßen ſind voll von wandernden Schaaren dieſer Fremden, die ſich, unſres Klimas ungewohnt, ohne Geld, ohne Beſchäftigung, ohne Freunde in unſerer Stadt herumtreiben, die weder ein gewiſſes Brod, noch eine gute Kleidung, noch einen wärmenden Heerd beſitzen, und welche überdem, da die meiſten unſere Sprache nicht kennen und von dem Mitgefühl der Eingeborenen ſicherlich ganz und gar nicht willkommen geheißen werden, keiner andern Zukunft entgegenſehen, als harter Arbeit, traurigen Entbehrungen und einem frühzeitigen Grabe.“ Kürzer und prägnanter faſſen ſich zwei andere Proklamationen an, von welchen die erſtere kurzweg

ſagt: „Tauſende gehen das Land auf und ab, indem ſie jeden Theil unſerer einſt ſo glücklichen Gegend mit ſchmutziger Armuth und noch ſchmutzigerer Verworfenheit erfüllen;“ während der andere etwas bombaſtiſcher ausruft: „Wenn wir Horden und Hekatomben von Geſchöpfen in menſchlicher Geſtalt, aber jedes ſittlichen Strebens unfähig; wenn wir den Auswurf und Abſchaum der menſchlichen Geſellſchaft, den Bettler, den Landſtreicher, den überführten Verbrecher in Myriaden auf unſeren Geſtaden landen ſehen, — Menſchen, an deren Händen noch das vergoſſene Blut klebt und in deren Geſicht der Diebſtahl und der Raub abgeprägt ſind; wenn wir ſehen, daß ſolche Elende die gleichen Rechte und Freiheiten, wie die edlen Eingeborenen, in Anſpruch nehmen, dann iſt es Zeit zu erwachen und der weiteren Ueberſchwemmung mit notoriſchen Verbrechern einen Damm entgegenzuſtellen.“ Den allertreueſten Ausdruck der wahren Herzensmeinung der eingeborenen Amerikaner jedoch findet man in den Zeitungsartikeln und wir könnten aus denſelben ganze Berge von Beweiſen dafür ſammeln, daß das Verbrecherthum nur allein den Eingewanderten in die Schuhe geſchoben wird. Wir begnügen uns aber mit einem einzigen jener Artikel, welche wir der Daily-Times entlehnen. Dort heißt es nämlich wörtlich überſetzt folgendermaßen: „Was würde Neuyork ohne das fremde Element mit ſeiner Ignoranz, ſeinem Pauperismus und ſeinen Verbrechen ſein? Unſere Gerichtshöfe, unſere Gefängniſſe und Zwangsarbeitshäuſer würden verhältnißmäßig leer ſtehen; ja die Hälfte der jetzigen Polizeimacht könnte vollkommen genügen, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und während Neuyork für jetzt notoriſch die am ſchlechteſten regierte, ſo wie am ſchwerſten beſteuerte Stadt der

Welt iſt, würde es alsdann das werden, wozu enthuſiaſtiſche Amerikaner ihre Metropole gern machen möchten, nämlich zum Vorbilde für alle Hauptſtädte der unterdrückten Staaten Europas. Aber zu unſerem großen Unglück iſt die Empire-City ſeit einem halben Jahrhundert der Zufluchtsort für alle bedrängte Schufte der Welt geweſen und es ſcheint gerade, als ob die ſämmtlichen Verbrecher Europas ſich verabredet hätten, unſere große Stadt zum allgemeinen Stelldichein zu erkieſen. Ja, nicht genug damit, ſondern es kam ſogar ſo weit, daß echappirte Räuber, Diebe und Mörder aller Art, oder auch heruntergekommene Abenteurer und Lumpen, alſo jedenfalls Leute, welche nicht den geringſten Anſpruch auf unſere Sympathie hatten, ſich als flüchtige Patrioten aufthaten und verlangten, von uns als ſolche venerirt zu werden. Darum, wenn wir unſere dreimonatliche Ernte von zwölftauſend Verbrechern einheimſen, ſo iſt dieß in der That nur die Frucht deſſen, was wir ſelbſt geſät haben!" Solches iſt die Sprache der eingeborenen Nordamerikaner gegenüber der Einwanderung und wenn auch vielleicht der Eine oder der Andere ſich etwas weniger offen oder was man ſagt, „verblümter" ausdrückt, ſo denkt er doch in ſeinem innerſten Herzen auch nicht um ein Jota anders, d. h. um es mit einem Worte zu ſagen: „Gegenüber dem fremden Elemente iſt jeder Amerikaner ein Nativiſt."

Hiemit ſtehen allerdings verſchiedene andere Sätze, welche der Amerikaner im Munde zu führen pflegt, im grellſten Widerſpruche. Wenn derſelbe nämlich von ſeinem Vaterlande ſpricht, ſo pflegt er daſſelbe ſtets als das geſegnetſte Land des Erdkreiſes zu preiſen, und darum nennt er es nie anders, denn die Heimſtätte allgemeinen Wohl-

ſtandes und unwandelbarer Freiheit. Ja, voll Stolz und Emphaſe erklärt er es als den geheiligten Zufluchtsort aller Verbannten und Verfolgten, und pocht darauf, daß nur in Amerika die Toleranz und der freie Geiſt eine wahre Heimath gefunden hätten. Allein man vergleiche dieſe ſchönen Worte mit der Praxis, ſo wird man finden, daß jene Theorie nie und nimmer auf die Eingewanderten eine Anwendung findet, ſondern daß man „die Fremden“ vielmehr nur mit dem größten Widerwillen zuläßt. Wir Europäer ſind der Anſicht, daß ein großer oder vielmehr der größte Theil der amerikaniſchen Kultur der Einwanderung ihr Daſein zu verdanken hat; wir meinen, die ganze Entwicklung der weſtlichen Staaten, ſo wie beſonders die dortige Blüthe des Ackerbaues, ſei ausſchließlich das Werk der Immigration; wir behaupten, daß keine Stadt der Union in Beziehung auf Induſtrie und Gewerbsthätigkeit auch nur den fünften Theil ihrer jetzigen Ausdehnung entfaltet haben könnte, wenn nicht die große Maſſe von Europäern über das Weltmeer herübergekommen wäre; ja wir gehen ſogar ſo weit, zu glauben, daß nur allein durch die eingewanderte Intelligenz die Anglo-Amerikaner vor völliger Verwilderung bewahrt worden ſind, indem ohne die von Europa Herübergekommenen Amerika von den meiſten Künſten und Wiſſenſchaften gar keine Idee haben würde So denken wir und ſo denkt man in ganz Europa; der Amerikaner aber antwortet auf alle dieſe Behauptungen mit dem Satze: „Die Einwanderung iſt das Unglück der Union, denn ihr verdankt ſie die ganze Schlechtigkeit, welche in derſelben herrſcht!“

Man glaube übrigens ja nicht, daß dieſer Geiſt der Feindſchaft gegen die Einwanderung ſich etwa erſt von

geſtern oder heute datirt, oder, daß er vielleicht nur allein der Ausbruch eines plötzlich erregten Gefühles ſei. Solches iſt ſicherlich nicht der Fall, ſondern der Haß ſitzt vielmehr tief im Innern und macht ſich deßhalb auch ſeit den letzten zwanzig oder dreißig Jahren bei jeder Gelegenheit Luft. Zum Beweis deſſen werden wir nichts weiter nöthig haben, als den Leſer an die furchtbaren Blut- und Mordſcenen zu verweiſen, welche ſich faſt jedes Jahr in den größeren Städten der Union wiederholen und bei denen es ſich beinahe regelmäßig um nichts Anderes handelt, als um die Verfolgung der armen Eingewanderten. Wir erinnern in dieſer Beziehung nur an die barbariſchen Thaten der Bevölkerungen von Neuorleans, von Louisville, von Baltimore, von Cincinnati, von Neuyork und Philadelphia und bitten, nicht zu vergeſſen, daß damals, beſonders in Louisville und Baltimore, nicht bloß Hunderte von Häuſern verbrannt oder zerſtört, ſondern daß auch zahlloſe Menſchenleben geopfert und Deutſche wie Irländer, als wären ſie Hunde, gehetzt wurden. Allerdings wird man uns entgegenhalten: „derartige Beſtialitäten ſtehen nur vereinzelt da und überdieß iſt es nur der gemeine Pöbel, der ſie begeht.“ Aber, ſo fragen wir umgekehrt, haben denn die Behörden der Städte, in welchen jene Blutthaten vorfielen, dem Beginnen des Pöbels zu ſteuern verſucht? Iſt man vielleicht mit gewaffneter Hand gegen denſelben eingeſchritten und hat man die Uebelthäter in's Gefängniß geworfen, um ſie für ihre Verbrechen büßen zu laſſen? Nichts von allem dem! Allerdings „ſtellte man ſich ſo,“ als ob man eine Unterſuchung veranſtalten wollte, aber das Reſultat war gleich Null, und ſtatt daß man ein paar Dutzend jener Mörder und Brandſtifter gehängt hätte,

ließ man ſie ſämmtlich laufen, ohne auch nur Einem von ihnen ein Haar zu krümmen. Ja noch mehr, man nahm ſich derſelben ſogar frei und offen an, und es ſtand deßhalb in allen amerikaniſchen Zeitungen in ziemlich unverblümter Sprache zu leſen, wie die Eingewanderten die ihnen gewordene Lektion gar wohl verdient hätten! Sieht man nun hieraus nicht zur Genüge, daß jeder Amerikaner, auch der geiſtig höher Stehende, den Haß gegen die Einwanderung theilt?

Allein nicht bloß in den Blutſcenen von Louisville und Baltimore liegt der Beweis dieſes Haſſes; er liegt auch nicht bloß in den tagtäglich vorkommenden Reibereien zwiſchen den Eingeborenen und Eingewanderten, bei welchen die Erſteren faſt immer der angreifende Theil ſind; ſondern er liegt noch bei weitem mehr in der Verachtung, mit welcher die ſämmtlichen Amerikaner, die Gebildeten wie die Ungebildeten, auf das fremde Element herabſehen. Oder woher käme es z. B., daß in faſt ſämmtlichen Repräſentantenhäuſern der einzelnen Staaten der Union alle paar Jahre die Frage, ob man einem von Europa Herübergekommenen nur je überhaupt das Recht zuertheilen dürfe, als wirklicher amerikaniſcher Bürger zu exiſtiren, immer wieder auf die Tagesordnung gebracht wird? Woher käme es, daß in den Staaten Maine, Maſſachuſetts u. ſ. w. u. ſ. w. ein Geſetz erlaſſen wurde, kraft welches ein Eingewanderter nur erſt nach zwanzigjährigem, — wir wiederholen es, erſt nach zwanzigjährigem Aufenthalt im Lande berechtigt ſein ſoll, bei den Wahlen mitzuſtimmen und den Eingebornen gleich zu ſtehen? Woher käme es, daß man keinen Europäer in Amerika landen läßt, wenn er nicht vorher einen Dollar als ſogenannte Commutations-

Steuer und einen andern Dollar als Hoſpital-Money hinterlegt hat? Woher käme es, daß es faſt überall in der ganzen Union als eine merkwürdige und höchſt ſeltene Ausnahme zu betrachten iſt, wenn irgend einmal ein Fremdgeborener ein kleines ſtädtſches Aemtchen erhält, oder gar zu einem nichtsſagenden Staatspoſten befördert wird? Woher käme es denn, daß ſich eine weitverzweigte, in alle Schichten der Geſellſchaft eingreifende, vollſtändig und förmlich bewaffnete Verbindung, wir meinen die der „Know-nothings" oder „Nichtswiſſer" bilden konnte, welche jeden Neuaufgenommenen ſchwören läßt, die Nativegrundſätze gegen die Schmarotzerpflanze der Einwanderung ſogar mit Gewalt durchzuſetzen?

Hierin liegt doch wahrhaftig des Beweiſes genug, mit welchem Auge der Amerikaner den Eingewanderten betrachtet. Noch deutlicher aber faſt iſt die Sprache derer, welche ſich „als Freunde der Immigration" aufthun und ſich der Fremdgeborenen aus vollem Herzen annehmen zu wollen erklären. Auch ihnen nemlich fällt es nie ein, einen Eingewanderten „als einen Gleichgeſtellten" zu behandeln, oder gar zuzugeſtehen, daß deſſen innerer Werth möglicher Weiſe ein größerer ſei, als der eines Eingeborenen. Ein ſolches Zugeſtändniß gehört bei dem Hochmuth des Amerikaners (man vergleiche den Aufſatz: „Der Yankee oder der Stockamerikaner") zur reinſten Unmöglichkeit, und ſomit beſteht die ganze Schutzrede des Immigrantenfreundes zu Gunſten der Einwanderung nur allein darin, daß er deren Nutzen nachweist und in Dollars und Cents berechnet. Es iſt ja bekannt, wie viel ein Negerſklave koſtet, und ebenſo bekannt iſt, daß die Arbeit eines freien Weißen einen größern Werth hat, als die eines

Schwarzen oder Mulatten. Nimmt man nun an, daß der Durchschnittspreis eines Sklaven fünfhundert Dollars beträgt und nimmt man ferner an, daß jährlich etwa zweimalhunderttausend Irländer, Deutsche, Schotten, Engländer, Franzosen, Dänen, Italiener u. s. w. u. s. w. einwandern, so stellt es sich heraus, daß der Kapitalwerth der jährlichen Einwanderung nicht geringer anzuschlagen ist, als auf hundert Millionen Dollars. Demnach repräsentirt die Gesammtmasse der Einwanderung, welche (es kamen in den letzten fünfzig Jahren ungefähr vier Millionen Irländer, drei Millionen fünfmalhunderttausend Deutsche und eine Million fünfmalhunderttausend Abkömmlinge anderer Nationalitäten in's Land) auf etwa neun Millionen anzuschlagen ist, die ungeheure Summe von viertausend fünfhundert Millionen Dollars, d. i. von eilftausend zweihundertundfünfzig Millionen Gulden! So rechnet der Yankee, und nun fragt er sich, ob es nicht ein Wahnsinn wäre, der Einfuhr eines solchen nutzbringenden Handelsartikels, als die Menschenbeischaffung aus Europa ist, hindernd in den Weg zu treten. Ueberdem mußte man nicht auch daran denken, daß im großen Ganzen genommen nur allein die wenigsten Einwanderer „total mittellos" ankommen, sondern daß vielmehr der größte Theil derselben eine ziemliche Portion baar Geld mitbringt? Ja, hat man nicht vollkommen Recht, wenn man diese mitgebrachten Gelder auf etwa hundert Dollars per Kopf anschlägt und also der Gesammteinwanderung einen Baargeldwerth von neunhundert Millionen Dollars gibt?

Das ist die Sprache des Freundes der Einwanderung, und einen andern Grund, warum er die letztere begünstigt wissen will, führt er nie an. Was lernen wir

nun aber hieraus? Nichts anders, als das, daß der Amerikaner den aus Europa Herübergekommenen für eine Art von Lastthier betrachtet, welches so und so viel Werth hat und so und so viel Nutzen abwirft! Der Einwanderer „als Mensch" kümmert ihn nichts, sondern nur der Einwanderer „als Arbeiter"! Aber sollte es unter solchen Umständen einen Europäer noch fernerhin gelüsten, in das hochgelobte Land der Freiheit und Gleichheit auszuwandern? Derjenige, welcher es gut mit ihm meint, schätzt ihn ab, wie der Bauer seine Ochsen abschätzt, und hält ihn für gut genug, das Land zu bebauen oder in den Werkstätten zu arbeiten; derjenige aber, welcher die Einwanderung schon von vorneherein haßt, betrachtet und behandelt ihn als einen Auswürfling der den Boden Amerikas besudle! Ist das nicht genug? Fragen wir nun übrigens nach dem Grunde, warum der jetzige Amerikaner so denkt, so dürfte man vielleicht nicht fehl gehen, wenn man, statt „bloß" vom amerikanischen Vorurtheil und Eigendünkel zu sprechen, denselben zugleich im Einwanderer selbst, d. h. in seiner Persönlichkeit und in seinem ganzen Thun und Treiben sucht. Unrichtig ist freilich — und nicht bloß unrichtig, sondern geradezu wahnwitzig, wenn man den tollen Satz aufstellt, die „Meisten" der von Europa Herübergekommenen seien schofle und schlechte Subjekte; aber richtig ist, daß nicht Wenige Europa bloß verlassen, weil man sie dort nicht mehr behalten will, und daß gar viele Regierungs- und Gemeindebehörden der alten Welt Nordamerika als nichts anderes ansehen, denn als eine Art von „Deportations-Insel," auf welche man alle Armen, alle Faullenzer, alle Asoten, ja sogar alle Zucht-

hauswürdigen hinüberzuwerfen das Recht habe. Wenn dieß ſich aber ſo verhält, kann man es dann dem Amerikaner übel nehmen, wenn er das Kind mit dem Bad ausſchüttend „den größten Theil“ der Einwanderer für eine Sippſchaft von Deportirten anſieht, und von dem kleinen Reſte der Uebrigen, deren Ehrlichkeit er nicht antaſtet, meint, ſie ſeien nur allein durch die dichteriſchen Anpreiſungen jener lügenhaften Agenten, welche ſich mit der Anwerbung von Paſſagieren befaſſen, fälſchlicher Weiſe zur Auswanderung verlockt worden? Ein Grund, warum ſich der Amerikaner die Eingewanderten mit keinem allzugünſtigen Auge betrachtet, iſt alſo vorhanden. Zudem muß es den Eingeborenen nicht widerwärtig berühren, wenn er ſieht, daß die Immigranten faſt in allen ihren Gewohnheiten nicht nur nicht mit ihm übereinſtimmen, ſondern ihm ſogar nicht ſelten geradezu feindlich entgegentreten? Bringt ja doch der Europäer wie natürlich immer „europäiſche“ Anſichten und Begriffe mit herüber, welche das Gefühl des Amerikaners nur zu oft verletzen! Iſt es ja doch ſo ungemein ſchwer, die Grundſätze „der monarchiſchen Erziehung“, welche man in der alten Welt genoſſen, mit einem Male abzulegen und die nationalen Eigenthümlichkeiten des neuen Vaterlandes zu adoptiren! Was kann alſo Anderes daraus entſtehen, als nur allein gegenſeitiger Haß und Abneigung?

Erſchöpfend haben wir nun freilich das Thema dieſes Aufſatzes nicht behandelt; und insbeſondere ſind wir dem Leſer eine direkte Antwort auf die Frage, woher es komme, daß in den großen Städten Amerikas eine ſolch furchtbare Maſſe von Verbrechen vorkommen, ſchuldig geblieben. Allein genügen nicht ſchon die Andeutungen, die wir gaben, und

läßt es ſich aus dem oben Geſagten nicht mit Leichtigkeit herausfinden, warum es ſich ſo verhält? Oder kann man es ſich nicht denken, daß (abgeſehen von den paar tauſend wirklich ſchlechten Subjekten, welche Europa jährlich nach Amerika hinüberſchickt) die Eingewanderten viel leichter in Noth und Verſuchung kommen, als die mit allen Verhältniſſen vertrauten Eingeborenen, und daß es daher kein Wunder iſt, wenn ſie die Mehrzahl der alltäglich Verhafteten bilden? Ein Troſt iſt es jedoch für uns Deutſche, daß von den zwölf Tauſenden, welche vierteljährlich in Neuyork in's Gefängniß gebracht werden, bei weitem die Wenigſten — im Durſchnitte kaum Tauſend — der deutſchen Nationalität angehören, obwohl mehr als hunderttauſend unſerer Landsleute in Neuyork wohnen; ſondern, daß vielmehr ie Irländer, deren die Empire-City etwa Hundertfünfzigtauſend zählt, das Hauptcontingent, nämlich volle acht Tauſend von zwölf Tauſenden, liefern, während auf die ſtockamerikaniſche Bevölkerung die Zahl von Zweitauſend bis Zweitauſendfünfhundert und der Reſt auf die übrigen Nationalitäten kommt.*)

*) Wir erſuchen den Leſer, hiemit den Aufſatz: „Der Deutſche in Amerika" zu vergleichen.

6.

Der Nigger in der Leibeigenſchaft oder Sklavenleben in Amerika.

Es gibt nichts Irrigeres, als die Anſichten, welche noch vor ganz kurzer Zeit und zum Theil ſelbſt noch in unſern Tagen über das Leben und die Behandlung der Neger in den Sklavenſtaaten Amerikas verbreitet ſind. Gewöhnlich nemlich ſtellt man ſich vor, jene Neger werden wie die Hunde, oder vielmehr etwas ſchlimmer als die Hunde, behandelt, und man erzählt ſich die haarſträubendſten Geſchichten von dem Thun und Treiben auf den amerikaniſchen Plantagen. Ja man denkt ſich ſogar unter einem Negerſklaven ein Geſchöpf, bei deſſen Jammeranblick auch dem Roheſten das Herz im Leibe erbeben müſſe, und bekreuzt ſich dabei von oben bis unten, wenn man nur das Wort „Plantage“ hört, darauf ſchwörend, daß, wo die Sklaverei beginne, die Civiliſation und das Menſchenthum ein Ende habe. Woher es nun kommt, daß in Europa und beſonders in Deutſchland ſolche, wenn nicht geradezu fabelhafte, doch wenigſtens ungemein übertriebene Gerüchte über das amerikaniſche Sklavenleben verbreitet ſind, wollen wir hier des Näheren nicht unterſuchen (obwohl es in die Augen fällt, daß jene Münchhauſiaden

von den Amerikanern ſelbſt, d. h. von den Abolitioniſten unter denſelben, erfunden und verbreitet wurden, um den Sklavenhaltern des Südens in der öffentlichen Meinung zu ſchaden), ſondern wir erlauben uns vielmehr, den Leſer auf einer der ſüdlichen Plantagen Amerikas ſelbſt einzuführen, damit er ſich perſönlich überzeuge, wie es daſelbſt zugeht.

Die „Herrenwohnung", das iſt die Wohnung des Baumwollenbaron, haben wir in einem früheren Aufſatz bereits kennen gelernt. Somit verfügen wir uns ſogleich in das „Negerdörfchen", welches größtentheils oder vielmehr regelmäßig zehn bis zwanzig Minuten vom Herrenhauſe entfernt liegt und aus vierzig bis hundert (je nachdem der Plantagenbeſitzer mehr oder weniger Sklaven hält) Wohnungen beſteht. Die letzteren ſind einſtockige, ganz gleichförmig gebaute Häuschen, die einander in einer geraden Linie gegenüber liegen und ſich von weitem faſt wie eine kleine Fabrikanlage ausnehmen. Jedes Häuschen hat fünfzehn bis achtzehn Fuß im Quadrat und iſt meiſtens aus behauenen Baumſtämmen gefertigt, welche man noch überdieß innen mit Brettern verſchlug. Somit gewährt das kleine Anweſen, deſſen innerer Boden meiſtentheils aus einer Brettergrundlage oder aus feſtgeſtampftem Lehm beſteht, immerhin einen guten Schutz gegen Wind und Wetter, und iſt überdieß, da das Niggerdörfchen ſtets auf einem trockenen Boden errichtet wird, durchaus geſund. Vor jeder Wohnung befindet ſich ein bedeckter Vorplatz, eine Art Porticus, der von dem Neger faſt noch mehr benützt wird, als das Innere ſeines winzigen Palaſtes; denn man muß nur bedenken, daß das Clima des ſüdlichen Nordamerika den Aufenthalt in einem geſchloſſenen Raum keineswegs

beſonders annehmlich macht. Demnach iſt der Porticus ſowohl im Frühjahr als im Sommer und Herbſt, ja ſogar im Winter, — die Regenzeit (denn Schnee giebt es keinen) natürlich ausgenommen — der gewöhnliche Aufenthaltsort für die Niggerfamilie, wenn ſie zu Hauſe iſt. Hier wird gekocht und hier wird geſpeist; im Wohnhauſe aber wird nur geſchlafen!

Das Ameublement einer Negerhütte wetteifert an Einfachheit mit dem Ameublement eines Indianerzeltes. Einige roh gearbeitete Stühle, ein aus Fichtenholzbrettern zuſammengenagelter, kaum nothdürftig gehobelter Tiſch, ein breites aus Binſenmatten, welche über zerſchlitzte Maisblätter gebreitet ſind, beſtehendes Bett, das ſich kaum einen Schuh hoch über den Boden erhebt, — das iſt Alles! Was braucht aber auch ein Neger mehr? Das Eſſen ſchmeckt ihm auf ſeinem tannenen Tiſche gerade ſo gut, als ſeinem Herrn auf einer Marmorplatte, und im heißen Sommer kann man ſich keine kühlere Matratze wünſchen, als Maisblätter und Binſenmatten. Gewöhnlich iſt ein Negerhäuschen nur von einer einzigen Familie bewohnt, und nur dann, wenn das Sklaven-Ehepaar keine oder wenige Kinder beſitzt, werden ihm noch einige unverheirathete Neger oder Negerinnen zugetheilt; denn man rechnet ſechs oder ſieben Perſonen auf eine Negerwohnung. In letzterem Falle aber, d. h. wenn ledige Sklaven mit verheiratheten zuſammenleben, werden die Erſteren Nachts in den Raum unter dem Dache, in die ſogenannte Manſarde, verwieſen, damit das Ehepaar allein ſei, und nicht ſelten wird ſogar ſo ſehr auf den Anſtand gehalten, daß man das Ehebett hinter einer Art Bretterverſchlag verbirgt oder wenigſtens hinter einem Vorhang von Baumwollenzeug! In einer Ecke der Wohnſtube befindet ſich das Kamin oder der

Ofen; denn obwohl es nur äußerſt ſelten zum Einheizen kommt, ſo verſäumt man es doch nicht, auch für die kältere Jahreszeit Vorſorge zu treffen, und über dem Kamin iſt ein Brett angebracht, auf welchem einzelne hölzerne Teller und Schüſſeln ſtehen. Gleich daneben hängen die ebenfalls hölzernen Löffel, ſowie die übrigen nöthigen Geſchirre, und an der Wand herum ſind ditto hölzerne Nägel eingeſchlagen, welche die Kleidungsſtücke, die wollenen Decken u. ſ. w. zu tragen haben. So ſieht's gewöhnlich in einer Negerhütte aus. Alles iſt ſehr einfach, ja ſogar höchſt primitiver Natur, aber das Ganze nimmt ſich doch wohnlich aus, und es kommt nur auf den Neger ſelbſt an, ob er ſich mehr oder minder comfortable einrichten will, da man ihm in dieſer Beziehung lediglich kein Hinderniß in den Weg legt.

Der Einfachheit der „Wohnung" entſpricht die Einfachheit der „Kleidung". Der Plantagen-Beſitzer hat nemlich die Verpflichtung, in jeglicher Hinſicht für ſeine Leibeigenen zu ſorgen, und er thut es auch, zwar vielleicht oder vielmehr ohne Zweifel nicht aus Humanität, wohl aber „aus Nützlichkeitsgründen". Wie könnte dieß auch anders ſein, da ja ein geſunder, kräftiger Sklave nicht ſelten mit zwölf- bis fünfzehnhundert Dollars bezahlt wird, während ſchon junge Kinder einen Werth von wenigſtens ein paar hundert Dollars haben? Die Neger ſind daher meiſt, wenn auch einfach, doch „genügend" gekleidet, und man ſorgt dafür, daß weder Hitze noch Regen und Kälte einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Geſundheit ausüben können. Im Sommer tragen ſowohl Weiber als Männer leichte Calico-Ueberwürfe (ſogenannte „Osnaburghs", die ihren Namen von einem gleichlautenden Städtchen haben und im ganzen Süden in großer Maſſe fabricirt werden,

beſonders in Georgien und Südcarolina), und ſelbſt im Frühjahr und Herbſt bedarf es keiner beſſeren Verwahrung. Im Winter jedoch ſollten die Zeuge aus Wolle gefertigt ſein, wenn man nicht will, daß der Körper durch den oft ungemein ſchnellen Uebergang von Kälte zur Hitze und umgekehrt nothleide. Leider aber haben die wollenen Stoffe in Amerika einen ſehr hohen Preis, und ſomit wird an den Winterkleidern der Sklaven nur zu oft merkwürdig geſpart, beſonders wenn der „Herr", d. h. der Plantagenbeſitzer, ein Spieler, ein Trunkenbold, ein Wüſtling oder ein Verſchwender iſt. Ja ſogar auf den „beſſern" Pflanzungen ſind die Neger nicht ſelten gezwungen, ſtatt der wollenen, baumwollene Stoffe zu tragen, und es gereicht daher den Herren Baumwollenbaronen zum nicht geringen Vorwurfe, daß ſie es meiſtentheils verſäumen, auf ihren Plantagen eine kleine Heerde von Schafen zu halten, deren Pelz den armen Niggern zu gute käme. Man könnte ja die Niggerweiber ſo gar leicht dazu anhalten, die Wolle zu verſpinnen, um daraus Kleider und Decken zu verfertigen; aber freilich — das Schafehalten iſt weniger einträglich, als das Bauen von Baumwolle und Indigo! So beſteht denn die ganze Kleidung eines männlichen Negers faſt das ganze Jahr hindurch aus nichts als einer baumwollenen Hoſe, während die der Negerinnen aus einem dito Rocke gefertigt iſt, und von Jacken oder Strümpfen iſt nur ſelten oder nie die Rede. Noch viel weniger denkt man je an irgend eine Kopfbekleidung (denn das ſtarke wolligte Haar gewährt ja hinlänglichen Schutz ſelbſt gegen den Sonnenſtich), und am allerwenigſten an ein Hemd oder doch etwas dem Aehnlichen. „Wie, nicht einmal ein Hemd?" ruft erſtaunt der Europäer; denn wir können uns einen

Menſchen ohne einen ſolchen Leibesüberzug gar nicht denken; allein deßwegen verhält es ſich doch genau, wie wir ſagen, und zwar einfach, weil der Nigger, er ſei weiblichen oder männlichen Geſchlechts, ein ſolches Kleidungsſtück für den allergrößten Luxus von der Welt hält. Ja nicht einmal die kleinen Kinder beſitzen etwas, was einem Hemd gleich ſieht, ſondern man wickelt ſie vielmehr in einen alten zerriſſenen Lappen, oder läßt ſie noch viel lieber im Zuſtand Adam und Eva's, in welchem ſie bleiben, bis ſie anfangen, zur Arbeit tüchtig zu werden. Was bedürfte auch ein Niggerkind irgend einer Bedeckung!

Von der Kleidung des Negers kommen wir auf ſeine „Nahrung", und man wird uns keiner Lüge zeihen, wenn wir die letztere noch für viel einfacher erklären, als die erſtere. Allerdings in denjenigen Sklavenſtaaten, welche an die ſogenannten „Freien Staaten" grenzen, nämlich in Delaware, Maryland, Nord-Virginien, Nord-Kentuky und Nord-Miſſouri, ſowie auch in dem gebirgigen Theile von Texas, iſt das „Eſſen" des Negers kein ſchlechtes, denn das Clima erlaubt dort die Anpflanzung von Kartoffeln, von Weizen, von Gemüſen und von den meiſten andern Früchten der gemäßigten Zone. In den eigentlichen Baumwollenſtaaten dagegen gedeiht der Weizen nicht mehr und ſogar die „eigentlichen" Kartoffeln verkümmern, von andern ähnlichen Bodenerzeugniſſen gar nicht zu reden. Demgemäß hält man ſich allüberall im Süden bei der Speiſung des Magens an den Mais, ſowie an die ſogenannten „ſüßen Kartoffeln" (welch' letztere aber einen ganz andern Geſchmack haben, als unſere Erdbirnen), und fügt höchſtens noch etwas dürre Bohnen nebſt etwas Pöckelfleiſch hinzu. Im Herrenhaus freilich fehlt nichts, was zu einer guten Tafel

gehört; denn es gibt allda des Geflügels und anderer Vieharten eine Masse, und um's Geld kann man auch das feinste Mehl aus dem Norden beziehen. Allein wird man etwa einem Plantage-Besitzer zumuthen, seine Neger „mit Weißbrod aufzufüttern", oder soll er vielleicht gar Schlachtvieh einführen, „um die Sklaven mit Rostboeuf zu mästen"? Das hieße doch den Luxus etwas zu weit treiben, und somit giebt man dem Nigger in der Regel nur allein Mais und abermals Mais zu seiner Nahrung. Gekocht übrigens erhält er ihn nicht, sondern alle Samstag Abend faßt ein Jeder ohne Ausnahme, er sei männlich oder weiblich, alt oder jung, nach unserem Maße ein gutes halbes Simri Maiskolben, und von diesen hat er die Woche über zu leben. Natürlich übrigens sind Handmühlen da, um das Indian-Corn zu mahlen, so daß sich eine Familie entweder einen Brei kochen oder auch Maisbrod backen kann. Aber Maisbrod und Maisbrei, und nichts als Maisbrod und Maisbrei das ganze Jahr hindurch! Für den ärmsten Europäer wäre es vielleicht unmöglich, hievon zu existiren oder vielmehr sich an eine solche Kost zu gewöhnen; allein lebt nicht auch der Chinese und sogar der Araber Wochen und Monate lang von nichts Anderem, als von Reis, und will vielleicht ein Nigger vor einem Chinesen oder Araber etwas voraus haben? Das wäre zu viel verlangt! Uebrigens kommen doch auch Abwechslungen vor, denn es werden, wie bereits angedeutet, hie und da statt des Maises Rationen von Bohnen ausgetheilt, wenn man diese letztere ohne allzu große Kosten von den nördlicheren Staaten oder auch aus Mexiko beziehen kann, und überdies giebt's, wie schon gesagt, süße Kartoffeln, welche man verabreicht, so lange man deren besitzt. Ja sogar Fleisch, d. h. gesalzenes

Fleiſch, bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten auch friſche Waare, verabreicht man von Zeit zu Zeit, um den Neger bei Kräften zu erhalten, und ohnehin iſt es Sitte, von der Maſſe von Aepfeln und Pfirſichen, welche im Garten des Herrenhauſes wachſen, täglich, d. h. ſo lange das Obſt andauert, einen Zuber voll unter die Schwarzen zu vertheilen. Iſt das nicht des Guten ſchon übergenug? Doch nein, denn die Hauptſache haben wir noch gar nicht angeführt. Um nemlich dem Neger das Leben ſo annehmlich als möglich zu machen, bekommt jede Sklavenfamilie einen kleinen Fleck Landes „zum eigenen Betrieb", und hat das Recht, auf denſelben zu pflanzen oder zu bauen, was ihr nur immer beliebt. Dieſer Fleck Landes liegt beinahe immer hart hinter der Niggerwohnung oder vielleicht auch ein paar hundert Schritte entfernt am Saume des Waldes, der zur Plantage gehört (weil dort im Schatten der Bäume keine Baumwolle gedeiht), und iſt, obwohl nur gering, im Umfange doch immerhin groß genug, um die nöthigen Gemüſe u. ſ. w. zu erzeugen. Hier alſo, auf ſeinem Privateigenthum, zieht der Nigger Melonen, Kürbiſſe, Gurken, Salat, Kohl oder Zwiebel, je nach ſeiner beſonderen Liebhaberei, und es fehlt ihm demnach keineswegs an einer „Würze" zu ſeinem Maisbrode. Rechnet man dann noch hinzu, daß er von dem auf die Woche gefaßten Mais, weil er ihn nicht total aufzehren kann, immer eine kleine Portion übrig behält, für welche er von dem nächſten Grocer oder Krämer Kaffee und Zucker eintauſchen kann, und daß er ferner durch „Nebenarbeit" (hierauf werden wir weiter unten des Näheren zu ſprechen kommen) ſich immer ſo viel verdient, um ſich hie und da einen Becher voll Syrup mit Waſſer oder gar ein Schlück-

chen Rhum zu vergönnen, — rechnet man dieß Alles zuſammen, ſo wird man zugeben müſſen, daß es den Schwarzen auf den Plantagen des Südens von Amerika in Beziehung auf die Nahrung keineswegs ſo ſchauderös ſchlecht geht, als man in der „alten Welt außen“ gewöhnlich meint. Freilich die „Kocherei“ läßt ſehr viel zu wünſchen übrig, denn für gewöhnlich füllt man Abends nach abgeſchloſſener Arbeit den eiſernen Topf, der faſt das einzige Kochgeſchirr bildet, mit Waſſer an, ſtellt ihn an's Feuer und rührt dann eine gehörige Portion Maismehl hinein. In zehn Minuten iſt die Speiſe „gahr“, und nun hat man für 24 Stunden ausgekocht, denn den andern Morgen begnügt man ſich damit, den übrig gelaſſenen Brei wieder aufzuwärmen. Gerade ſo wird es auch am Mittag gehalten, wie ſich denn überhaupt die Frauen die Sache ſo bequem als möglich machen. Zu was auch die vielen Kochkünſteleien? Satt eſſen iſt ja die Hauptſache! Merkwürdigerweiſe ſieht man es übrigens jedem Neger augenblicklich an, ob er „genug“ ißt oder nicht, ſowie beſonders auch, ob er außer dem Maiſe noch andere Nahrungsſtoffe, beſonders Fleiſch und friſches Obſt faßt; denn bei ſchlechtem Eſſen wird ſeine Haut trocken und erſcheint wie mit weißen Schuppen bedeckt. Auch verliert ſein Auge allen Glanz und ſein Haar erſcheint ſo ſaftlos und borſtig, daß, wenn man mit einem Stückchen darauf ſchlägt, Staub herausfliegt. Gut genährte Exemplare dagegen ſchwellen förmlich auf wie Dampfnudeln, und ihr Fleiſch fühlt ſich ſo elaſtiſch an, als wäre es mit Kautſchuk überzogen, während ihre Haut vor Schwärze glänzt und ihr Haar von Fett träuft.

Uebrigens nicht blos von der Nahrung hängt das

Aussehen des Negers ab, sondern auch, wie sich von selbst versteht, „von der Arbeit", denn natürlich, je angestrengter die letztere ist, um so magerer wird der Sklave. Demgemäß kommt sehr viel darauf an, welche Art von Arbeit der Neger verrichten muß, und man wird sich wohl denken können, daß der Anbau einer „Tabakspflanzung" durchaus nicht so viel Mühe und Zeit kostet, als der Umtrieb einer „Baumwollen-Plantage", sowie umgekehrt eine „Reispflanzung" weit nachtheiliger auf die Gesundheit einwirken muß, als die „Bebauung des Indigo". Ueberdieß giebt's naturgemäß auf jeder Pflanzung in den neun Monaten des Frühjahrs, Sommers und Herbstes weit mehr zu thun, als in den Wintermonaten, in welchen, weil die Ernte zu Hause ist und die neue Aussaat erst im Frühjahr beginnt, mehr „Bosselarbeiten", als wirklich angestrengte Geschäfte vorgenommen werden. Im Allgemeinen jedoch darf man mit Recht sagen, daß nirgends „übertrieben" viel Arbeit gefordert wird (die Zuckerplantagen, deren es aber in der nordamerikanischen Union nicht allzu viele giebt, vielleicht allein ausgenommen; denn in diesen muß zeitenweise so lange gearbeitet werden, daß man den Negern fast keine Zeit zum Schlafen lassen kann), und daß es also die Schwarzen recht gut aushalten können, wenn sie nicht zufällig einen jener früher schon geschilderten „Lumpenbarone", der sie absichtlich plagt, zum Herrn besitzen, oder vielmehr, wenn der Baumwollenbaron nicht einen „Oberaufseher" angestellt hat, der übertriebene Anforderungen an sie stellt.

In Beziehung auf die Arbeit nemlich hängt der Sklave gänzlich vom Oberaufseher oder „Overseer", d. i. dem Finanzminister, Rentamtmann, Oberknecht und Stockmeister des Plantagenbesitzers ab, und er betrachtet denselben daher mit

weit größerer Furcht, als wie den Herrn ſelbſt. Die Wohnung des Overſeers liegt regelmäßig zwiſchen dem Niggerdörfchen und dem Herrenhauſe, auf einem etwas erhöhten Platze, von welchem aus man ſowohl die Sclavenhütten, als auch die Plantage ſelbſt mit Bequemlichkeit überſehen kann, und unterſcheidet ſich in Beziehung auf Bauart und Baumaterial nur wenig von einem Sclavenhäuschen, den Umſtand allein ausgenommen, daß ſie drei- oder viermal größer iſt. Hinter derſelben dehnt ſich ein ziemlicher Garten aus, mit einem Gewölbe oder Keller, in welchem die für die Nigger beſtimmten ſüßen Kartoffeln aufbewahrt werden, und auf der Seite liegt ein großer Hof mit einem Bretterverſchlage, der den Maisvorrath birgt. Betreten wir das Innere des Hauſes ſelbſt, ſo finden wir, daß es aus mehreren Appartements beſteht, allein das Ameublement derſelben erſcheint nicht viel luxuriöſer, als das der Niggerwohnungen, und nur das Schlafzimmer des Overſeers fällt uns auf, denn die Wände deſſelben ſind faſt vollſtändig mit Büchſen, Piſtolen und Peitſchen überdeckt. Er braucht ſie aber auch, dieſe Peitſchen, Piſtolen und Büchſen, dieweil ja ihm allein, ihm, dem einzelnen Manne, die Sorge obliegt, die ſämmtlichen Neger der Plantage, und wären es ihrer fünfhundert oder gar tauſend, zu überwachen, zu ſtrafen und im Gehorſam zu erhalten. Morgens in aller Früh, eine gute Stunde, ehe die Sonne am Horizonte heraufkommt (hiebei bemerken wir aber, daß in den ſüdlichen Staaten der Union, die ſich ja bekanntlich dem Aequator auf einige Grade nähern, der Unterſchied zwiſchen der Tag- und Nachtlänge zu keiner Jahreszeit ein allzugroßer iſt, weßwegen es auch im Sommer faſt nie vor fünf Uhr und im Winter nie ſpäter als ſieben Uhr Tag

wird), erhebt er ſich von ſeinem Lager und läutet die über dem Porticus ſeiner Wohnung hängende Glocke — man heißt ſie nur die Negerglocke — zum Zeichen, daß ſich die Sclaven zur Arbeit zu rüſten haben. Hie und da fehlt auf einer Plantage eine ſolche Glocke, beſonders wenn dieſelbe klein iſt, aber dann hat der Overſeer ein Horn, in welches er ſtößt, und die Wirkung iſt immer die nemliche. Eine halbe Stunde gönnt er den Negern Zeit zum Ankleiden und Frühſtücken, aber dann giebt er das zweite Zeichen, und nun haben ſich ſämmtliche Sclaven im Hofe ſeines Hauſes zu verſammeln. Ausnahmen geſtattet er keine, es müßte denn der Eine oder der Andere wegen Gebrechlichkeit oder Krankheit Dispenſation von ihm bekommen haben. Nicht einmal die Knaben und Mädchen, wenn ſie nicht unter acht oder ſieben Jahre zählen (die jüngeren natürlich können nicht zur Arbeit angehalten werden, ſondern ſpielen während der Abweſenheit der Eltern vor ihrer Wohnung, nicht anders als wären ſie Affen), läßt er zu Hauſe bleiben, und ſäugende Mütter werden natürlich ebenſowenig verſchont. Dieſelben können ja ihre jungen „Schreihälſe“ den Zigeunern gleich in einem über den Rücken hinabhängenden Sacke mit auf das Feld nehmen und dort einſtweilen in den Schatten eines Baumes legen, während ſie ſelbſt thun, was ihres Amtes iſt. Sind nun alle arbeitsfähigen Sclaven im Hofe der Overſeerswohnung verſammelt, ſo werden einige wenige in den Garten des Herrenhauſes commandirt, um dem Obergärtner zu helfen, die andern aber folgen alle dem Oberaufſeher in's Feld, wo er ſie ſofort in Compagnien oder Rotten abtheilt und ihnen zugleich ihre Geſchäfte auf den heutigen Tag anweiſt. Jede Rotte erhält einen Mitſcla-

ven, auf den man ſich verlaſſen kann, zum „Vormann“, um die Arbeit zu beaufſichtigen. Er, der Overſeer aber, dem einer der Sclaven ſein Reitpferd nachführen muß, ſetzt ſich nun hoch zu Roſſe, um die ganze Plantage zu bereiten und zu ſehen, wo es fehle, oder was noththut. Natürlich übrigens läßt er die verſchiedenen Arbeiter-Compagnien keinen Augenblick aus den Augen, ſondern es ſcheint vielmehr, als wäre er ein Sohn des weiland „Ueberall und Nirgends“ (deſſen ſich viele unſerer Leſer vielleicht noch aus den Jugendjahren erinnern), und ſeinem Blicke entgeht Nichts, auch nicht das Geringſte. „Ordnung muß ſeyn und gehorcht muß werden;“ darum hängt auch am Sattelknopfe ſeines Roſſes eine lange Peitſche, die ſogenannte Sclavenpeitſche, und in den Halftern hat er zwei geladene Piſtolen ſtecken, um ſeinen Befehlen, wenn die Peitſche nicht mehr ausreichen ſollte, durch Kugeln Nachdruck zu geben.

Die Arbeitszeit dauert gewöhnlich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, im Sommer alſo durchſchnittlich vierzehn und im Winter zehn Stunden. Eine längere Arbeit wird nur in Ausnahmsfällen, alſo z. B. über die Erntezeit verlangt, denn dann handelt es ſich oft um den Werth von vielen Tauſenden, und man wird doch das Recht haben, die Sclaven eine Stunde oder zwei länger anzuſtrengen, wenn man hiedurch einen Schaden (wie z. B. vor einem Gewitter) vermeiden kann? Uebrigens darf man nicht glauben, daß der Plantagenbeſitzer ſolche „Ueberarbeit“, umſonſt will. Im Gegentheil, jedem Nigger wird vom Overſeer ein gewiſſes „Penſum“ aufgegeben, gerade wie einem Schulknaben oder Gymnaſiſten von ſeinem Lehrer, und wer über ſein Penſum hinausarbeitet, d. h.

wer mehr thut, als ihm vorgeſchrieben iſt, der bekommt dieſes „Mehr“ nach einem zum Voraus ſtipulirten Preiſe bezahlt. Natürlich iſt das Penſum nicht für jeden Neger das gleiche, ſondern einem ſtarken, erwachſenen Burſchen wird vielleicht doppelt ſo viel Arbeit aufgebürdet, als einem jüngeren und ſchwächeren, und ebenſowenig hat ein Weib je ſo viel zu leiſten, als ein Mann. Der Overſeer kennt vielmehr alle ſeine Leute auf's Genaueſte; er weiß, ob einer gewandt oder ungeſchickt, fleißig oder träg, körperlich tüchtig oder untüchtig iſt, und mißt alſo, wenn er ein ehrlicher und gerechter Mann iſt, jegliche Aufgabe nach richtigem Verhältniſſe ab. Freilich, wenn ſich dieß nicht ſo verhält, ſondern wenn er auf dieſen oder jenen ſeiner Untergebenen einen Haß geworfen hat, dann macht er ſich auch nichts daraus, dem Gegenſtand ſeiner Abneigung mehr zuzumuthen, als derſelbe leiſten kann; allein im großen Allgemeinen muß zugegeben werden, daß wenigſtens „auf den beſſern Plantagen“ nur ſelten ein Neger ein größeres Stück Arbeit zugetheilt bekommt, als er, wenn er nicht allzu träge iſt, ohne große Mühe fertig zu bringen im Stande iſt. Was nun aber die ſogenannte „Ueberarbeit“ betrifft, ſo iſt es nichts Seltenes, daß ein fleißiger Schwarzer ſich in einem einzigen Sommer ſeine dreißig bis vierzig Dollars verdient, welche er, da ihm ſein „Herr“ hierin (um die Sclaven zu größerem Fleiß aufzumuntern) vollkommen freie Hand läßt, je nach ſeinem Belieben zu ſeinem Nutzen oder zu ſeinem Vergnügen anwenden darf. Dieſer Ueberverdienſt wird ihm um ſo leichter, als er über den ganzen Sonntag zu verfügen hat, und ihm vollkommen freie Hand gelaſſen iſt, denſelben entweder im Nichtsthun zu verſchleudern, oder ſeinem Gemüſegärtchen zu widmen (was

aber auch ſeine Frau beſorgen kann), oder aber, wenn die Arbeit auf der Plantage dringend iſt, im Dienſte ſeines Herrn zuzubringen, und dafür einen ganzen Dollar (dieß iſt die gewöhnliche Bezahlung) in die Taſche zu ſtecken, für die man viel Zucker und Kaffee oder auch andere Utenſilien kaufen kann. Während der Arbeitszeit wird ſtreng darauf geſehen, daß keiner der Neger eine Pauſe macht oder ſonſt läſſig iſt, dagegen gibt es über Mittag regelmäßig ein größeres Interſtitium, während deſſen ſich die Sclaven unter dem Schatten eines Baumes niederlegen, um ihr vom Hauſe mitgenommenes Mittagbrod zu verzehren. Ja, wenn die Hitze gar zu groß iſt, ſo geſtattet ihnen der Oberaufſeher beinahe immer auch noch in der Zwiſchenzeit einige wenige Minuten „zum Ausſchnaufen," denn eine gar zu angeſtrengte Arbeit könnte leicht Krankheiten herbeiführen. Mit dem Untergehen der Sonne übrigens, alſo Sommers um ſieben, Winters um fünf Uhr, hört ohnehin die ganze Arbeit auf, und die ſämmtlichen Sclaven begeben ſich ſofort „rottenweiſe", wie ſie abgegangen, in den Hof der Oberaufſeherswohnung. Dort findet dann ein allgemeiner „Verles" ſtatt, gerade wie bei den Soldaten in einer Kaſerne, und es werden ſofort diejenigen, welche ſich den Tag über irgend ſaumſelig erwieſen oder ſich eines ſonſtigen Vergehens ſchuldig gemacht haben, entweder ſogleich abgeſtraft oder zu ſpäterer Beſtrafung notirt. Schließlich gibt der Overſeer das Zeichen der Entlaſſung, und die ſämmtlichen Nigger eilen nun in ihre Behauſungen, um die Abendkoſt einzunehmen, mit einander zu plaudern, und ſich einige Stunden ſpäter, wie gehorſame Kinder, zur Ruhe zu begeben. Um neun Uhr Abends muß Alles zu Bette ſein, und kein Licht darf mehr brennen,

denn Ordnung iſt die Hauptſache auf einer Nigger-Plantage. Daß aber dieſe Ordnung auf's Strengſte gehandhabt wird, dafür ſorgt der Overſeer, und darum ſieht man ihn nicht ſelten, wenn die Sclavenwohnungen mit ihren Inſaſſen längſt in tiefer Ruhe begraben ſind, zwiſchen den ſtillen Häuschen durchſchleichen, um zu horchen, ob alle richtig ſchlafen, oder ob noch der Eine mit dem Andern flüſtert und ſich hiedurch ſtraffällig macht.

Dieſer letztere Punkt bringt uns auf die „Behandlung" der Sclaven, und gerade hierüber müſſen wir uns, obwohl in dem Artikel „der Baumwollenbaron des Südens" ſchon das Nöthigſte angedeutet iſt, doch etwas weitläufiger verbreiten, und zwar einfach deßwegen, weil in dieſer Beziehung die allerwiderſinnigſten Gerüchte gang und gebe ſind. Lieſt man doch nicht ſelten Beſchreibungen über die Traktirung der Nigger, welche wahrhaft „haarſträubender" Natur ſind, und giebt es doch große Erzählungen oder Romane, in welchen Niggermißhandlungen geſchildert werden, gegen welche die härteſten Torturen des Mittelalters als wahre Spielereien daſtehen würden! So ſteht z. B. in einem dieſer weit verbreiteten und von den weichherzigen Naturen unſrer zarten Europäerinnen vielfach als ein Evangelium betrachteten Bücher wörtlich folgende Philippica zu leſen: „Eiſerne Halsringe mit Zacken, welche tief in's Fleiſch hinein ſchneiden, winden ſich um den Nacken der arbeitenden Neger und man hängt ihnen ſchwere Ketten und Gewichte an die Füße, welche ſie auf dem Felde nachſchleppen müſſen. Eherne Glocken und eiſerne Geweihe werden ihnen an den Kopf geſchmiedet und man ſperrt ſie wochenlang Tag und Nacht in Hundeſtälle, in welchen ſie weder liegen, noch ſtehen, noch ſitzen können. Oft legt

man ihnen Knebel vor den Mund und maltraitirt ſie auf dieſe Weiſe ſo lange, bis ſie den wüthenden Hunden gleich Schaum ſpeien, und nicht ſelten werden ihnen die Vorderzähne ausgebrochen, nur allein zum Vergnügen oder um ſie kenntlich zu machen. Ein andermal peitſcht man ſie, bis ſie nur noch eine einzige blutige Maſſe bilden, und gießt ſodann Salzwaſſer über die offenen Wunden oder reibt ſpaniſchen Pfeffer in dieſelben, ſo daß die armen Gequälten vor Schmerz faſt wahnſinnig werden. Ja man zerfleiſcht ihnen den Rücken mit Meſſern, ſchlizt ihnen die Haut ſtreifenweiſe auf, und läßt hernach wüthende Katzen auf ſie los; oder man hetzt ſie mit Bluthunden, ſchießt ihnen Schrotladungen in den Leib, hängt ſie an den Beinen auf und kitzelt ſie, bis ſie beſinnungslos werden, aber nur um ſie dann ſogleich wieder zu wecken und neuen, noch grauſameren Torturen zu unterwerfen; oder endlich ſchneidet man ihnen die Ohren ab, ſticht ihnen die Augen aus, bricht ihnen ein Glied nach dem andern entzwei und wirft ſie zuletzt auf einen Scheiterhaufen, wo man ſie ſo lange feſthält, bis ſie zu Tode geröſtet ſind.“ Solches und anderes, noch viel Aergeres, ſteht gedruckt in manchen Zeitungen, Brochüren oder Büchern zu leſen; allein wir werden unſern Leſern wohl kaum zu ſagen brauchen, daß derlei Berichte, wenn nicht „abſichtliche Lügen“, doch wenigſtens nichts Anderes als tolle Gebilde der Fantaſie ſind. In Abrede läßt ſich allerdings nicht ziehen, daß da oder dort ein grauſamer Plantagen-Beſitzer, welcher ſich eben dieſer Eigenſchaft wegen einen vielleicht noch grauſameren Overſeer eingeſtellt hat, mit vieler Barbarei gegen ſeine Sclaven verfährt, allein im großen Ganzen genommen wird ein „vernünftiger“ Pflanzer die Vernunft obwalten laſſen und

ſeine Leibeigenen, die ja ſein werthvollſtes Gut bilden, ſo behandeln, daß ſie ihm in ihrem Werthe erhalten bleiben. Sticht man denn ein gutes Roß nur ohne Weiteres nieder, oder ſchlägt man es zu ſeinem Vergnügen ſo lange, bis es verendet? Hält man es nicht vielmehr hoch und werth, und behandelt es ſo ſubtil als möglich, nur damit es im Preiſe nicht ſinke? Wie kann man ſich alſo denken, daß ein Plantagenbeſitzer es in der Gewohnheit habe, ſeine Nigger, die er doch viel theurer bezahlen muß, als das beſte Roß, aus purer Freude an der Grauſamkeit zu Tode peinige oder überhaupt nur durch Mißhandlung arbeitsunfähig mache? Eine ſolche Anſicht iſt ein baarer Unſinn und wiederlegt ſich am Beſten dadurch, daß die Zahl der Neger ſich in den Südſtaaten jährlich nicht nur nicht vermindert, ſondern vielmehr um mindeſtens fünfzehn Prozente erhöht. Ueberdieß giebt es nicht auch Geſetze, welche den Sclaven in Schutz nehmen, und wird nicht z. B. der willkürliche Mord an einem Sclaven ſo gut mit dem Tode beſtraft, als der Mord an einem Weißen? Ja iſt es nicht ſogar ſtrengſtens verboten, einen Neger auch nur zu peitſchen, wenn nicht genügender Grund dazu vorhanden iſt?

Allerdings muß zugegeben werden, daß die Hauptgeſetze, welche über die Sclaverei exiſtiren, „gegen" den Neger gerichtet ſind und faſt nur von „jenen" Rechten ſprechen, welche der Herr über ſeinen Leibeigenen hat. Es muß zugegeben werden, daß in allen Sclavenſtaaten der Neger nicht als ein „denkendes menſchliches Individuum" betrachtet wird, ſondern vielmehr als ein Ding, eine Sache, ein Eigenthum, gerade wie ein Eſel, ein Ochſe, oder ein Pferd. Ueberdem ſind alle Plantagenbeſitzer darüber einig,

daß ein Sclave unter keinen Umſtänden ein Wahlrecht beſitzen, oder ein Eigenthum acquiriren darf, und daß er weder „als Ankläger“ noch „als Zeuge“ gegen einen Weißen aufzutreten das Recht hat, während umgekehrt der Weiße ſo hoch über den Nigger geſtellt wird, daß er einen widerſpenſtigen Sclaven ohne Weiteres kalt zu machen, und ſogar ſchon eine bloße Beleidigung, welche ein Schwarzer einem Weißen anthut, mit der ſchwerſten körperlichen Züchtigung, wenn nicht gar mit dem Tode deſſelben zu ahnden das Recht hat. Ja nicht genug hieran, ſondern es muß auch zugegeben werden, daß die wenigen Geſetze, welche zum Schutze der Nigger erlaſſen wurden, von den ſämmtlichen Pflanzern nur wenig oder gar nicht beachtet werden und daß dieſelben deßwegen ſo zu ſagen geradezu illuſoriſch ſind, denn wer wollte es auf ſich nehmen, einen jener übermächtigen Baumwollbarone zu kontroliren, oder wer würde es gar vollends wagen, gegen ihn vor den Gerichten als Kläger aufzutreten? Allein trotz allem dem giebt es deßwegen doch ein Geſetz zu Gunſten der Sclaven, das im ganzen Süden auf's ſtrengſte beobachtet wird, und zwar ein Geſetz, das mehr Werth hat, als das ganze geſchriebene oder gedruckte Corpus juris, dieweil von ihm allein die ordentliche Behandlung der Nigger abhängt. Wie heißt nun aber dieſes Geſetz? Einfach ſo: „Schone dein Eigenthum!“

„Schone dein Eigenthum,“ iſt der erſte und fürnehmſte Grundſatz auf jeder nur halbwegs in gutem Stande erhaltenen Plantage, und darum wehe dem Oberaufſeher, der es ſich beikommen ließe, die ihm untergebenen Leibeigenen in einen herabgekommenen Zuſtand zu verſetzen oder ſie gar unfähig zur Arbeit zu machen! Wehe ihm, wenn er nicht für der Sclaven Leibesnothdurft ſo gut als mög-

lich ſorgen würde und dieſelben ſo hielte, daß ſie jeden Tag auf den Markt gebracht werden können! Ebendeßwegen darf man auch überzeugt ſein, daß ſelbſt der weiße Arbeiter im Norden in Krankheitsfällen nicht ſo viel Sorgfalt auf ſich verwendet ſieht, als der Nigger im Süden, denn man findet auf jeder Plantage der Baumwollenſtaaten ein eigenes und förmliches „Niggerkrankenhaus", und zwar ein recht geſund und luftig (meiſt gleich hinter der Overſeerswohnung) gelegenes, in welchem ſämmtliche Patienten, ſeien ſie nun ſchwerere oder leichtere, untergebracht werden. Das Haus bildet nur einen einzigen Raum, aber dieſer iſt durch einen Bretterverſchlag in ein weibliches und ein männliches Apartement abgetheilt, und es herrſcht darin die größte Ordnung und Reinlichkeit. Alle Morgen (wenn Gefahr iſt, auch zwei und drei Mal des Tags) erſcheint der Hausarzt der Plantage, derſelbe Arzt alſo, welcher auch die Mitglieder des Herrenhauſes behandelt, und die Wärter und Wärterinnen (natürlich ebenfalls Sclaven) ſind angewieſen, allen ſeinen Verordnungen auf's pünktlichſte nachzukommen. Die Koſt erhalten die Kranken aus der Küche des Herrenhauſes ſelbſt, und man darf alſo darauf zählen, daß ſie nicht bloß gut, ſondern auch der Krankheit entſprechend iſt. Ja ſogar Wein, und dieß iſt ein koſtbarer Artikel auf einer Plantage, wird verabreicht, wenn der Arzt es befiehlt, und überdem kommt nicht ſelten ein Beſuch vom Herrenhauſe, ſei es nun eine Tochter oder ein Sohn, oder gar der Herr mit der Herrin ſelbſt, um nach dem Kranken zu ſehen und ihm etwas „Extra" zur Stärkung mitzubringen. Allein nicht bloß die wirklich Erkrankten werden gut behandelt, ſondern die Geſundheitspflege erſtreckt ſich noch viel weiter und man ſucht faſt

immer den Krankheiten zuvorzukommen. Darum iſt es auch eine Seltenheit, wenn die Neger in der ungeſunderen Jahreszeit dem ſchlechten Wetter ausgeſetzt werden, und überdem ſorgt der Overſeer dafür, daß ſie ſich, beſonders im Sommer, in dem durch die Plantage führenden Flüßchen von Zeit zu Zeit baden, damit durch die Unreinlichkeit keine körperlichen Nachtheile erwachſen. Beſonders rückſichtsvoll behandelt man die ſogenannten „Mutterſclavinnen", d. h. diejenigen unter den Negerweibern, welche viele Kinder gebären, und ſie, die für eine Plantage von ſo ungeheuer großem Nutzen ſind, dürfen ſicher ſein, regelmäßig an naßkalten Tagen oder bei großer Hitze zu Hauſe bleiben zu dürfen, ſowie ſie auch von aller anſtrengenden Arbeit überhaupt dispenſirt werden. Doch nicht bloß ſie genießen dieſes Vorzuges, ſondern auch die übrigen Weiber und Mädchen, beſonders die kränklichen und ſchwächlichen, und bei der geringſten Kleinigkeit wird Doktor und Apotheke zu Hülfe gerufen. Wie ſtimmt nun aber dieſe Sorgfalt mit jenen Fabeln von willkürlicher Tyrannei überein, deren wir oben erwähnten?

Deſſen ungeachtet ſind die Neger auf einer Plantage weit ſchlimmer daran, als in freien Staaten ſelbſt der ärmſte und elendeſte Weiße, denn dieſer ſteht unter dem Geſetze und kann für alles, was er thut, nur durch das Geſetz abgeurtheilt werden, während der Sclave nur allein von dem Machtſpruch des Overſeers und ſeines Herrn abhängt. Vergehen gegen die beſtehende Ordnung kommen in der ganzen Welt vor, alſo natürlich auch unter der Nigger-Bevölkerung; allein wie werden nun derartige Vergehen bei den Sclaven geahndet? In den freien Staaten wirkt man dahin, die Menſchen durch moraliſchen Einfluß in

Zucht und Ordnung zu erhalten, und wenn es nicht anders geht, ſo ſtraft man mit Entziehung der Freiheit d. h. mit Gefängniß. Wo dächte man aber hieran unter den Niggern? Für ſie giebt's nur eine einzige Strafart, nemlich Schläge oder überhaupt körperliche Züchtigung. Wir ſprechen übrigens hier nicht von den ſchwereren Verbrechen gegen die menſchliche Geſellſchaft, als da ſind Mord, Nothzucht, Einbruch, Raub und Brandſtiftung, denn dieſe werden bei den Sclaven ohne weiteres mit dem Tode geahndet; ſondern wir meinen vielmehr die leichteren Vergehen, worunter beſonders drei eine Hauptrolle ſpielen, nämlich Faulheit, Diebſtahl und Fluchtverſuch. Das Verbrechen der Faulheit, alſo des „Zuwenigarbeitens" oder des „Garnichtarbeitenwollens" kommt natürlich in einer Negerbevölkerung von drei, vier oder fünf hundert „Stücken" faſt jeden Tag vor, und ebenſo häufig iſt „kleiner Diebſtahl", denn die Neger ſtehlen wie die Ratzen. Seltener ereignet ſich ein wirklicher Fluchtverſuch und zwar ſchon deßwegen, weil die Nigger einſehen, wie ſchwer es iſt, aus den Sclavenſtaaten zu entkommen; allein ein „Sprechen von der Flucht", eine „Verabredung zu derſelben" kommt doch wenigſtens hie und da vor, und ſchon die „vermuthete" Vorbereitung einer ſolchen Verabredung wird als ein Verbrechen betrachtet. Ueberdieß verſucht es manchmal der Eine oder der Andere unter der jüngern Nigger-Generation ſich nächtlicher Weile und ohne Erlaubniß auf eine benachbarte Plantage hinüber zu ſchleichen, um dort einer von ihm geliebten Niggerin ſeinen Beſuch abzuſtatten, und natürlich iſt ein ſolcher Verſuch ebenfalls ſtraffällig. Doch auf welche Weiſe werden nun alle dieſe Vergehen abgeſtraft? Immer und immer nur mit körperlicher Züchtigung!

Die gewöhnlichſte Art dieſer Züchtigung iſt „die Strafe des Peitſchens“ und nur in ſchwereren Fällen greift man zu härteren Torturen. Die Peitſche kann als ein künſtliches Stück Arbeit gelten und beſteht aus einem kurzen, kaum zwei Fuß langen ſchweren Stiel, deſſen Handhabe noch überdieß meiſt mit Blei gefüllt wird. An dieſem Stiel hängt eine aus ſchmalen Streifen hart gegerbter Bockshaut feſt geflochtene Schnur, welche oben am Stiel beinahe die Dicke eines Daumens hat, unten an der Spitze aber ganz dünne wird, und zuletzt in eine aus gezwirnter Nähſeide geflochtene Treibſchnur ausläuft. Die Länge der Treibſchnur beträgt nur neun bis zehn Zoll, die der ganzen Peitſchenſchlinge aber zehn bis eilf Fuß, und man kann ſich daher wohl denken, daß die Handhabung eines ſolchen Inſtrumentes eine gar große Uebung erfordert. Ebendeßwegen exerciren ſich auch die Herren Overſeers „in der Kunſt, die Peitſche zu führen“, viele Monate, ja Jahre lang, bis ſie es endlich zur Virtuoſität bringen, und ſie haben zu dieſem Zwecke in ihrem Privatiſſimum an einem Nagel in der Zimmerdecke eine ausgeſtopfte Figur hängen, welcher ſie Hoſen von Hirſchleder anziehen. An dieſer menſchenähnlichen Figur nun, welche ſich, weil freihängend, nach jedem Hiebe bewegt, üben ſie ſich in ihren Feierſtunden insbeſondere Sonntags, und erſt wenn ſie ſo weit gekommen ſind, daß ſie eine Fliege, welche ſich auf irgend einem beliebigen Theile des Pſeudomenſchen niedergelaſſen hat, zu treffen verſtehen, dürfen ſie ſich rühmen: „Scientific Whippers“ (dieß iſt die wiſſenſchaftliche Bezeichnung für die Sache) d. h. „kunſtgerechte Peitſcher“ geworden zu ſein. Dann aber, wenn ein Overſeer eine ſolche Geſchicklichkeit erlangt hat, wird ihm ein Fehlhieb

gar nie vorkommen, ſondern er trifft vielmehr immer genau den Fleck, den er treffen will, und auf jeden Hieb durchſchneidet die ſeidene Spitze das Fleiſch des Schlachtopfers ſo haarſcharf und ſicher, wie das feinſt geſchliffene Meſſer. Ein Neuling, oder überhaupt „ein Laie im Handwerk", könnte vielleicht einem Nigger mit einem einzigen Hiebe ein Auge ausſchlagen, ſo daß der Schwarze hiedurch um Hunderte von Thalern weniger werth würde, und jedenfalls wäre er nicht ſicher, ob ſeine Hiebe den Getroffenen nicht auf Wochen in's Bett und auf die Krankenliſte, wodurch dem Herrn ein bedeutender Schaden erwüchſe, bringen würden; allein ein „Scientific Whipper" läßt ſich eine derartige Tollpatſchigkeit nicht zu Schulden kommen, ſondern applicirt dem zu beſtrafenden Nigger nur ſolche Hiebe, welche „als unſchädlich" betrachtet werden dürfen. „Unſchädlich" ſagen wir, denn wenn auch ein Peitſchenhieb Haut und Fleiſch bis auf den Knochen durchſchneidet, ſo daß der Getroffene vor wahnſinnigem Schmerz laut aufheult, ſo hindert eine ſolche Wunde denſelben doch nicht am Gebrauche ſeiner Glieder und überdieß läßt ſie, wenn wieder geheilt, faſt keine Spuren zurück. Sieht man nun ein, warum ein Overſeer auf ſeine Fertigkeit in der Führung der Peitſche faſt noch ſtolzer iſt, als ein Piſtolenſchütze auf die Kunſt, ein Licht mit der Kugel zu ſchneutzen, ohne die Flamme auszulöſchen?

Was nun die Anwendung der Peitſche betrifft, ſo findet dieſelbe beinahe tagtäglich ſtatt, denn jede Nachläſſigkeit eines Niggers zieht wenigſtens einen, wenn nicht zwei Hiebe nach ſich. Etwas ſchwerere Vergehen werden mit drei oder vier, Diebereien und Widerſpenſtigkeiten aber mit ſechs oder noch mehr Hieben geahndet. Ueber

zwanzig Streiche „auf einen Sitz“ applicirt der Overſeer jedoch nur äußerſt ſelten oder gar nie, aus Furcht, es könnte eine ſolch' harte Strafe der Geſundheit ſchaden, denn hierauf natürlich, d. h. auf die „Nichtentwerthung“ eines Sclaven, ſowie auf ſeine „immerwährende Arbeitsbefähigung“ muß vor Allem Rückſicht genommen werden. In der Hitze der Leidenſchaft mag hie und da etwas geſchehen, was beſſer unterbliebe; allein auf „beſſeren“ Plantagen wird gar kein „leidenſchaftlicher“ Overſeer angeſtellt. Im Allgemeinen alſo wird ſich das Maaß der Strafen, welche den Negern zuertheilt werden, nach der Bildungsſtufe des Herrn richten, welcher die Plantage eignet, ſowie auch nach den Sitten und Gebräuchen des Staates, in welchem derſelbe lebt, und je mehr ein Pflanzer darauf Anſpruch macht, ein Mitglied der feinen Geſellſchaft d. h. ein Gentleman zu ſein, um ſo weniger wird er erlauben, daß man ſeine Neger bei jeder Gelegenheit züchtige. Im Gegentheil weist ein Solcher ſeinen Overſeer meiſtentheils an, die Strafen bei den Negern „zuſammenkommen“ zu laſſen, d. h. die verſchiedenen vorgekommenen Fehler, Nachläſſigkeiten und Vergehen alle Abende zu notiren und dann einmal in der Woche, alſo etwa am Samſtage, einen großen Straf- und Gerichtstag abzuhalten. Das iſt das beſte und gerechteſte Verfahren, und gerade auf den Pflanzungen, wo dieſer Brauch eingeführt iſt, fühlen ſich die Neger am wohlſten, denn ein Sclave kann, wenn er heute durch Leichtſinn oder Faulheit einen Fehler beging, denſelben morgen durch Fleiß und ſorgfältige Arbeit wieder ausgleichen und demnach erlebt man es nicht ſelten, daß der eine oder der andere Nigger auf einer ſolchen Plantage durch zehn Jahre hindurch nicht gepeitſcht wurde.

Ob aber auch nur Einer aus der Sclavenbevölkerung „für ſein ganzes Leben" total ohne Hiebe durchkommt, möchten wir doch ſehr bezweifeln.

Härtere Strafen als die Peitſchenſtrafe kommen nur in ſchwereren Fällen, alſo bei größeren Diebſtählen und beſonders bei Entweichungsverſuchen vor. Sobald nemlich ein Oberaufſeher ſich überzeugt zu haben glaubt, daß ein Sclave durchzubrennen beabſichtige, legt er ihm ſogleich Fußeiſen und Handfeſſeln an. Möglicherweiſe ſteckt er ihn auch in die ſogenannten „Stocks", oder wendet er die „Neck-Yokes" an, lauter Tortur-Inſtrumente, welche er in ſeiner Spaßhaftigkeit „Jewelry" oder „Geſchmeide" zu nennen pflegt. Die Fußeiſen und Handſchellen kennt der Leſer ohne Zweifel wenigſtens vom Hörenſagen und wir brauchen daher keine Beſchreibung derſelben zu geben; um ſo unbekannter dagegen dürfte man in Deutſchland mit den „Neck-Yokes und Stocks" ſein, denn dieſe dürfen mit Recht als eine ureigenthümliche Erfindung der amerikaniſchen Sclaven-Aufſeher bezeichnet werden. Erſtere, die „Neck-Yokes" oder „Nacken-Joche" ſind eine Art hölzerner Ochſen-Joche mit eiſernen Ringen, zwiſchen welche der Nigger ſeinen Hals ſtecken muß, und wiegen immerhin ihre dreißig bis vierzig Pfund. Trotzdem nun aber ein Menſch, der einen ſolchen „Schmuck" zu tragen gezwungen iſt, ſich nur äußerſt mühſelig und ſchwerfällig bewegen kann, ſo wird er vom Overſeer dennoch genöthigt, ſeine ganze gewöhnliche Arbeit zu verrichten, und wenn er je einmal nachläſſig werden ſollte, ſo geben ihm tüchtige Peitſchenhiebe die nöthige Aufmunterung. Noch grauſamer ſind die „Stocks" zu deutſch die „Klötze". Dieſe beſtehen eigentlich aus nichts anderem, als aus einem dicken, breiten eichenen Brette oder viel-

mehr aus einer unzerbrechlichen Diele, in welcher ſich drei ein halb Fuß hoch vom Boden ein rundes Loch befindet, das groß genug iſt, um Kopf und Hals eines Menſchen durchzulaſſen. Wird nun der Nacken des zu Strafenden hier hinein gezwängt, ſo muß der arme Geſelle natürlich ganz krumm gebückt ſtehen und ſchon „dieſes Gebücktſtehen" verurſacht nach kurzer Zeit große Schmerzen. Damit iſt aber der grauſame Overſeer noch nicht zufrieden, ſondern er bringt vielmehr im Rücken ſeines Opfers noch ein anderes ähnliches Brett an, das mit zwei kleineren Löchern verſehen iſt, und durch dieſe zwei Löcher nun werden die Hände des Negers geſteckt, um ſie ſofort mit feſten Stricken zuſammen zu binden. Eine ſolche Stellung hält auch der kräftigſte Menſch nur wenige Stunden aus, und die gewöhnliche Folge iſt, daß er in Convulſionen und Krämpfe verfällt, welche ſeinem Leben bald ein Ende machen müßten, wenn man ihn nicht ſofort losſchnallte. Letzteres geſchieht aber natürlich augenblicklich, ſobald die Convulſionen eintreten, denn man will den Sclaven nicht „tödten", ſondern blos „ſtrafen". Zu bemerken iſt noch, daß die Stocks, weil der Neger bei Tage arbeiten muß, ſtets nur zur Nachtzeit angewandt werden, und daß daher immer ein anderer Sclave bei dem Sträfling wachen muß, um den Overſeer ſogleich zu benachrichtigen, wenn die Krämpfe ſich einſtellen. Noch andere Strafen ſind die ſogenannten „Fußſchrauben" oder das „Aufziehen am Daumen", zwei Tortur-Arten, die auch in Deutſchland früher bekannt waren; allein man wendet ſie längſt im ganzen Süden nirgends mehr an, und, um die Wahrheit zu ſagen, greift man auch nur in den äußerſt ſeltenſten Fällen zu den Stocks und Neck-Yokes. Ja ſogar die Handſchellen und Fußeiſen kamen auf den meiſten

Plantagen ſchon vor Jahren außer Brauch, denn ſelbſt der grauſamſte und jähzornigſte Pflanzer denkt daran, daß das Nachſchleppen ſolcher eiſerner Gewichte einen Neger krank oder doch unfähig zur Arbeit machen muß, und — kranke oder ſchwächliche Sclaven können einem Pflanzer nichts nützen! Nur allein wenn ein Sclave ſich flüchtig gemacht hat, giebt es keine Gnade. Dann werden die Bluthunde losgelaſſen, welche augenblicklich die Spur des ſchwarzen Wildes verfolgen, und nun beginnt eine Hetzjagd, von der man bei uns keinen Begriff hat. Hunderte betheiligen ſich daran und durch Dick und Dünn, bei Sturm und Wind, bei Tageslicht oder Dunkelheit geht's vorwärts, den ſuchenden Bluthunden nach. Wehe aber dem armen Verfolgten, wenn er erwiſcht wird, denn entweder muß er ſein Leben auf der Stelle laſſen, oder wird er ſo mißhandelt, daß die Narben der empfangenen Schläge, Schüſſe, Hiebe und Riſſe, Zeitlebens an ihm ſichtbar bleiben! Das „Fliehen" iſt ja das ärgſte Verbrechen, welches ein Nigger begehen kann, und ebendeßwegen wird es als keine Grauſamkeit angeſehen, wenn man einen ſolchen „vogelfreien Höllenbraten" auf der Stelle wie einen Hund niederſchießt! In jeglicher anderen Beziehung aber wird zugegeben werden müſſen, daß ſogar auf den heruntergekommenſten Pflanzungen die Behandlung der Schwarzen eine keineswegs ſo furchtbar grauſame iſt, als man ſich in Europa gewöhnlich einbildet. Umgekehrt jedoch iſt auch der Satz richtig, daß alle Milde der Behandlung, ſelbſt auf den beſten Pflanzungen, nicht etwa davon herrührt, weil man „human" verfahren will, oder weil man dem Leibeigenen das „geſetzliche" Recht zugeſteht, auf eine humane Behandlung Anſpruch machen zu dürfen, ſondern nur allein

davon, daß man ſein Eigenthum geſund, kräftig und preiswürdig erhalten will!

So ſchmählich nun aber auch in dieſer Beziehung der ſchwarze Leibeigene im ganzen Süden daſteht, ſo iſt doch die Art und Weiſe, wie man den Neger „erzieht“, noch weit ſchmählicher. Von ſittlicher und geiſtiger Ausbildung deſſelben weiß man nemlich im ganzen Süden durchaus gar nichts. Ein Sclave iſt ja nur dazu da, um zu „arbeiten“ oder ſich überhaupt ſo viel als möglich „nutzbar zu machen“, und ſomit glaubt man allerdings für ſein körperliches Wohlbefinden die größte Fürſorge treffen zu müſſen, allein alles Weitere wäre vom Uebel und könnte am Ende ſtatt zum Frommen nur zum Schaden gereichen. „Schulunterricht“ giebt's alſo durchaus keinen, und man wird von allen auf einer Plantage arbeitenden Negern auch nicht Einen treffen, der vom Leſen und Schreiben oder gar vom Rechnen und anderen dergleichen Dingen nur das Geringſte verſtände. Leſen und Schreiben! Da könnte ja ein Nigger ſich ſelbſt einen Paß ſchreiben und damit durchgehen! Man muß nemlich wiſſen, daß ein jeder Sclave, der irgend wohin (vielleicht im Auftrage ſeines Herrn) über die Plantage, zu welcher er gehört, hinausgehen will, entweder vom Herrn ſelbſt oder doch vom Oberſeer, zum Beweiſe, daß er Erlaubniß hat, von Hauſe abweſend zu ſein, einen Paß oder Ausweis beſitzen muß, und daß jeder Weiße, er mag ſein, wer er will, nicht blos berechtigt, ſondern ſogar verpflichtet iſt, einem Neger, der ihm wandernd begegnet, den beſagten Ausweis abzufordern und ihn ſofort, wenn derſelbe mangelt, ſelbſt mit Gewalt in Verhaft zu nehmen, — wie könnte man alſo ſo thöricht ſein, einen Schwarzen im Leſen und Schreiben unterrichten zu laſſen, da ſich ja

der Burſche dann ſeinen Ausweis mittelſt der gefälſchten Unterſchrift ſeines Herrn ſelbſt anzufertigen im Stande wäre? Ueberdieß muß man nicht ſchon ohnehin vorausſetzen, daß ein Sclave, der im Stande wäre, Bücher zu leſen, bald über die Erbärmlichkeit ſeines Daſeins in's Klare käme, und es alſo in der Sclaverei nicht mehr aushielte, ſondern auf jede Gefahr hin durchgienge? Kurz alſo, vom Leſen- und Schreibenlernen darf beim Nigger keine Rede ſein, und (aus denſelben Gründen) ebenſowenig von moraliſcher oder religiöſer Ausbildung. Wo in aller Welt käme es alſo vor, daß man den Niggern auf einer Plantage die Erlaubniß ertheilte, in die nächſtgelegene Stadt zur Kirche zu gehen, und welcher Pflanzer wäre gar ſo thöricht, daß er ſeine Sclaven zu einem ſolchen Gange „anhielte?" Ein Schwarzer braucht nichts zu wiſſen, als daß er zum „arbeitenden Menſchenthiere" geboren iſt, und am Seelenheile der „rußigten Satanskinder" (ſo nennt ſie der Overſeer gewöhnlich) iſt ganz und gar nichts gelegen. Aber freilich, der Sinn für Gehorſam und Unterwürfigkeit ſollte doch in die Nigger „hineingepumpt" werden, und darum läßt ein ordentlicher Plantagenbeſitzer vier- oder fünfmal das Jahr hindurch einen Prediger auf ſein Beſitzthum kommen, welcher der ſchwarzen Brut das Wort Gottes zu verkünden hat. Doch worin beſteht nun dieſes Wort Gottes? In der Predigt vom Eſau, welcher ſein Erſtgeburtsrecht um ein Linſengericht verſchacherte, und in dem Nachweis oder vielmehr in der Behauptung, daß die ſchwarzen Menſchenkinder ſämmtlich Nachkommen des Eſau und demnach zu Sclaven geboren ſeien! In dieſem Sinne muß der Geiſtliche predigen, oder ſeine Freiheit, ſein Wohlergehen und ſogar ſein Leben ſteht in Gefahr denn vor nichts hat der Plantagenbeſitzer mehr

bange, als vor dem Gedanken, ſeine Sclaven könnten einmal zu dem Bewußtſein ihrer Lage kommen und aufrühreriſch geſtimmt werden. Gedenkt er doch unwillkürlich hiebei der wahnwitzigen Gräuelſcenen, welche ſeiner Zeit auf Sanct Domingo vorfielen, wohl wiſſend, daß dieſelben Gräßlichkeiten auch in den ſüdlichen Sclavenſtaaten ſich wiederholen müßten, wenn einmal das ſchwarze Element entfeſſelt und losgelaſſen wird! Darum geht auch all' ſein Streben dahin, die Neger in dem Zuſtande der Rohheit und Stupidität zu erhalten, in welchem ſie für jetzt noch befangen ſind, und wahrhaftig, davor braucht er keine Angſt zu haben, daß etwa der von ihm herbeicitirte Prediger die Nigger eines Beſſeren belehre, denn die Geiſtlichen des Südens ſind ja zum größten Theile ſelbſt Sclavenhalter, und blaſen alſo ganz in's Hörnlein der Baumwollenbarone. So wird denn die Bibel dazu benützt, um den ſchwarzen „Belialskindern" den Segen der Sclaverei begreiflich zu machen, und nie und nimmer fehlt es in jenen glorioſen Predigten an dem Beweiſe, daß Gott ſelbſt das Inſtitut der Leibeigenſchaft geſchaffen habe. Beſonders aber unterläßt es die fromme Schwarzkutte nie, den Niggern vorzuſtellen, wie ſie allein ihrem Herrn Nahrung und Kleidung verdanken, und wie ſie ihm alſo dafür den tiefunterthänigſten Gehorſam und die hundewedelndſte Verehrung ſchuldig ſeien. Natürlich! Denn, wenn Einer auf dieſe Art predigt, ſo wird er vom Edelherrn zur Tafel gezogen und erhält ein hübſches Trinkgeld mit auf den Weg; im umgekehrten Falle aber liefe er Gefahr, mit den Hunden von der Pflanzung fortgejagt zu werden. Wie wird es nun aber unter ſo bewandten Umſtänden mit dem Chriſtenthum der armen Schwarzen ſtehen? Der Leſer kann es ſich denken!

Getauft werden sie, aber Christ ist keiner! Ja man weiß eigentlich gar nicht, was sie für eine Religion haben! Den reinen alten Fetischglauben nemlich, den ihre Väter oder Großväter mit aus Afrika herüber brachten, haben sie keineswegs mehr, sondern nur noch Bruchstücke davon; allein nun mischen sie diese Bruchstücke mit den europäischen Sagen von Zauberern und Hexen so wundersam toll zusammen, daß ein ganz neuer Fetischmus entstand, welcher an Aberglauben und Unsinn Alles übertrifft, was in dieser Richtung in der Welt existirt!

Auf diese Art, halb Thier halb Mensch, leben im südlichen Theile Nordamerikas mehr als drei und eine halbe Million Neger. Sie alle gehören nur „einer und derselben Gattung" von Sclaven an, nemlich der Gattung der sogenannten „Feldsclaven", d. h. derer, welche die Baumwolle, den Indigo, den Reis, den Tabak und den Zucker zu bauen haben. Eine ganz andere Gattung jedoch bilden die „Hausſclaven", sowie die sogenannten „ausgemietheten Neger", und obwohl diese beiden letzten Spezies an Zahl verhältnißmäßig nicht sehr stark vertreten sind, denn es mögen ihrer zusammengenommen kaum mehr als achtmalhunderttausend sein, so müssen wir ihnen doch noch einen besondern Anhang widmen, da sonst der Leser das Niggerleben im Süden nicht „in allen seinen Theilen" kennen lernen würde. Sehen wir also zuerst nach den „Hausſclaven" im engern Sinne des Wortes!

Im ganzen Süden Nordamerikas kennt man keinen weißen Diener und keine weiße Dienerin. Ein Angloamerikaner, ein Franzose, ein Deutscher, ja selbst ein Irländer müßte sich vor Scham verkriechen, wenn er sich so weit heruntergäbe, einem andern „seines Gleichen" und

„ſeiner Race“ aufzuwarten oder körperliche Dienſte zu thun. Ueberdieß, wenn ſich auch vielleicht ein Irländer oder eine Irländerin fände, die ſich zu einem ſolchen Dienſte hergäbe, ſo könnte ſich doch die weiße Herrin und der weiße Herr nicht darein ſchicken, von weißen Händen Leiſtungen anzunehmen, die ſich einmal nach ſüdlichen Begriffen „für den Freien“ nicht ziemen. In den nördlicher gelegenen Sklavenſtaaten, d. h. in denen, welche an die freien Staaten grenzen (alſo in Delaware, Maryland, Nordvirginien, Kentucky und Miſſouri) ſind allerdings deutſche oder irländiſche Dienſtmädchen, ſowie auch männliche weiße Arbeiter nichts beſonders Seltenes; allein es kommt dieß daher, daß die Sclaverei dort nur ſehr ſchwach vertreten iſt, indem der Grund und Boden zum großen Theil Familien angehört, welche gar keine Sclaven halten. Wir wiſſen ja aus dem früher Geſagten ſchon, daß die genannten Staaten fähig ſind, die meiſten Erzeugniſſe der gemäßigten Zone hervorzubringen, und daß es demnach dem Farmer des Nordens möglich war, bis hierher vorzudringen und das von ihm erkaufte Land auf dieſelbe Weiſe zu bebauen, wie das Land in den freien Staaten. Hiedurch haben dieſe Staaten einen ganz andern Charakter angenommen, einen Charakter, welcher ſich mehr und mehr dem der weiter nördlich gelegenen Gegenden, in welchen gar keine Sclaverei geduldet wird, nähert, und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn es in Maryland, Miſſouri und ſo weiter viele Familien mit ihrer Dienerſchaft gerade ſo halten, wie die Bewohner Pennſylvaniens oder New-Yorks. Etwas ganz Anderes dagegen iſt es in den Baumwollenſtaaten, in welchen alles Land den Sclavenbeſitzern gehört. Hier ſchändet jede perſönliche Dienſtleiſtung den Weißen; denn

wozu hätte man ſonſt den Nigger, d. i. das menſchenähnliche Gethier, welches zum „Dienen“ geſchaffen wurde? Somit beſteht die ganze Dienerſchaft eines Hauſes, abſonderlich eines Herrenhauſes, nur allein aus Niggern, und es ließe ſich ein Plantagen-Beſitzer um keinen Preis von jemand Anderem bedienen, als nur allein von ſeinem ſchwarzen Kammerdiener. Ebenſo hält's die „Edelherrin“ mit ihren Zofen und Kammerfrauen, und auch die Söhne und die Töchter des Herrenhauſes wiſſen es nicht anders. Jedes Mitglied der Familie hat ſeinen eigenen ſchwarzen Leibdiener, und ſogar der Hauslehrer und die Gouvernantin, wenn ſolche Individuen da ſind, werden je mit einem eigenen farbigen Aufwärter bedacht. Ebenſo hält man es mit den Gäſten, welche längere Zeit bleiben, und es iſt mit einem Worte die ganze Bedienten- und Zofenwelt, alſo auch der Stand der Reitknechte, der Kutſcher, der Tafeldecker u. ſ. w. u. ſ. w. aus dem ſchwarzen Volke gebildet. Natürlich geſtaltet ſich nun aber das Schickſal eines Niggers, welcher in den unmittelbaren Dienſt der kleinen Hofhaltung des Baumwollenbarons berufen iſt, ganz anders als das Loos des Feldſclaven, welchen der Herr kaum ſieht und oft nicht einmal mit Namen zu nennen weiß. Den letzteren kauft man, wenn man ihn braucht, und verkauft ihn wieder, wenn er unnütze geworden iſt. Ueberdieß ſteht er nie unmittelbar unter dem Herrn oder einem Mitglied des Herrenhauſes, ſondern vielmehr unter dem Sclavenaufſeher und ſeiner grauſamen Ruthe. Der erſtere aber, der Hausſclave, hat es nur mit dem Beſitzer und der Beſitzerin der Plantage, nur mit dem jungen Herrn oder dem Edelfräulein oder einem andern Angehörigen des Herrenhauſes zu thun, und dem Overſeer ſteht keine Gewalt

über ihn zu. Seine „Stellung“ iſt alſo eine ganz andere, als die des Feldſclaven, da er von Niemanden Befehle anzunehmen hat, als nur allein von dem, den er bedient. Eben deßhalb aber wird auch ſeine „Behandlung“ eine ganz andere ſein, da ſich ja der Plantagen-Beſitzer mit ſeiner ganzen Familie und allen ſeinen Gäſten zu der ariſtokratiſchen Welt, d. h. zu der Claſſe der „allein Gebildeten“ rechnet und auch faſt ohne Ausnahme dazu gerechnet werden muß. Wie dürfte es ſich aber ein Gentleman erlauben, ſeine Sclavenbedienten zu malträtiren? Es wäre dieß eine Gemeinheit, ſo gut als eine Thierquälerei eine Gemeinheit iſt! Ueberdieß — hört nicht der Hausſclave Alles, was in der Familie geſprochen wird? Sieht er nicht Alles, was daſelbſt vorgeht? Iſt er nicht mit dem jungen Herrn oder der jungen Lady aufgewachſen, gerade wie ſein Vater mit dem alten Herrn und ſeine Mutter mit der verſtorbenen Lady aufwuchs, und kennt er alſo nicht alle die kleineren oder größeren Geheimniſſe, welche es in einer jeden Familie giebt? Weiter — gehörte nicht ſchon ſein Großvater in's Haus und iſt nicht ſeine ganze Generation mit dem Herrenhauſe ſo ſehr verwachſen, daß er ſich gar nicht anders denken kann, denn als ein Mitglied der Familie? Ja haben ſich nicht aus dieſen und andern Gründen der Herr und die Dame des Hauſes ſo ſehr an ihn gewöhnt, daß ſie ihn nicht nur nicht mehr entbehren können, ſondern daß es ihnen ſogar wahrhaft nahe gehen würde, wenn z. B. dem alten Herrn ſein „Sokrates oder Apollo“, dem jungen Herrn ſein „Cäſar oder Cicero“, der Lady ihre „Phillis oder Diana“, der Miß (dem Töchterlein des Hauſes) ihre „Lais oder Minerva“ ſterben würde? Der Hausſclave oder die Hausſclavin ſind alſo (wie wir bereits

in dem Aufſatz „über den Baumwollenbaron“ andeuteten) weniger Sclaven im ſtricten Sinne des Worts, als vielmehr vertraute Kamerdiener oder Kammerfrauen, und daher kommt es auch, daß ſie eine Anhänglichkeit an ihre Herrſchaft haben, welche man in Europa lediglich nicht begreift. Dieſe Anhänglichkeit geht nemlich ſo weit, daß ſich ein Hausſclave von ſeinem Herrn ſelbſt nicht um den Preis der Freiheit trennt; im Gegentheil, man hat Hunderte von Beiſpielen, daß ein ſolcher Nigger, wenn er mit ſeinem Herrn in einem freien Staate reiste und hiedurch das Recht bekam, ſich von nun an als freien Mann zu betrachten, deſſenungeachtet von der Freiheit keinen Gebrauch machte, ſondern vielmehr dem Pflanzer wieder auf die Plantage zurückfolgte. Ja ſogar dann, wenn es hie und da ſchon der Geſellſchaft der Abolitioniſten, als den geſchworenen Feinden der Sklaverei, gelang, einen Hausſclaven „zum Durchbrennen“ nach dem Norden, d. h. in die Freiheit, zu veranlaſſen, kam die Reue faſt regelmäßig über ihn, und er kehrte, ſobald ſich die rechte Gelegenheit fand, mit Luſt und Freude in die Gefangenſchaft zurück. War ſie ihm doch als liebe Heimath mehr werth, als das Athmen in einem freien Lande! In der That aber, — kann man ihm eine ſolche Denkungsweiſe verübeln, da er ja, wenigſtens in materieller Beziehung, ſich meiſt weit beſſer ſtellt, als der freie Diener des freien Herrn in einem der freien Staaten? Seine Arbeit iſt gering, faſt für nichts anzuſchlagen; die Behandlung iſt ſanft, ſogar vertraulich, und über Eſſen und Trinken kann er ſich noch weniger beklagen, da er ja den Abtrag von des Herrn Tiſche erhält. Somit mag ihm allerdings, theoretiſch betrachtet, die Freiheit fehlen, aber die praktiſche Freiheit oder vielmehr das praktiſche Wohlergehen

beſitzt er in vollem Maße. Von körperlicher Mißhandlung weiß er kaum etwas, denn wenn je eine Strafe für ihn nöthig wird, ſo verhängt ſie der Herr oder die Herrin ſelbſt, und dieſe natürlich züchtigen nicht mit der Rohheit des Overſeers, ſondern vielmehr mit „gebildeten“ Händen! Die härteſte Strafe für ihn iſt übrigens nicht körperliche Züchtigung (denn was kann ihm an ein paar Ohrfeigen, einem gelinden Rippenſtoße oder was dergleichen mehr iſt, viel liegen?) ſondern vielmehr die Drohung, zu den Feldſclaven verſtoßen zu werden. Eine ſolche Strafe betrachtet er gerade ſo, wie der Ruſſe eine Verbannung nach Sibirien, und er würde ſicherlich die allerhärteſten Schläge oder gar die Neck-Yokes und Stocks einer ſolchen Exilirung vorziehen. Zum Glück für ihn jedoch kommen ſolche „Verſtoßungen“ nur äußerſt ſelten oder vielmehr nur dann vor, wenn der Hausſclave ſich „unverbeſſerlich“ zeigt, d. h. wenn er eine üble Gewohnheit oder ſchlimme Eigenſchaft, vielleicht eine perpetuirliche Trägheit oder eine noch ſchlimmere Hinneigung zur Dieberei und Naſcherei, die ihm beſonders gern eigen zu ſein pflegt, nicht abzulegen vermag. Noch ſeltener ſind die Verkäufe von Hausſclaven, denn für gewöhnlich wird die ganze Familie eines ſolchen Niggers vom Jungen bis zum Greiſe, vom lallenden Mädchen bis zur alten Matrone, „als unveräußerliches Gut des Herrenhauſes“ betrachtet. Ja, es iſt der Stolz nicht blos des Sclaven, ſondern auch des Herrn ſelbſt, daß ihre Großväter und Urgroßväter einander ſchon angehört haben, und es müßte ein Plantagen-Beſitzer gar furchtbar tief herabgekommen ſein, wenn er einen der Diener des Hauſes, deſſen Mutter oder Großmutter vielleicht ſeinen eigenen Vater oder Großvater auf den Armen getragen, um ſchnö-

den Gelderwerbs willen auf den Markt brächte. Wie könnte es also unter solchen Umständen einen Hausſclaven nach der Freiheit, die ihm ſeiner Bildungsſtufe gemäß eine ganz unbekannte Größe iſt, gelüſten?

So ſteht es mit den Hausſclaven, etwas anders aber iſt es mit den ſogenannten „ausgemietheten Sclaven“, welche wir faſt durchweg nur allein in den Städten des Südens zu ſuchen haben. In dieſen nemlich (Dörfer, d. h. Gemeinſchaften von Bauern, welche das Land bebauen, gibt es in den ſüdlichen Staaten keine, weil der ganze Grund und Boden den Plantagenbeſitzern gehört) leben viele reiche Leute, welche ihr Vermögen in „Sclaven“ hinein ſtecken, gerade wie ein Anderer ſein Geld in einem kaufmänniſchen Geſchäft, in Häuſern oder auch in Werthpapieren anlegt. Wir könnten derartige reiche Leute auch mit einem Stallmeiſter vergleichen, welcher ſein Capital zum Erwerb eines Leibſtalles verwendet, denn ein ſolcher hält ſeine Pferde, nicht um ſelbſt darauf zu reiten, ſondern vielmehr um ſie „auszuleihen“, und gerade ſo und nicht anders macht es auch ein Städter, der „in Sclaven“ ſpeculirt. Er „leiht ſeine Nigger aus“, um ſein Geld ſtatt auf ſechs oder zehn, auf zwanzig oder dreißig Prozent zu bringen! An Leuten aber, welche Sclaven miethen wollen, fehlt es nie, ſondern im Gegentheil die Nachfrage iſt immer ſehr ſtark. Im ganzen Süden nemlich gibt es, wie wir ſchon oben bemerkten, keine weiße freie Diener, da ſich ein jeglicher Weißer brandmarken würde, wenn er ſich zu einem ſolchen Poſten hergäbe, und darum ſind z. B. in einem Hotel, einem Kaffeehaus, einer Badeanſtalt u. ſ. w. alle Bedienſteten ohne Unterſchied Sclaven. Der Koch iſt's ebenſo gut als der Aufwärter,

die Garderobeaufſeherin wie die Wäſcherin, der Marqueur wie der Zimmerkellner, und ſogar die höheren Poſten, wie eine Oberkellnerſtelle, werden ohne Ausnahme nur von Farbigen verwaltet. Gerade ebenſo ſteht es mit den Ausläufern und Hausknechten der kaufmänniſchen Geſchäfte, ſowie mit den Arbeitern in den Docks, an den Werften u. ſ. w., und die Diener und Dienerinnen der Privatleute, ſowie die Kutſcher und Portiers gehören ebenfalls nur allein der ſchwarzen Race an. Ja ſelbſt die meiſten Handwerker, als da ſind die Schmiede, die Schreiner, die Barbiere u. ſ. w. u. ſ. w. können keine andere Gehülfen bekommen, als nur allein Nigger! Nun verſteht es ſich aber von ſelbſt, daß nicht Jedermann ſo viel Geld beſitzt, um die ihm nöthigen Schwarzen zu kaufen, ſondern gar Viele ſind darauf angewieſen, die Hände, deren ſie bedürfen, zu „miethen", und zahlen dann für einen ſolchen gemietheten Sclaven „ſo und ſo viel" per Tag, per Woche, per Monat, per Jahr. Dieſen Gehalt aber bezieht der Sclaveninhaber und ſtellt ſich dabei gewöhnlich ſehr gut, da ſchon für einen gewöhnlichen Diener ſelten unter dreißig bis vierzig Dollars nebſt freier Station im Monat Miethzins bezahlt wird. Theurer natürlich ſind die Nigger, welche ſich nicht blos auf die gröbere Arbeit, alſo auf das Laſttragen u. ſ. w. verſtehen, ſondern welche mit Pferden umzugehen, das Raſiermeſſer zu handhaben, oder gar die Servirkunſt auszuüben wiſſen. An einer Verlockung, Miethſclaven zu halten, fehlt es alſo nicht; allein damit der Sclave einen „Impuls" habe, recht fleißig zu ſein und recht viel zu verdienen, nimmt ihm ſein Herr nur eine gewiſſe, im Voraus unter ihnen abgemachte Summe ab, und den Ueberverdienſt darf dann der Nigger in die

Tasche stecken. Allerdings hätte der Herr das vollkommenste Recht, „Alles“ zu nehmen, was der Sclave verdient, aber wenn er dieß thäte, würde dann nicht der letztere am Ende lässig? Oder würde er es nicht wenigstens unterlassen „ein Uebriges“ zu thun? Darum liegt es nicht bloß in der „Billigkeit“, sondern sogar im „Vortheile“ des Herrn, seinem Sclaven einen Theil des Verdienstes zu lassen, und eben aus demselben Grunde macht nicht selten ein städtischer Sclaveneigenthümer einen Contract mit seinen Niggern oder seinen Niggerinnen, kraft welches sie ihm jährlich „so und so viel“ abzuliefern haben, alle Ueberschußeinnahme aber als Eigenthum behalten dürfen. In diesem Fall ist es dem Sclaven gänzlich freigestellt, ein Geschäft zu treiben, welches er will, und sich nutzbar zu machen, auf welche Weise es ihm gut dünkt; natürlich jedoch unter der Bedingung, daß die Arbeit eine „städtische“ ist, d. h. daß der Nigger oder die Niggerin die Grenzen der Stadt, in welcher der Eigenthümer lebt, nicht überschreite. Letzteres ist strengstens verboten, und würde nicht bloß als ein Fluchtversuch angesehen, sondern auch ebenso streng geahndet, wie der Entweichungsversuch eines Schwarzen von einer Plantage. Trotzdem aber gibt ein Contract der genannten Art einem Nigger mehr Freiheit, als je irgend ein anderer Sclave hat, denn er macht ihn in gewissem Sinne „zu seinem eigenen Herrn“. Hat ja doch ein solcher Sclave „eigenes Vermögen“, welches er nach Belieben zu seinem Nutzen oder Vergnügen verwenden darf! Ist ja doch sogar in seinem Contracte „der Preis, um den er sich loskaufen kann,“ regelmäßig schon zum Voraus festgesetzt, so daß er jedes Jahr genau weiß, wie viel Zeit er noch arbeiten muß, um seine Freiheit zu erlangen!

Hieraus folgt, daß der ausgemiethete Sclave auf der freieſten Stufe des Sclaventhums ſteht, denn es bleibt ihm ſogar überlaſſen, Leſen und Schreiben zu lernen und ſich überhaupt ſo auszubilden, wie es der Beruf, welchen er ſich erwählt, mit ſich bringt. Außer der wöchentlichen oder monatlichen Geldlieferung an ſeinen Herrn und außer der Verpflichtung, die Stadt nicht zu verlaſſen, iſt er in allen ſeinen Bewegungen ungehindert, und, wenn es ſo iſt, ſollte man nun nicht meinen, er werde ſofort alle ſeine Kräfte anſtrengen, um ſo ſchnell als möglich ſo viel zurückzulegen, als er zur Erlangung ſeiner vollkommenen Freiheit bedarf? Sicherlich glaubt jeder Europäer, ſo und nicht anders müſſe der Neger denken, und zwar um ſo mehr, als ſchon eine fortgeſetzte Sparſamkeit von fünf Jahren einem tüchtigen Burſchen die Freiheit erwürbe; allein deſſen ungeachtet iſt jener Glaube „erfahrungsgemäß“ ein ganz falſcher, denn der Neger denkt nicht an die Freiheit, ſondern nur an den Genuß.

Dieß bringt uns auf den letzten Punkt, welchen wir noch bei unſerer Schilderung des Sclavenlebens in Nordamerika zu berühren haben, wir meinen den Punkt, wie der Nigger ſeine Exiſtenz auffaßt. Ohne Zweifel meint der Leſer, das Gefühl, ein Leibeigener zu ſein, werde auf jeden Sclaven ſo erdrückend wirken, daß derſelbe ſeine Tage in Jammer und Elend hinbringe; allein um es ehrlich zu ſagen, ſo gibt es im großen Allgemeinen keinen fröhlicheren und leichtſinniger in die Zukunft hineinlebenden Menſchen auf der Welt, als einen Negerſclaven. Es iſt gerade, als ob er ſein ganzes Leben hindurch ein gutmüthiges Kind bliebe, und es kann ihn daher ſchon die geringſte Kleinigkeit, auch wenn er gerade erſt eine harte

Strafe ausgeſtanden hat, zum luſtigſten Menſchen umſtimmen. Man ſollte es kaum glauben, aber deßwegen iſt es doch Thatſache, daß z. B. eine außerordentliche Fleiſchration, welche man den Feldſclaven einer Plantage reicht, oder auch ein Fäßchen Syrup, das man ihnen ſpendet, einen gewöhnlichen „Werktag“ in einen „Feſttag“ umzuwandeln im Stande iſt, und ohnehin wird der Samſtag Abend, weil nun die Wochenarbeit vollendet iſt, auf faſt jeder Pflanzung gerade ſo fröhlich hingebracht, als bei uns zu Lande der Abend einer Kirchweihe oder Hochzeit. Kommen aber gar vollends Tage, an welchen mit Erlaubniß des Herrn vollſtändig gefeiert, d. h. gar keine Arbeit gethan werden darf, wie z. B. am Chriſttag, am Neujahr, am Unabhängigkeitsfeſt (am 4. Juli), an Waſhingtons Geburtstage u. ſ. w., oder auch bei der Hochzeit einer Tochter des Hauſes, bei einer Kindtaufe in der Herrenfamilie u. ſ. w. u. ſ. w., und wird noch überdieß an einem ſolchen Tage eine „Extraremuneration“ in Trank und Speiſe gegeben, ſo iſt das Vergnügen ſo groß, daß man ſich bei uns zu Lande ganz und gar keinen Begriff davon machen kann. Gleich am Morgen verſammeln ſich dann die Nigger auf einem freien Platze ihres Dörfchens, und das „Bagno“, ein Mittelding zwiſchen Guitarre und Zither, wird hervorgeholt, wenn nicht gar eine alte Geige oder ein anderes derartiges Inſtrument. Alſobald beginnt nun das Tanzen, oder vielmehr das Hüpfen und Springen, und bis tief in die Nacht hinein dauert die Luſt, denn am Tanzen, ſowie am Muſiciren und Singen kann ein Farbiger nie genug kriegen. Ja, förmlich ausgelaſſen werden dieſe Naturkinder, und zwar ſo toll ausgelaſſen, daß ihre Fröhlichkeit uns Europäern geradezu verrückt er-

7.

„Poſten“ oder das Duell auf die neue Mode.

Die Art und Weiſe, wie man ſich in Europa duellirt, iſt bekannt. Man ſchießt ſich oder man ſchlägt ſich, d. h. man geht entweder auf Piſtolen oder auf Säbel los, und dann iſt die Geſchichte abgemacht. Einen tödtlichen Ausgang hat ein ſolches Duell nur ſelten, beſonders wenn man den Säbel oder auch den Stoßdegen zur Waffe gewählt hat, ſondern es kommen vielmehr für gewöhnlich nur Verwundungen vor, die nach einer Kur von vier Wochen höchſtens die Spur von einer kleinen Narbe zurücklaſſen.

Ganz anders dagegen iſt es in Amerika. Hier nemlich kennt man weder ein Duell auf Piſtolen, noch ein ſolches auf krumme Säbel, und ſowohl ein Yankee als ein Südländer würde im höchſten Grade verblüfft ſein, wenn man ihn auf die in Europa übliche Weiſe zum Zweikampfe forderte. Deßwegen iſt das Duell aber doch eingebürgert, und wenn auch in den nördlichen Staaten derlei „Selbſtrechtverſchaffungen“ etwas weniger oft vorkommen, ſo ſind dagegen die Südländer um ſo mehr bereit, ſtatt mit Gründen der Vernunft — oder mit Beweiſen vor dem Tribunal — mit den Waffen in der Hand ihre

Behauptungen aufrecht zu erhalten. Ja dieſelben beſitzen ſogar ein ſo feines Ehrgefühl, daß ſie über die geringſte Kleinigkeit in Wuth gerathen und ihren vermeintlichen Beleidiger in die andere Welt zu ſchicken bereit ſind. Der gewöhnliche Menſch allerdings, d. h. derjenige, welcher nicht zur „feinen Geſellſchaft“ gehört, läßt es nur ſelten zu einem wirklichen Duell kommen, ſondern nimmt ſich vielmehr ſeine Genugthuung gleich auf der Stelle, d. h. er zieht im ſelben Momente, in welchem der Conflict entſteht, ſeinen Revolver — ein Revolver iſt eine fünf, ſechs oder acht Schüſſe enthaltende Drehpiſtole, — und ſchießt ſeinen Gegner ohne Weiteres nieder. Der gebildete und höher ſtehende Mann dagegen, alſo der „Gentleman und Baumwollenbaron“ hat (obwohl er ſich durch ſeine Heftigkeit nur zu leicht ebenfalls zum Revolvergebrauch hinreißen läßt) eben ſo gut ſeinen Comment, als nur irgend ein Studenten- oder Offiziers-Corps in Europa. Dieſer Comment heißt „the South Carolina-Code of honor“, zu deutſch „die in Süd-Carolina übliche Zweikampfsregel“, und iſt zwar vielleicht noch nie abgedruckt worden, lebt aber doch in allen Herzen der Ritter der ſüdlichen Staaten, denn man muß wiſſen, daß Süd-Carolina oder der Palmetto-Staat, wie man ihn gewöhnlich nennt, in der ganzen Sclavenregion für das Urbild der Ritterlichkeit gilt. Was ſchreibt nun aber dieſer Comment vor? Nichts anderes, als das Duell „auf Rifles“, oder das auf „Bowie-Meſſer“, oder endlich „das Poſten“; lauter Kampfarten, von denen man bei uns zu Lande ganz und gar nichts weiß.

Am meiſten Aehnlichkeit mit unſerem Piſtolen-Duell hat noch der Zweikampf „auf Rifles“, denn der Endzweck

iſt ebenfalls kein anderer, als der, daß man ſeinem Gegner womöglich vorher eine Kugel in den Leib jagt, ehe man von ihm todtgeſchoſſen wird. Die Waffe dagegen iſt keine Piſtole, ſondern vielmehr eine gut gezogene Büchſe, mit der man ganz wohl auf drei- oder vierhundert Gänge ſein Ziel zu treffen im Stande iſt, obwohl natürlich bei einem Duell von einer „ſolchen“ Entfernung der Gegner keine Rede iſt. „Piſtolen und zehn Schritte Diſtance“ klingen allerdings recht mörderiſch; allein das Fehlſchießen kommt dabei weit öfter vor, als das Treffen. Büchſen dagegen finden bei einer Diſtance von dreißig oder vierzig Schritten ihr Ziel beinahe regelmäßig. Eben deßwegen ſchreibt auch der Comment vor, daß nicht etwa, wie bei uns, der Beleidigte den erſten Schuß hat, ſondern man drückt vielmehr auf das Commando des Unparteiiſchen „à tempo“ los, ohne daß jedoch das förmliche Zielen verboten wäre, und ſomit iſt das Reſultat gewöhnlich keineswegs zweifelhaft, ſondern es fällt entweder der Eine oder Andere, wenn nicht gar beide Gegner zum Tode getroffen werden.

Als einen Spaß darf man daher ein „Rifles-Duell“ ganz und gar nicht betrachten; allein deßwegen iſt doch der Zweikampf auf „Bowie-Meſſer“ noch weit ernſthafter. Dieſes letztere Inſtrument wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem edlen Südländer mit Namen James Bowie erfunden, und beſteht aus einem kurzen ſtarken Heft nebſt einer Klinge, welche genau zwölf und einen halben Zoll lang iſt und hinten am Schaft eine Breite von dreiviertel Zoll, auf dem Rücken aber eine Dicke von zwei Linien hat. An der Spitze wird ſie zweiſchneidig und erhält dort zugleich eine leichte Krümmung, damit ſie, wenn aus der Wunde herausgezogen, um ſo

tödtlicher wirke. James Bowie lebte am Red-River, d. i. am rothen Fluſſe im damaligen Louiſiana-Gebiete, wo es bekanntlich vor ſiebzig Jahren noch ziemlich wild herging, und ſtand zu einem mexikaniſchen Creolen, der ſo zu ſagen den Teufel im Leibe hatte, in tödtlicher Feindſchaft. Er befürchtete alſo, von letzterem gemeuchelmordet zu werden, und legte ſich nie ſchlafen, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu ſein. Allein in die Länge hielt er ein ſolches qualvolles Daſein nicht aus, ſondern beſchloß vielmehr, demſelben auf dieſe oder jene Weiſe ein Ende zu machen. Demgemäß forderte er ſeinen Gegner auf Tod und Leben heraus, ließ ihm aber nach ächter Ritterart die Wahl der Waffen. Was that nun der wilde Mexikaner? Er erklärte, nur allein auf das von Bowie erfundene Meſſer losgehen zu wollen, und zwar ſollte Jeder von ihnen in vollkommen nacktem Zuſtande und mit keiner andern Waffe in der Hand, als dem beſagten Bowie-Meſſer, mittelſt eines langen Riemens an einen feſten Pfahl gefeſſelt werden, jedoch ſo, daß man den Gebrauch ſeiner Hände und Füße frei hätte und ſich in einem Umkreis von zehn Schritten bewegen könnte, um dem Gegner zu Leibe gehen zu können. Ohne Zweifel glaubte er, James Bowie werde auf einen ſolchen tollen Zweikampf nicht eingehen; allein hierin irrte er ſich vollkommen, denn der ritterliche Amerikaner war ſogleich bereit, auf die beſagte Weiſe zu fechten. Es wurde alſo Tag und Stunde ausgemacht und jeder der beiden Duellanten brachte fünfundzwanzig Freunde mit, die dafür zu ſorgen hatten, daß alles mit rechten Dingen zugehe. Man ſchlug nun in einer Entfernung von zehn Schritten auf offenem Felde zwei feſte Pfähle, welche ein einzelner Mann unmöglich

ausreißen konnte, in den Boden, zog ſodann jedem der beiden Gegner ſeine ſämmtlichen Kleider aus, und feſſelte ſchließlich mit je dreißig Schuh langen ledernen Riemen den Einen an dieſen, den Andern an jenen Pfahl. Darauf gab man ihnen die Bowie-Meſſer in die Hand und der Unparteiiſche kommandirte: „Los!“ Wie die Katzen ſchlichen ſie ſofort um einander herum, und Jeder ſuchte ſeinem Feinde das Meſſer in den Leib zu ſtoßen. Allein ſo leicht ging die Sache nicht, denn ſie waren Beide in der Führung der Waffen äußerſt gewandt, und deckten ſich überdieß mit dem linken Arme, wie mit einem Schilde. Längere Zeit ſchien es, als wollte gar nichts Ernſthaftes herauskommen, und obwohl ſie beide aus leichten Wunden bluteten, ſo ſaß doch kein Stoß tiefer oder gar tödtlich. Endlich aber wurde der Mexikaner wild und jagte dem James Bowie ſein Meſſer tief in den vorgeſtreckten linken Arm, ſo daß er ihm Muskeln und Adern zugleich zerſchnitt, und nun hielten die meiſten Umſtehenden den Amerikaner für verloren. Doch fiel die Sache gerade umgekehrt aus und eben die tödtlich erſcheinende Wunde war es, die denſelben rettete. Er hatte nemlich eine ſo furchtbare Gewalt über ſich ſelbſt, daß er es durch das feſte Anziehen der Muskeln, in welche ſich das Meſſer eingebohrt hatte, dem Mexikaner unmöglich machte, ſeine Waffe zurückzuziehen, und nun ſtieß er demſelben, der hiedurch wehrlos geworden war, das eigene Meſſer ſo tief in die Bruſt, daß er alsbald todt zuſammenſank! Auf dieſe Art endete das erſte Bowie-Meſſer-Duell und man kann ſich nun wohl denken, daß die ritterlichen Südländer dieſe neue Art zu fechten mit Begeiſterung ergriffen, weßhalb auch noch jetzt Zweikämpfe der beſagten Art nur zu häufig vorkommen.

Iſt nun aber ein Duell auf Rifles „faſt“ regelmäßig und ein Duell auf Bowie-Meſſer „ganz“ regelmäßig für den einen oder den andern der beiden Theile todbringend, ſo muß die dritte Art von Zweikampf, welche man in Amerika im Brauche hat, geradezu „ein Morden“ genannt werden. Dieſe dritte Art iſt das ſogenannte „Poſten“, ein Wort, für welches es weder einen deutſchen, noch einen franzöſiſchen, noch einen italieniſchen Ausdruck gibt. Ja nicht einmal die Engländer wiſſen, was „Poſten“ heißt, obwohl das Wort engliſchen Urſprunges iſt! „Post“ als Subſtantiv bedeutet nemlich einen Pfoſten oder Pfahl, und als Zeitwort gebraucht heißt es anbinden oder anheften. So ſagt man alſo: „to post a bill“, wenn man irgendwo an eine Mauer oder an ein Haus einen Zettel anklebt, und dieſes Zettelankleben kommt (wie auch bei uns) bei allen möglichen Gelegenheiten, z. B. wenn Jemand ein Concert gibt oder wenn ſich eine Kunſtreitergeſellſchaft produzirt u. ſ. w. u. ſ. w., vor. Ganz neu jedoch iſt der Gebrauch, welchen man im ſüdlichen Nordamerika (in den nördlichen Staaten weiß man nichts von der Sache) von dem beſagten Zettelankleben oder „Poſten“ macht. Sobald nemlich ein ritterlicher Südländer einen Feind bekommt, den er nicht blos haßt, ſondern auch verachtet, und den er daher auf die allerſchimpflichſte Weiſe aus der Welt bringen möchte, ſo thut er ihm die Ehre einer Herausforderung nicht mehr an, ſondern er ſchreibt vielmehr alle die Schandthaten und Laſter ſeines Gegners mit großen Lettern auf einen immenſen Bogen Papier und klebt dieſe Schmähſchrift irgendwo auf einem öffentlichen Platze an eine Mauer oder ein Haus, an welchem den Tag über recht viele Menſchen vorüber kommen. Natürlich bleibt

nun Jeder, der vorüberkommt, unwillkürlich ſtehen, wenn er den Zettel ſieht, und ſtudirt ihn von oben bis unten, ſo daß die ganze Geſchichte alsbald in der ganzen Stadt ruchbar wird. Hieraus folgt mit Nothwendigkeit, daß derjenige, deſſen Schande an die Mauer geklebt iſt, hierüber unmöglich lange im Ungewiſſen bleiben kann. Im Gegentheil wird er von ſeinen Freunden im Augenblicke davon benachrichtigt, daß er ein „Gepoſteter" ſei, und nunmehr weiß er, was er zu thun hat. Alsbald macht er ſich — ſo ſchreibt es der Code of honor vor — mit Revolver und Bowie-Meſſer, vielleicht ſogar mit einer Büchſe bewaffnet, auf und geht auf den Platz, an welchem der Zettel angeklebt iſt, um denſelben herabzureißen. Allein das Ding geht nicht ſo leicht, als man glaubt, denn — ſo ſchreibt es der Code of honor abermalen vor — hart neben dem Zettelanſchlag ſteht der „Poſter" mit der geſpannten Piſtole in der einen und mit dem gezückten Meſſer in der andern Hand, bereit, den Gegner, ſobald derſelbe die Hand zum Abreißen des Zettels ausſtreckt, zu erdolchen oder niederzuſchießen. Kaum jedoch ſieht dieß der „Gepoſtete", ſo macht er ebenfalls von ſeinen Waffen Gebrauch, und nun geht's an ein Schießen und Stechen, daß es eine wahre Freude iſt. Man rückt einander auf den Leib und ſucht ſich gegenſeitig ſo bald als möglich kalt zu machen; die vielen Umſtehenden aber (denn natürlich zieht ein ſolch' prächtiges Schauſpiel immer eine Menge von Neugierigen herbei) bilden einen weiten Kreis, aus welchem die beiden Kämpfer unmöglich ausbrechen können, und das Ende vom Liede iſt faſt regelmäßig, daß „Poſter" wie „Gepoſteter" entweder ganz oder doch halb todt weggetragen werden. Alſo verlangt es der berühmte „South Carolina code of honor", und wehe

dem, welcher feig genug wäre, ſich nicht darnach zu richten! Er wäre verachtet ſein Leben lang; ja er könnte ſogar unmöglich mehr exiſtiren, denn alle Gentlemen würden vor ihm ausſpucken. Dennoch kommt es hie und da vor, daß ein „Gepoſteter" ſein Leben mehr liebt, als ſeine Ehre, und der Leſer erlaube uns, ihm einen derartigen Fall zu erzählen, damit er über die ganze Sitte oder vielmehr Unſitte in's Klare komme.

Der beſagte Vorfall ereignete ſich in Fayette-Ville im Staate Nordcarolina, unweit der Grenze von Südcarolina. Dort lebten zwei junge Männer, die ſich perſönlich ſehr nahe ſtanden, indem der Eine die Couſine des Andern geheirathet hatte; allein deßwegen gab es doch nie einen größeren Gegenſatz, als den zwiſchen Colonel Armſtrong und Major Aubry. Letzterer nämlich, deſſen Voreltern (wie ſchon der Name beſagt) Frankreich ihr Vaterland nannten, war von feuriger, nobler Gemüthsart, hatte aber dieſes ſein Temperament vollkommen in ſeiner Gewalt, und wurde von Jedermann als ein ſolider und tüchtiger Bürger hochgeſchätzt. Den Titel Major beſaß er nicht, weil er ihn etwa auf dem Felde der Ehre verdient hätte, ſondern vielmehr, weil er, wie alle Gentlemen des Südens, einen höheren Poſten in einem Milizregimente begleitete, und es hinderte ihn dieſer Titel alſo nicht, ein friedfertiges kaufmänniſches Geſchäft (wenn wir nicht irren, eignete er eine große Holzſchneidemühle und verband damit einen Engros-Bretterhandel) zu betreiben. Der Colonel dagegen, ein Mann von kaum dreißig Jahren, verachtete als der Sohn eines reichen Pflanzers, deſſen Beſitzung nur wenige Meilen von Fayette-Ville entfernt lag, jede kaufmänniſche Handthierung auf's tiefſte, und widmete ſein Leben „dem edlen Nichtsthun". Seinen Auf-

enthalt hatte er nur „zeitweiſe“ in der Stadt, indem er für gewöhnlich auf der Plantage ſeines Vaters wohnte; wenn er ſich übrigens in Fayette-Ville aufhielt, ſo trieb er ſich ganz allein mit Gentlemen ſeines Gleichen herum und ſchlug den Tag mit Jagen, Reiten, Spielen, Damenbeſuchen und was dergleichen mehr iſt todt. Das Wort „Solidität“ kannte er ſo zu ſagen nur dem Namen nach, um ſo mehr aber die Renommiſterei und Bramarbaſie, und ob er gleich ebenſo wenig Pulver gerochen hatte, als ſein Vetter Aubry, ſo pochte er doch auf ſeine Obriſten-Würde, als wäre das Heldenthum ſeine Haupteigenſchaft. Kurz, er war, was man ſagt, ein Roué oder vornehmer Taugenichts, und wurde deßhalb von dem achtbaren Theil der Einwohnerſchaft mit ziemlicher Geringſchätzung angeſehen, während er umgekehrt unter ſeinen Cumpanen, ſowie unter einem gewiſſen Theile der Frauenwelt eine um ſo hervorragendere Rolle ſpielte. Warum auch nicht? Er hatte ja Geld im Ueberfluß und fiel noch überdieß durch ſeine kräftigen Körperformen in die Augen!

Unter ſolchen Umſtänden kann man ſich wohl denken, daß Armſtrong und Aubry, obwohl ſie in naher Verwandtſchaft zu einander ſtanden, nur wenig zuſammenkamen, indem der erſtere am liebſten Kneipen liederlicher Art, ſowie Tanz- und Spielhäuſer aufſuchte, während der letztere, wenn er ſein Geſchäft abgemacht hatte, im eigenen Hauſe bei Weib und Kindern die für ihn angenehmſte Erholung fand. Wollte es übrigens je der Zufall, daß ſie ſich in Geſellſchaft oder auf der Straße trafen, ſo grüßten ſie ſich nur kalt und wechſelten höchſtens die allernothwendigſten Worte. Eines Tages nun begab es ſich, daß Aubry in einem öffentlichen Kaffeehauſe auf einen Geſchäftsfreund zu

warten hatte und gerade daſelbſt eintrat, als Armſtrong mit mehreren ſeines Gelichters ebenfalls hereinſtürmte. Die letzteren ſtellten ſich am Schenktiſche auf, und Armſtrong, welcher wie gewöhnlich den Splendiden ſpielte, forderte nicht nur ſeine Cumpane, ſondern alle im Zimmer Anweſenden zu einem „Trink", d. h. zu einem gemeinſchaftlichen Trunk, auf. Die ſämmtlichen Herren folgten der Aufforderung; denn es gilt als Beleidigung, dieſelbe auszuſchlagen; nur allein Aubry, welcher ſich mit einer Zeitung in der Hand an's Fenſter geſetzt hatte, ſtand nicht auf, ſondern fuhr ruhig fort zu leſen.

„Wollen Sie keinen Trink mit mir nehmen, Maſter Aubry?" fragte nun Colonel Armſtrong mit lauter Stimme.

„Ich danke," erwiederte Aubry, „und ich hoffe, Sie werden mich entſchuldigen, da mir meine Geſundheit nicht erlaubt, Morgens ſchon Brändy zu nehmen."

„Dann nehmen Sie Sodawaſſer oder was Ihnen ſonſt beliebt," entgegnete der Andere mit noch lauterer Stimme, der man den verhaltenen Zorn wohl anhörte.

„Ich danke nochmals," verſetzte darauf der Major kaltblütig, „bitte aber, es als keine Beleidigung von meiner Seite anzuſehen."

„You damned dirty french Puppy, Du gottverfluchter ſchmutziger franzöſiſcher Lümmel," ſchrie nun der Colonel wüthend, und warf das Glas, welches er in der Hand hielt, nach ſeinem Vetter, jedoch ohne ihn zu treffen.

Jedermann erwartete jetzt, der Major werde, wie es der Code of honor vorſchreibt, einen Revolver aus der Taſche ziehen und auf den Beleidiger ſchießen, weßhalb auch die Freunde des Letzteren alsbald vorſprangen, um

ſich zwiſchen die beiden Kämpfer zu werfen; allein zum größten Erſtaunen aller Anweſenden ſtand Aubry ganz ruhig auf und verließ den Salon, ohne ein Wort zu ſagen.

„Der Feigling, der elende, niederträchtige Feigling,“ brüllte ſofort Colonel Armſtrong, und ſeine Kameraden pflichteten ihm, wie natürlich, bei.

„Du mußt den Kerl tüchtig durchprügeln,“ rief Einer von ihnen; „vielleicht bekommt er dadurch den Muth, ſich wie ein Mann zu benehmen.“

Hierauf gieng der Obriſt augenblicklich ein, denn er glaubte ſich nicht blos ſeinem Vetter an Körperſtärke durchaus überlegen, ſondern hoffte auch, daß dieſer als ein Mann des Friedens ſogleich nach dem erſten Schlag Ferſengeld geben werde. Somit wurde alsbald das Nöthige verabredet, d. h. man beſchloß, daß Armſtrong dem Aubry, wenn dieſer Abends von ſeinem Comptoir nach Hauſe gehe, auflauren, und ihm, während die Andern zuſähen, eine tüchtige Tracht Schläge zukommen laſſen ſolle, damit derſelbe auf ewig von der Grobheit, einen Trink auszuſchlagen, geheilt werde.

Geſagt, gethan! Am ſelbigen Abend noch ſtellte ſich Armſtrong an einer Straßenecke, welche Aubry nothwendigerweiſe paſſiren mußte, auf, und ſeine Feunde warteten der Dinge, die da kommen ſollten, hinter einem Thorgange verborgen. Ruhigen Schrittes und ohne etwas Arges zu denken, kam Aubry herbei, allein wie er um die Ecke bog, fiel ſein Gegner über ihn her und ſchlug ihn mehrmals heftig in's Geſicht. So überraſcht nun aber auch der Ueberfallene war, ſo faßte er ſich doch gleich wieder und ſtellte ſich ſeinem Feinde muthvoll entgegen. Ja, es gelang ihm ſogar, obwohl er keineswegs den kräftigen Körper

beſaß, deſſen ſich Armſtrong rühmen konnte, dieſem letzteren, deſſen ganzer Muth, wenn man die Sache beim rechten Licht betrachtete, in Großmauligkeit beſtand, die Schläge heimzugeben und ihn ſchließlich zur Flucht zu nöthigen. Der ſchändliche Ueberfall hatte alſo für Colonel Armſtrong ein ganz anderes Reſultat, als er gehofft hatte, und das Schlimmſte bei der Sache war, daß nicht blos das große Publikum, als die Schlägerei ruchbar wurde, dem Aubry in jeglicher Beziehung Recht gab, ſondern daß auch die Beſſeren unter den bisherigen Spießgeſellen und Cumpanen des Colonel, denen dieſer bisher durch ſeine anſcheinende Ritterlichkeit ſowie durch den Reichthum ſeines Vaters zu imponiren gewußt hatte, an ihm zu zweifeln anfingen. Doch brachte er es bei Vielen durch Freigebigkeit ſo ziemlich wieder in's alte Geleis, und er ſpielte alſo nach wie vor den Roué und Taugenichts; die wahrhaft Gebildeten des Städtchens aber verachteten ihn von nun an nicht mehr blos wegen ſeines liederlichen Lebenswandels, ſondern auch wegen der offenbaren Feigheit, die er in dem Handel mit Aubry bewieſen hatte.

Einige Wochen ſpäter hatte Aubry eines Prozeſſes wegen vor Gericht zu erſcheinen. Um was es ſich bei dieſem Prozeß handelte, wiſſen wir nicht mehr, und es iſt dieß auch von gar keinem Belang für unſere Erzählung. Um ſo mehr Gewicht aber müſſen wir darauf legen, daß unter den Zeugen, welche ſein Gegner ſtellte, ſich auch der Name des Colonel Armſtrong befand, denn dadurch wurde, wie wir gleich ſehen werden, der Haß zwiſchen ihm und dem letzteren auf die höchſte Höhe getrieben. Sobald nemlich Armſtrong von dem vorſitzenden Richter aufgefordert wurde, ſich auf den Zeugenſtand zu begeben und den üblichen Eid

zu leiſten, proteſtirte Aubry laut und offen dagegen, indem er zugleich ohne Scheu erklärte, er ſchenke der Ausſage ſeines Vetters, auch wenn ſie derſelbe zehnmal beſchwöre, lediglich keinen Glauben.

„Und warum thun Sie das?“ fragte der Richter. „Sie wiſſen, daß man Niemanden ohne Grund als Zeugen verwerfen darf.“

„Ich verwerfe ihn, weil er ſein ganzes Leben hindurch, wie ich mit Dutzenden von Beiſpielen belegen kann, gewohnt war, nur ſeiner Leidenſchaft, nie aber den Geſetzen des Rechts und der Religion zu folgen,“ erwiederte Aubry äußerſt gelaſſen, „und überdieß iſt er ſo ſehr mein perſönlicher Feind, daß es ihm, wenn er mir dadurch ſchaden kann, nach ſeiner eigenen Ausſage auf einen Meineid nicht ankommt.“

Eine tiefere Beleidigung, als dieſe, konnte es nicht geben, und Armſtrong mußte, wenn er nicht vor der Welt auf ewig entehrt und gebrandmarkt daſtehen wollte, nothwendig blutige Genugthuung nehmen. Er fühlte dieß auch und machte deßhalb Miene, als ob er ſeinen Revolver ziehen und auf ſeinen Vetter ſchießen wolle; allein die Gerichts-Perſonen, ſowie verſchiedene andere Anweſende ſprangen dazwiſchen und verhinderten jeden perſönlichen Angriff. Armſtrong verließ alſo augenblicklich den Gerichtsſaal, ſchwur jedoch laut, daß Aubry ſeiner Rache nicht entgehen werde, und natürlich glaubte nun Jedermann nicht anders, als daß er ſeinem Vetter augenblicklich eine Herausforderung zuſchicken würde. Allein hievor hütete er ſich gar wohl, und der ganze Tag ging vorüber, ohne daß Aubry irgend ein Zeichen erhielt, auf welche Art ſich ſein Gegner zu rächen geſonnen ſei. Kaum aber

war er Abends nach Hauſe gekommen, ſo erhielt er einen Brief, angeblich aus dem erſten Hotel des Städtchens, worin ihn ein Newyorker Kaufherr eines abzuſchließenden größeren Handels wegen zu einer kurzen Beſprechung auf ſein Zimmer einlud, indem es ihm Unwohlſein unmöglich mache, zu Aubry zu kommen. Letzterer kannte den Schreiber des Briefes nicht perſönlich und ebenſo wenig ſeine Handſchrift, allein die Firma, in deren Namen der Brief abgefaßt war, hatte einen guten Klang und ſomit dachte er nicht im geringſten daran, daß ihn Jemand myſtifiziren wolle, ſondern nahm ſeinen Hut, um den Fremden ſofort aufzuſuchen. Seine Gattin allerdings fand es auffallend, daß ihn der Fremde noch ſo ſpät Abends zu ſich in's Hotel beſcheide, und wollte alſo das Weggehen ihres Gemahles nicht dulden; allein dieſer verwarf ihre Bedenken und gab ihr nur in ſoferne nach, daß er, was er ſonſt nicht im Brauche hatte, ſeine Waffen zu ſich ſteckte. Er ging alſo, doch kaum hatte er ſich ein paar hundert Schritte von ſeinem Hauſe entfernt, ſo fielen plötzlich vier Kerle über ihn her, welche unter einem hier befindlichen Schuppen verborgen auf ihn gelauert hatten. Die Burſche waren zwar nicht mit Schießgewehren, wohl aber mit Brügeln und Meſſern bewaffnet, und ihre Abſicht ſchien, ihn zuerſt niederzuſchlagen, um ihm dann, wenn er betäubt am Boden liege, die Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen. Das erſtere gelang ihnen jedoch nicht; denn ſobald ſie Aubry aus ihrem Verſteck hervorrennen ſah — ſo weit man nemlich in der Dunkelheit ſehen konnte —, machte er einen Satz nach rückwärts und feuerte dann alle fünf Schüſſe ſeines ſchnell gezogenen Revolvers hinter einander auf ſie ab. Alſobald fiel Einer der Angreifer, die

Andern aber gaben deßwegen doch nicht Fersengeld, sondern drangen, wie er jetzt beim Sternenlicht deutlich genug erkennen konnte, mit blinkenden Messern auf ihn ein. Schon glaubte er sich verloren, allein in diesem Augenblicke rannte sein Diener, welchen ihm die ängstliche Gattin heimlich nachgeschickt hatte, unter großem Geschrei herbei, und nun wußten die Meuchelmörder nichts besseres zu thun, als so schnell sie ihre Füße trugen, davon zu eilen. Ja ihre Eile war so groß, daß sie sogar ihres gefallenen Kameraden vergaßen und denselben liegen ließen, wo er lag! Jetzt öffneten sich auch die Fensterläden der nächsten Häuser und einige Stimmen fragten, was es gebe. Man muß nemlich wissen, daß im ganzen Süden, in den größeren wie in den kleineren Städten, nächtliche Ruhestörungen und Pistolenschüsse etwas ganz Gewöhnliches sind und daß sich deßhalb nicht leicht Jemand verlocken läßt, um solcher Kleinigkeiten willen seine Wohnung zu verlassen. Auch in dem gegebenen Falle würde also kein Mensch dem Aubry beigestanden sein oder auch nur nach der Ursache des Tumults gefragt haben, wenn nicht der Diener desselben ein so mächtiges Hülfegeschrei erhoben hätte. Nun aber kamen, als Aubry die Frage: „was es gebe," mit der Bitte, ihm Licht zu bringen, beantwortete und zugleich seinen in der ganzen Stadt bekannten Namen nannte, einige Männer mit Fackeln herbei und man leuchtete sofort dem Kerl, welchen der Schuß Aubry's niedergestreckt hatte, in's Gesicht. Was zeigte sich nun aber? Nichts anderes als das verzerrte Antlitz eines im Todeskampfe ringenden Niggers! Dem Elenden war eine Kugel mitten durch die Brust gedrungen und obwohl er noch Zeichen des Lebens von sich gab, so konnte er doch keine der

war er Abends nach Hauſe gekommen, ſo erhielt er einen Brief, angeblich aus dem erſten Hotel des Städtchens, worin ihn ein Newyorker Kaufherr eines abzuſchließenden größeren Handels wegen zu einer kurzen Beſprechung auf ſein Zimmer einlud, indem es ihm Unwohlſein unmöglich mache, zu Aubry zu kommen. Letzterer kannte den Schreiber des Briefes nicht perſönlich und ebenſo wenig ſeine Handſchrift, allein die Firma, in deren Namen der Brief abgefaßt war, hatte einen guten Klang und ſomit dachte er nicht im geringſten daran, daß ihn Jemand myſtifiziren wolle, ſondern nahm ſeinen Hut, um den Fremden ſofort aufzuſuchen. Seine Gattin allerdings fand es auffallend, daß ihn der Fremde noch ſo ſpät Abends zu ſich in's Hotel beſcheide, und wollte alſo das Weggehen ihres Gemahles nicht dulden; allein dieſer verwarf ihre Bedenken und gab ihr nur in ſoferne nach, daß er, was er ſonſt nicht im Brauche hatte, ſeine Waffen zu ſich ſteckte. Er ging alſo, doch kaum hatte er ſich ein paar hundert Schritte von ſeinem Hauſe entfernt, ſo fielen plötzlich vier Kerle über ihn her, welche unter einem hier befindlichen Schuppen verborgen auf ihn gelauert hatten. Die Burſche waren zwar nicht mit Schießgewehren, wohl aber mit Brügeln und Meſſern bewaffnet, und ihre Abſicht ſchien, ihn zuerſt niederzuſchlagen, um ihm dann, wenn er betäubt am Boden liege, die Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen. Das erſtere gelang ihnen jedoch nicht; denn ſobald ſie Aubry aus ihrem Verſteck hervorrennen ſah — ſo weit man nemlich in der Dunkelheit ſehen konnte —, machte er einen Satz nach rückwärts und feuerte dann alle fünf Schüſſe ſeines ſchnell gezogenen Revolvers hinter einander auf ſie ab. Alſobald fiel Einer der Angreifer, die

wie leicht es in Amerika iſt, auch dem ſtrikteſten Geſetze eine Naſe zu drehen, beſonders wenn man Familienverbindungen hat und überdieß das Geld nicht zu ſparen braucht. Somit konnte Aubry ſo zu ſagen gewiß ſein, daß ſein Gegner, auch wenn er ihn noch in der Nacht verhaften ließ, ſich ſchon am andern Morgen gegen Bürgſchaft wieder auf freiem Fuß befinden werde und dann abermals Gelegenheit habe, ihm auf dieſe oder jene Weiſe nachzuſtellen. Ueberdieß, auch den günſtigſten Fall, nemlich den, daß Armſtrong vor die Geſchworenen geſtellt werde, angenommen, — war er denn dann ſicher, daß die Jury ein Verdict gegen denſelben ausſpreche, beſonders da wenigſtens kein directer Beweis vorlag? Der Colonel brauchte ja blos zu läugnen, daß er mit dem Attentate irgend etwas zu thun gehabt habe; er brauchte blos Zeugen herbeizubringen, daß er ſich die ganze Zeit von der Scene in der Gerichtsſitzung an bis an den ſpäten Abend auf einem ganz entfernten Schauplatze befunden habe, ohne mit irgend einem der Sclaven ſeines Vaters in Verbindung getreten zu ſein — und ſolche Zeugen herbeizubringen, konnte ihm, wie Aubry recht wohl wußte, bei der großen Menge von käuflichen Subjecten, die ſich in den Städten des Südens herumzutreiben pflegen, keineswegs ſchwer fallen, — — wie dann? Dieſes Alles überlegte der ſchwer Beleidigte mit klarem Sinne, und ſomit kam er endlich zu der Ueberzeugung, daß ihm, wenn er für immer Ruhe haben wolle, nichts übrig bleibe, als das Geſetz ſelbſt in die Hand zu nehmen. Er faßte alſo einen feſten Entſchluß und legte ſich dann auf einige Stunden zur Ruhe, allein ſchon vor Tagesanbruch war er wieder auf den Beinen, und wir werden nun ſogleich ſehen, warum er ſich ſo frühe erhob, oder vielmehr

auf welche Weiſe er den die Nacht zuvor gefaßten Entſchluß in Ausführung brachte.

Das Städtchen Fayette-Ville hat, ſo klein es iſt, doch auch ſeine eigene City-Hall, das heißt ſein Rathhaus, vor welchem ſich ein ziemlich freier Platz ausdehnt, und hier auf dieſem freien Platze, ſowie auf dem mit hölzernen Säulen verzierten Portikus deſſelben pflegen ſich gewöhnlich neugierige Tagdiebe vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend herumzutreiben. Kaum jedoch war an dem auf das Mordattentat folgenden Tage die Sonne aufgegangen, ſo ſah man vor der City-Hall eine ganz ungewöhnlich große Menge Menſchen verſammelt, welche ſich alle auf's eifrigſte beſprachen und unverwandt nach einer der Säulen des Porticus hinblickten. Was konnte man denn nun aber da Beſonderes erſchauen? Nichts Anderes, als ein ungeheures, mit großen Lettern beſchriebenes Placat, das faſt den dritten Theil der Säule bedeckte! Und wer ſtand neben der Säule? Niemand anders, als der Major Aubry, der dort einer Statue gleich Poſto gefaßt hatte! Er ſah bleich aus, wie wenn er die halbe Nacht durch gewacht hätte; aber deßwegen lag doch ein merkwürdiger Zug von Entſchloſſenheit in ſeinem Geſichte, und ſein ſcharfes Auge blickte ſo ernſt umher, daß man keinen Augenblick an ſeinem Muthe zweifeln konnte. In der rechten Hand, welche er unter dem zugeknöpften Rocke halb verborgen hielt, blitzte es wie der Lauf eines Piſtoles oder Revolvers, und ein anderes ähnliches Mordinſtrument ſah gleich dem Hals einer Flaſche aus einer ſeiner Bruſttaſchen hervor. So ſtand er unbeweglich und ohne ein Wort zu ſprechen, ſein düſteres Auge aber wandte ſich

raſtlos nach allen Seiten, wie wenn er einen Feind erwartete, von welchem er ſich nicht überraſchen laſſen wollte.

»Posting, posting, der Major hat den Colonel gepoſtet,“ flüſterten ſich alle Umſtehenden mehr oder minder laut zu und deuteten mit den Fingern nach dem Anſchlagzettel.

Mit jeder Viertelſtunde mehrte ſich die Menſchenmenge, und Weiße wie Schwarze drängten ſich bunt durcheinander. Auf allen Geſichtern lag die höchſte Aufregung, und kein Menſch dachte daran, den Platz zu verlaſſen, ehe die Tragödie ihren regelrechten Verlauf genommen habe.

„Hier kommt er,“ rief von Zeit zu Zeit Einer aus der Menge, indem er nach einer gewiſſen Richtung hindeutete, und dann richteten ſich natürlich alle Augen dorthin. Aber immer zeigte es ſich, daß man ſich getäuſcht habe, denn der, den man von dort her ſich nähern ſah, war nicht der erwartete Colonel, ſondern irgend ein Anderer, welcher in der Körperſtatur vielleicht einige Aehnlichkeit mit ihm hatte.

So vergingen mehrere Stunden und am Ende, als es gegen Mittag ging, hatte ſich faſt die ganze männliche Einwohnerſchaft vor dem Rathhauſe eingefunden. Unbeweglich ſtand immer noch Aubry an ſeiner Säule, aber der Colonel war auch jetzt noch nicht gekommen! Sollte derſelbe vielleicht gar nicht darüber unterrichtet ſein, daß er gepoſtet war? Oder hatte er ſich gar aus der Stadt entfernt und befand ſich alſo in der Unmöglichkeit ſich ſeinem Gegner zu ſtellen?

Keines von beiden! Der Obriſt war nicht bloß genau von Allem unterrichtet, ſondern befand ſich auch in der Stadt, und zwar im Barroom, das iſt in der Kneip-

und Rauchſtube des Hotels, in welchem er mit ſeiner Geſellſchaft alle Tage zuſammen zu kommen pflegte. Hier hatte er ſich ſchon in aller Frühe eingefunden und bei ihm waren ſeine gewöhnlichen Cumpane und Genoſſen, von welchen er natürlich über das Vorgehen Aubry's längſt benachrichtigt worden war. Offenbar befanden ſich Alle in großer Aufregung, denn ſie geſtikulirten und ſprachen faſt die ganze Zeit über wild durcheinander und mehr als zehnmal ſchon hatten ſie am Schenktiſch einen gemeinſchaftlichen Trunk zu ſich genommen, welchen regelmäßig der Colonel bezahlte. Merkwürdigerweiſe jedoch machte der Letztere gar keine Miene, den Salon zu verlaſſen, um ſich mit ſeinem Gegner zu meſſen, ſondern er begnügte ſich vielmehr damit, mit verſchiedenen ruhmredneriſchen Worten, ſowie mit Flüchen aller Art um ſich zu werfen und hie und da einige Worte vom Mittag als der Zeit, wo er ſeine Rache nehmen werde, zu murmeln. In ſeinem Blicke lag jedoch etwas Scheues und Aengſtliches, wie wenn es ihm nicht wohl bei der Sache wäre, und wenn auch ſein Geſicht bis an die Schläfe hinauf geröthet war, ſo konnte man doch nicht leicht unterſcheiden, ob dieß die Wirkung des Brändy oder aber ein Zeichen des Muthes ſei. Genug, er ließ den Mittag vorübergehen, ohne daß er irgend etwas Entſcheidendes unternommen hätte, und ſetzte dadurch die Geduld der Männer von Fayetteville auf eine harte Probe.

Inzwiſchen ſtieg die Aufregung in der ganzen Stadt mit jeder Minute höher und man ſchloß nicht blos alle Läden, ſondern ſtellte auch in den ſämmtlichen Werkſtätten die Arbeit ein; in den Wirthshäuſern dagegen herrſchte die regſte Thätigkeit, denn alle Welt wollte etwas Neues über

den Stand der Dinge erfahren. Woher aber ſollte man die Neuigkeiten bekommen, wenn nicht aus den Trinkſtuben? Bald ſpaltete ſich die ganze Einwohnerſchaft in zwei Parthien, deren eine ſich für Aubry erklärte, während die andere zur Fahne des Colonel ſchwur, und die Debatten wurden oft ſo hitzig, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, der Wortſtreit werde in Thätlichkeiten übergehen. „Er wird ſich ſtellen," ſchrien die Partheigänger des Obriſten, die ſogenannten „Gentlemen-Loafer", zu welchen der ſämmtliche Troß und Anhang der vornehmeren Sklavenzüchter zu rechnen war. „Nein, er wird ſich nicht ſtellen, denn er iſt nichts als ein feiger Bramarbas," ſchrien die Anderen, welche meiſt der ehrſameren Bürgerklaſſe angehörten. Weil nun aber ein ſolcher Widerſtreit herrſchte, ſo wußten beide Theile am Ende, um die Wahrheit ihrer Behauptung zu beweiſen, nichts beſſeres zu thun, als ſich mit Bowiemeſſern und Revolvern zu bewaffnen, damit ſie doch wenigſtens nicht wehrlos da ſtünden, wenn's über dem Wortſtreit zum Handgemenge komme.

Ehe es jedoch ſo weit kam, verbreitete ſich gegen drei Uhr Mittags das Gerücht, der Vater des Colonel, ein ſo ritterlich denkender Südländer, wie nur Einer, ſei im Hotel, in welchem ſein Sohn verweilte, angekommen, und nun eilte Alles vor dieſes Hotel, weil man nun hoffen durfte, daß, wenn ſich dieſes Gerücht beſtätige, endlich einmal zur That geſchritten werden würde. In der That konnte man ſich auch bald überzeugen, daß die Nachricht keine erfundene ſei, denn der alte Pflanzer war wirklich in aller Eile von ſeiner Plantage hereingefahren, als man ihn durch einen Expreſſen von der Sache unterrichtet hatte. „Jetzt muß es doch endlich losgehen," riefen nun alle Zuſchauer

wirr durch einander, „denn der alte Herr, welcher seiner Zeit gegen die Indianer gefochten, läßt den Schimpf des Postens nicht auf sich sitzen.“ Dessen ungeachtet ging wieder Stunde um Stunde vorbei, ohne daß der Colonel erschienen wäre, um den Zettel mit Gefahr seines Lebens abzureißen.

Was war nun aber, die wirkliche Ursache? Hielt vielleicht der Vater den Sohn, um dessen Leben zu sparen, davon ab, das Wagniß zu bestehen, oder war Letzterer in der That zu feige, um seinem Gegner auf den Leib zu rücken? Wir werden die Wahrheit sogleich erfahren, wenn wir uns in das Innere des Barrooms selbst begeben. Hier stand der alte Pflanzer, dessen Haare schon weiß zu werden begannen, mit zorngerötheten Wangen und mit Augen, die wie Blitze leuchteten. Mitten in der Stube stand er und hielt mit der ausgestreckten Rechten den Sohn fest; dieser Letztere aber sah unverrückt zu Boden und alle Röthe war aus seinem Gesichte verschwunden. „Du glaubtest vielleicht,“ rief der Alte mit tief rollender Stimme, „du glaubtest vielleicht, ich werde nichts Besseres zu thun wissen, als deine Sache zu der meinigen zu machen und den Handel mit dem Aubry auf friedliche Weise beizulegen? Bei Gott, einen andern Grund konntest du nicht haben, als du nach mir auf die Pflanzung hinaus schicktest; aber ich sage dir zum letzten Male, durch friedliche Worte wird ein solcher Handel nicht abgemacht. Die Schmach, die dir dein Vetter angethan hat, kann nur durch Blut abgewaschen werden! Und nun frage ich dich vor allen diesen Zeugen, willst du handeln wie ein Mann, oder ziehst du es vor, gebrandmarkt zu sein für dein Leben?“

Der Sohn schwieg und seine Augen suchten immer noch unverrückt den Boden. Ja seine Kniee zitterten, als

wollten ſie ihm den Dienſt verſagen. Nun aber überkam den alten Vater eine faſt unnennbare Wuth und mit geballter Fauſt ſtieß er dem Jungen in's Geſicht, daß dieſer wie ein Betrunkener zurücktaumelte und faſt zu Boden geſtürzt wäre.

„Elender Lotterbube," ſchrie er ganz außer ſich, „ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn an, denn du biſt ein Feiger und Ehrloſer. Fort mit dir aus meinen Augen und wage es nie mehr, die Schwelle meines Hauſes zu übertreten! Ja verflucht ſei ich und ehrlos mein Name, wenn ich dich nicht mit der Hundepeitſche von der Plantage jage, falls du dich noch einmal daſelbſt blicken läßt. So thue ich, ſo wahr mir Gott helfe!"

Vernichtet ſank der Sohn zuſammen, der Vater aber wandte ihm verächtlich den Rücken und ſchritt mit hoch aufgerichtetem Kopfe der Thüre zu. „Kommt mit mir, meine Freunde," rief er den ſämmtlichen im Zimmer Anweſenden mit dröhnender Stimme zu: „Kommt mit mir, denn wer noch eine Minute in der Geſellſchaft dieſes Nichtswürdigen verweilt, der macht ſich zum Theilhaber ſeiner Niederträchtigkeit."

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer und hinter ihm drein gingen alle die bisherigen Genoſſen des Colonel, ſo daß auch nicht Einer zurückblieb. Sahen ſie doch ein, daß derſelbe zu feig ſei, um ſich zu ermannen, und daß er alſo von nun an von ihnen als ein Ausgeſtoßener behandelt werden müſſe! Merkwürdiger Weiſe machte jedoch der alte Pflanzer, als er zum Hotel heraustrat, keine Miene, ſeine dort harrende Kaleſche zu beſteigen, ſondern herrſchte dem Kutſcher nur kurz zu, zu warten, bis er zurückkomme und ſchlug dann den Weg nach

der City-Hall zu ein. Dort aber ſtand der Major Aubry noch immer unbeweglich auf ſeinem Poſten, denn der Code of honor ſchreibt vor, daß Einer, der einen Andern gepoſtet hat, ſeinen Platz neben dem angeſchlagenen Sündenregiſter nicht etwa bloß ein paar Stunden lang, ſondern vielmehr von Morgens in aller Frühe bis Abends nach Sonnenuntergang behaupten muß, und zwar geſchieht dieß, um dem Gegner Zeit zu laſſen, ſeine letzten häuslichen Anordnungen zu treffen, ehe er ſich auf den Kampfplatz begibt. Demgemäß durfte ſich auch Aubry nicht eher von ſeinem Standpunkte entfernen, als bis die Nacht angebrochen war, und die Ehre des Colonel wäre gerettet geweſen, wenn er nur eine Minute vorher das Gefecht begonnen hätte.

Mit feſtem Schritte ging der alte Pflanzer dem Porticus der City-Hall zu und hinter ihm drein marſchirten wohl mehr als zwei- oder dreihundert Männer, welche alle im höchſten Grade begierig waren, zu ſehen, was derſelbe beginnen werde; die große Maſſe der Umſtehenden aber, beſonders derjenigen, welche ſich auf dem freien Platze vor dem Rathhauſe aufgeſtellt hatten, bildeten eiligſt Spalier, um den alten General durchzulaſſen. Dann jedoch drängten ſie eben ſo gut hinten drein, als die früheren Begleiter deſſelben.

Aubry erſtaunte im höchſten Grade, als er den merkwürdigen Zug herankommen ſah. „Will vielleicht," dachte er, „der alte Herr im Namen ſeines feigen Sohnes Rache an mir nehmen?" Jedenfalls beſchloß er, ſich vorzuſehen, obwohl er auf der andern Seite aus Hochachtung für die Stellung und die grauen Haare des Generals nur im äußerſten Falle zum Gebrauch der Waffen ſchreiten wollte.

So ſtellte er ſich denn hart vor die Säule, an welcher der Zettel klebte, hin, und umfaßte ſeinen geſpannten Revolver mit feſter Hand, ohne ihn jedoch vollſtändig aus der Bruſttaſche zu ziehen. Näher und immer näher kam der alte Herr, aber ſiehe da, jetzt zeigte es ſich, daß derſelbe weder Piſtole, noch Bowiemeſſer, noch überhaupt eine ſichtbare Waffe bei ſich trug. Somit ließ ihn Aubry bis in die nächſte Nähe herankommen, ohne irgend zu einer Feindſeligkeit zu ſchreiten. Endlich jedoch, als die Entfernung kaum noch vier oder fünf Schritte betrug, rief ihm Aubry ein kräftiges Halt zu und frug ihn zugleich, in welcher Abſicht er ſich ihm gegenüber ſtelle! „Ich habe alle Achtung und den tiefſten Reſpekt vor Ihnen, General Armſtrong," ſetzte er dann mit einer tiefen Verbeugung hinzu; „aber wenn Sie als Stellvertreter Ihres Sohnes kommen, ſo muß ich Sie nothgedrungen gerade ebenſo behandeln, wie ich dieſen behandelt haben würde."

„Ich komme," erwiderte der alte Herr ſtehen bleibend und ſich zugleich hoch aufrichtend, „ich komme, um Ihnen zu ſagen, Aubry, daß ich Alles weiß. Verſtehen Sie mich recht wohl: Alles, alſo auch den meuchleriſchen Angriff von geſtern Abend. Da ich nun aber Alles weiß, ſo kann es mir nicht in den Sinn kommen, die Stelle deſſen, der ſich ebenſo niederträchtig als feig benommen, zu vertreten. Er iſt mein Sohn nicht mehr, ſondern ich habe ihn verſtoßen für ewig; Sie aber, Aubry, handelten als Mann und dieß Ihnen zu ſagen kam ich hierher. Sind Sie nun zufrieden, Vetter?"

Dieß alles ſprach er in ernſtem, feſtem Tone, ohne daß eine Muskel in ſeinem Geſichte gezuckt hätte; Aubry aber wurde durch dieſe ihm ganz unerwartet kommende

Ehrenerklärung ſo ergriffen, daß er dem General ſtatt aller Antwort beide Hände entgegenſtreckte. Nun jedoch war es auch mit dem Gleichmuth des Letzteren zu Ende.

„Mein Gott," ſagte er tief aufſeufzend, indem ſich eine helle Thräne unter ſeinen grauen Augenlidern hervorſtahl, „mein Gott, warum hatte Er, deſſen Namen ich nicht mehr nennen will, nicht auch nur einen Theil des Muthes und der Ehrenhaftigkeit, die du beſitzeſt, Vetter? Wie konnte der Menſch ſo ſehr aus der Art ſchlagen, daß er allen Gentlemen des Landes nunmehr ein Abſcheu ſein muß? Und auch mein Name, mein alter ſeit Jahrhunderten geachteter Name iſt für immer und ewig beſchimpft, da er an einem Poſten angeſchlagen war, ohne daß Jemand den Muth gehabt hätte, ihn abzureißen!"

„Das iſt er nicht, mein General," rief nun Aubry, dem der Schmerz des alten Herrn tief in's Herz ſchnitt, „das iſt er nicht, denn ich, der ich den Namen angeſchlagen, ich ſelbſt werde ihn auch wieder abreißen."

Mit dieſen Worten drehte er ſich raſch um und riß das ganze Sündenregiſter mit einem einzigen Griffe herab, indem er zugleich dem alten Herrn nochmals die Hand hinſtreckte.

„Ich danke dir, Vetter," ſprach jetzt der General tief gerührt; „ich danke dir aus vollem Herzen, denn es darf nun doch Niemand ſagen, daß der Name meines Hauſes bis in die Nacht hinein gepoſtet blieb!"

Dieſe Worte richtete er an die ganze Verſammlung, wie um zu hören, ob irgend Jemand eine Einwendung zu machen hätte; dann aber wandte er ſich raſch ab und ging ohne ein Wort weiter zu ſprechen nach dem Hotel zurück, wo ſeine Kaleſche noch immer wartete. Eine Minute

darauf hatten ihn seine raschen Pferde der neugierigen Menge entführt, aber von dieser Zeit an ließ er sich auch nicht ein einziges Mal mehr in Fayette-Ville sehen. Ja die Scham über das schmachvolle Schauspiel, das wir so eben geschildert haben, so wie der Gram über den entarteten Feigling, den er einst seinen Sohn genannt hatte, lasteten so schwer auf ihm, daß er die wenigen Jahre, welche ihm noch vergönnt waren, in vollkommenster Abgeschlossenheit zubrachte. Auch hörte man ihn den Namen des Colonel nie mehr aussprechen, ein ganz einziges Mal ausgenommen, als er dem Notar sein Testament, in welchem der feige Erstgeborene von aller und jeder Erbschaft ausgeschlossen wurde, diktirte. Um so öfter dagegen sprach man in Fayette-Ville, sowie in der ganzen Umgegend von demselben, denn er hatte sich gleich den andern Tag nach der oben beschriebenen Scene vollkommen unsichtbar gemacht und blieb auch für ewige Zeiten verschwunden. Ja nicht einmal eine Spur ließ sich später von ihm entdecken, selbst nicht, als man ihn nach dem Tode seines Vaters öffentlich in den Zeitungen wegen der Anerkennung des Testamentes aufforderte, vor Gericht zu erscheinen. Ohne Zweifel war er also im Gefühl der tiefen Verachtung, die auf ihm lastete, in eine ganz entfernte Gegend, wo man seine Person nicht kannte, entflohen und vegetirte dort unter irgend einem angenommenen Namen.

So außerordentlich nun aber auch der Eckel war, mit welchem die südlichen Gentlemen schon bei der Nennung der zwei Worte „Colonel Armstrong“ ausspuckten, so hoch stieg dagegen der Major Aubry wegen seiner bewiesenen Mannhaftigkeit in ihren Augen, und man übertrug ihm daher augenblicklich die Obristenstelle, die durch

die Flucht Armſtrongs erledigt worden war. Ja ſogar mit noch weit höheren Würden bedachte man ihn ſpäter, und namentlich fiel es Niemanden mehr ein, wegen des Geſchäfts, das ihm gehörte (obwohl bekanntlich die ſüdlichen Gentlemen vor allem kaufmänniſchen Getriebe eine Art von Horror haben), auch nur insgeheim die Achſeln zu zucken.

Das war das Ende des berühmten „Poſtingvorfalls“, der ſich vor einigen Jahren in Fayette-Ville zutrug, und wir ſind nur deßhalb ſo weitläufig in ſeiner Beſchreibung geweſen, damit der Leſer einen Begriff davon bekomme, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zugeht. Wiederholen aber müſſen wir, daß unter zwanzig Gepoſteten kaum ein Einziger ſich ſo feige benimmt, wie der Colonel Armſtrong. Im Gegentheil ſind die ſüdlichen Edelherren, wenn ſie ihre Ehre angegriffen ſehen, gewöhnlich nur zu ſchnell mit der tödlichen Waffe bei der Hand und es kommt deßhalb beinahe kein Poſting-Duell vor, in welchem nicht wenigſtens Einer der beiden Kämpfer auf dem Platze bliebe. „Beſſer ruhmvoll ſterben, als entehrt leben,“ ſagt der South Carolina Code of honor!

8.

Der Deutſche in Amerika.

Nach der Entdeckung Amerika's beeilte ſich jede ſeefahrende Nation Europa's, ſich ein mehr oder minder großes Stück des neuen Welttheiles zu ſichern, und wenn ſich auch Spanien von Seiner Heiligkeit, dem Pabſte, das ganze Gebiet für immer und ewig als alleiniges Eigenthum zuſchreiben ließ, ſo ſetzten ſich doch ſchon wenige Decennien ſpäter die Engländer, die Franzoſen, die Portugieſen, die Holländer und die Dänen bald an dieſem bald an jenem Geſtade feſt. Nur allein Deutſchland betheiligte ſich an dieſen Eroberungen nicht, denn es war ſchon damals allzu ſehr zerſplittert und hatte überdieß viel zu viel mit ſich ſelbſt zu thun, als daß es hätte Colonien gründen können. Dennoch wäre beinahe eine ziemliche Portion der neuen Welt deutſches Eigenthum geworden, aber freilich nicht durch die Macht des deutſchen Kaiſers oder eines der vielen Fürſten, welche ſich in die Provinzen des Reiches getheilt hatten, ſondern vielmehr durch den Reichthum und den Unternehmungsgeiſt eines einfachen Bürgers und Privatmanns. Bartholomäus Welſer nemlich, der Chef eines großen Augsburger Kaufmanns- und Ban-

kerhauſes, eines Hauſes jedoch, das damals mehr werth war, als jetzt das Haus Rothſchild, hatte an den Kaiſer Karl V. für geleiſtete Vorſchüſſe eine große Summe Geldes gut und ließ ſich von ihm, weil derſelbe, trotzdem er zugleich König von Spanien und Herr von der neuen Welt war, ſeinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, das Königreich Venezuela in Mittelamerika an Zahlungsſtatt abtreten. Dieſe Abtretung koſtete die ungeheure Summe von zwölf Tonnen Goldes, allein der Welſer war damals ein Mann, welcher eine ſolche „Kleinigkeit“ wohl entbehren konnte. Somit kaufte er Schiffe und brachte eine ziemliche Anzahl von Deutſchen in ſein wunderbar herrlich gelegenes neues Königreich hinüber, um daſelbſt Niederlaſſungen zu gründen und einen großen Handelsverkehr zwiſchen Amerika und Deutſchland im Gang zu bringen. Die Sache hatte Anfangs einen guten Fortgang und Venezuela, trotzdem es ſeiner ſüdlichen Lage wegen für die Deutſchen weniger paßte, als das nördlichere Amerika, wäre ſicherlich eine rein germaniſche Colonie geworden, wenn nicht durch die Religionswirren, welche damals das deutſche Reich zerrütteten, das Haus Welſer ſo außerordentliche Verluſte erlitten hätte, daß es ihm in die Länge unmöglich war, ſeine überſeeiſche Beſitzung aufrecht zu erhalten. Nachdem alſo dreißig Jahre ſeit dem Ankauf jener herrlichen Provinz verfloſſen waren, ſah ſich Welſer gezwungen, ſein „Klein-Venedig“ — denn dieß bedeutet das ſpaniſche Wort Venezuela — an den urſprünglichen Beſitzer, oder vielmehr an deſſen Nachfolger auf dem ſpaniſchen Königsthron, Philipp II., gegen eine verhältnißmäßig geringe Entſchädigung zurückzugeben, und auf dieſe Art kam es, daß Deutſchland auch der einzigen Niederlaſſung mit

Souveränitätsrechten, welche es je in Amerika beſaß, verluſtig ging.

Und doch hätten wir Deutſche am eheſten Urſache gehabt, auf amerikaniſchen Grund und Boden Anſpruch zu machen, denn der erſte Entdecker der neuen Welt war (wie ſich jetzt durch die neueſten Unterſuchungen genau herausgeſtellt hat) nicht Chriſtoph Columbus, ſondern vielmehr Martin Behaim, ein Nürnberger aus ritterlichem Geſchlecht. Er nemlich, ein ſo berühmter Seefahrer, daß ihm der König Johann II. von Portugal eine Anzahl von Schiffen anvertraute, um damit auf Erforſchungen auszuziehen, entdeckte nicht blos die Azoriſchen Inſeln, auf denen er ſofort Niederlaſſungen gründete, ſondern kam auch, im Jahre 1483, in welchem er von Fayal nach Liſſabon zurückfuhr, durch widrige Winde weit weſtwärts getrieben, an ein großes Flachland, deſſen Küſten er befuhr, um ſie zugleich für die Krone von Portugal in Beſitz zu nehmen. Dieſes große Küſtenland bezeichnete er auf den Karten, die er über unſre Erdkugel herausgab, ganz genau und es iſt jetzt erwieſen, daß daſſelbe kein anderes Land war, als der Theil von Braſilien, welchen man die „Prajas von Pernambuco“ nennt. Ja nicht blos dieß iſt feſtgeſtellt, ſondern auch das, daß Behaim von dieſer ſeiner Entdeckung dem Bartolo Pereſtrella, dem Schwiegervater des Columbus, ſowie auch ſpäter dem letztern ſelbſt (Columbus beſuchte den Behaim auf der Inſel Madeira und dieſer machte ihn dort auch mit ſeinem berühmten Steuermann, Alfonſo Sanchez de Huelva, ſeinem ſteten Begleiter auf allen ſeinen Reiſen, bekannt) Mittheilung machte, und ſomit kann kein Zweifel darüber ſein, daß der Ruhm, die neue Welt zuerſt aufgefunden zu

haben, von Rechts wegen nicht dem berühmten Genueſen, ſondern vielmehr unſerm Nürnberger Landsmann gebührt. Allein — was nützt uns all' dieſer Ruhm, da wir es nicht verſtanden, ihn praktiſch auszubeuten?

Mehr als hundert Jahre lang, nachdem Venezuela für Deutſchland verloren gegangen war, fiel es keinem unſerer Landsleute ein, nach Amerika hinüberzuſchiffen, um ſich dort anzuſiedeln, und wenn je vielleicht Einer ausnahmsweiſe die neue Welt beſuchte, ſo that er dieß nur als weltfahrender Abenteurer, aber nicht als deutſcher Coloniſt. Die vielen Kriege, welche Deutſchland damals ausfocht, beſonders der dreißigjährige, ließen den Gedanken an Auswanderung gar nicht aufkommen, und überdieß gab es ja auf der heimiſchen Erde, welche ſich in Folge jener Kriege auf die Hälfte der frühern Einwohnerzahl reducirt ſah, des unangebauten Landes, das man um einen Spottpreis bekommen konnte, die Hülle und Fülle. Endlich aber im letzten Viertel des ſiebenzehnten Jahrhunderts änderte ſich die Sachlage und es wurden religiöſer Gründe halber Viele unſerer Landsleute veranlaßt, ein neues Vaterland über'm Waſſer drüben zu ſuchen. Der berühmte William Penn, der Stifter oder wenigſtens der Hauptverbreiter der Lehre der Quäker, fand nemlich auch in Deutſchland, das er zu dieſem Behufe mehrmals beſuchte und deſſen Sprache er ſogar erlernte, um deutſch predigen zu können, eine Menge von Anhängern, und als er nun von der engliſchen Regierung einen großen Landſtrich am Delaware (England ſchuldete ſeinem Vater die damals große Summe von ſechszehntauſend Pfund Sterling und war froh, dieſe Schuld mit einem Stück Amerika's, halb ſo groß als Frankreich, bezahlen zu können) erwarb, um daſelbſt einen

neuen Staat „nach den Grundsätzen christlicher Duldung und Bruderliebe“ zu gründen, so waren natürlich auch viele der deutschen Quäker bereit, ihm in das Eldorado der Glaubensfreiheit zu folgen. Die Reise nach Amerika aber machten sie nicht planlos und in ungeregelter Weise, sondern sie sammelten sich vielmehr unter eigenen Anführern, wie z. B. unter Heinrich Frey und Christoph Plattenhardt, und ließen sich vorher von Penn ein bestimmtes Stück Land unter äußerst günstigen Bedingungen, damit sie daselbst „in eigenen Niederlassungen vereinigt“ leben könnten, abtreten. Auf diese Art kamen anno 1682 die ersten Deutschen nach Amerika und sie alle siedelten sich in dem nach Penn genannten Staate Pennsylvanien an, d. h. sie gründeten daselbst einige rein deutsche Gemeinden.

Das Unternehmen gedieh über Erwarten und da nun natürlich die Kunde hievon sich schnell in Deutschland verbreitete, so fühlten sich nicht Wenige, welche in religiöser Beziehung gerade so dachten, wie die zuerst Ausgewanderten, in ihrem Innersten gedrungen, ebenfalls den Wanderstab zu ergreifen, und ihnen folgten dann wieder Andere, welche zwar keine Quäker waren, aber sich ihrer Religion wegen verfolgt sahen. So ging es also an ein fortgesetztes Auswandern aller Sektirer, Separatisten und Mystiker, deren es in Deutschland bekanntlich immer in Masse gab, und besonders Süddeutschland stellte ein starkes Contingent. Zu letzterem gehörte z. B. auch der Württemberger Alexander Mack, welcher keinen, der nicht den Sonntag am Samstag, dem Sabbathtage der alten Juden, feierte, für einen Christen gelten ließ und zugleich jeden verdammte der nicht die Taufe als Erwachsener zum

zweitenmale empfangen wollte. Natürlich ſtellte er ſich durch dieſe ſeine Lehre in einen ziemlichen Gegenſatz gegen den Lutheranismus und wurde deßhalb von der lutheriſchen Geiſtlichkeit heftig angefeindet; allein eben dieſe Anfeindung erwarb ihm das Märtyrerthum und ſomit mehrten ſich ſeine Anhänger, trotzdem man ſie ſpottweiſe nur die „Tunker“ (weil ſie als Wiedertäufer ihre Proſelyten noch einmal in's Waſſer tunkten) oder auch die „Heiligen des ſiebten Tages“ (weil ſie den Samſtag zum Sonntag machten) nannte, mit jedem Tag um ein Beträchtliches. Natürlich wurde nun der Scandal immer ärger und es blieb der neuen Sekte am Ende, wenn ſie nicht mit dem Gefängniſſe nähere Bekanntſchaft machen wollte, nichts übrig, als ebenfalls nach Amerika auszuwandern. Auch ſie zogen nach Pennſylvanien, um daſelbſt eigene „Tunkergemeinden“ zu gründen, und ebenſo thaten kurze Zeit darauf die Schwenckfeldianer, als ſie ſich aus Schleſien vertrieben ſahen. Ganz dieſelbe Bewandtniß hatte es mit den Herrenhutern und Mähriſchen Brüdern, welche ſich zwar zuerſt in Georgien niederließen, allein ſchon nach kurzer Zeit, weil ſie ſich mit dem Syſtem, Sclaven zu halten, nicht vereinigen konnten, ebenfalls nach Pennſylvanien gingen und dort eine Menge von Niederlaſſungen (als da ſind Bethlehem, Nazareth, Ebenezer u. ſ. w. u. ſ w.) gründeten. Kurz es gingen am Ende des ſiebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eine Menge von Deutſchen aus religiöſen Gründen nach Amerika und ſiedelten ſich dort faſt durchgängig in dem freiſinnigen „Lande Penn's“ an.

Bald jedoch ſahen ſich ſehr Viele aus ganz andern Gründen zur Auswanderung veranlaßt. Die Franzoſen-

kriege nemlich, am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, welche bekanntlich von den Feldherrn Ludwigs XIV. auf die gräuelhafteſte Weiſe geführt wurden, hatten die Folge, daß ein großer Theil der Pfalz, ſowie Badens und Würtembergs in das tiefſte Elend, ja bis zum Bettelſtab herabſank. Dazu kam dann noch der furchtbar ſtrenge Winter von ſiebenzehnhundert und neun, wo die Vögel in der Luft und die wilden Thiere im Walde erfroren, während die Menſchen von Kälte und Hunger zugleich zur Verzweiflung getrieben wurden. Was Wunder alſo, wenn Tauſende und Abertauſende das Jahr darauf dem Rufe der Königin Anna von England, die ihnen freie Ueberfahrt nach Amerika von London aus, ſowie eine entſprechende Landſchenkung verſprach, Folge leiſteten, ſo daß am Ende nicht weniger als zwei und dreißig tauſend Deutſche auf der ſchwarzen Heide bei London, wo man ſie in elenden Baracken unterbrachte, verſammelt waren! Freilich die Königin Anna hatte zu viel verſprochen, und man konnte, da die engliſche Regierung nicht Schiffe genug beſaß, nur zehn oder zwölftauſend von ihnen nach Amerika befördern, die übrigen aber mußten entweder in ihr Vaterland zurückkehren oder wurden ſie in Irland und auf den Scilly-Inſeln untergebracht, während zugleich nicht Wenige ſchon in den Lagerhütten bei London durch Hunger und Krankheiten aller Art zu Grunde gingen. Allein obwohl nur zwölftauſend nach Amerika ſelbſt hinüber kamen, was hätte ſich nicht mit ihnen anfangen laſſen, wenn ſich eine deutſche Regierung ihrer angenommen und ſie alle auf einem zuſammengehörenden Stück Lande untergebracht hätte? Man bedenke nur, daß im Jahre ſiebenzehnhundert und zehn der Staat Pennſylvanien, obwohl er zu den bevölkertſten

Nordamerika's gehörte, noch keine vierzigtausend Einwohner zählte und daß man also mit einer Masse von Zwölftausenden gar leicht hätte den Grundstock zu einem reindeutschen Staate legen können! So aber vertheilten sich die Neueingewanderten auf Befehl der englischen Regierung, welche zwar „Kolonisten" aber keine „fremdländische Kolonie" begehrte, in ganz Nordamerika herum, und das deutsche Element konnte also durch sie nicht zur Geltung gebracht werden.

Ebenso zerstreut und ohne Zusammenhalt waren auch die meisten der späteren Einwanderungszüge, indem sich die Einen da, die Anderen dort niederließen. So lud z. B. der französische Finanzminister Law, von Geburt ein Schotte und von Charakter ein Schuft, die Deutschen zu einem Zug nach dem jetzigen Louisiana (damals Eigenthum Frankreichs) ein und versprach Jedem außer freier Ueberfahrt ein herrliches Besitzthum „in diesem schönsten Lande der Welt", wie er das Gelbfiebergebiet des Mississippi nannte. In der That schifften sich wirklich ihrer drei oder vier Tausend — lauter Elsäßer und Schwaben — nach New-Orleans ein, aber als sie nun, sechs Stunden oberhalb dieser Stadt, einen Bezirk angewiesen bekamen, welchen sie bebauen sollten, da riß „Yellow Jack", so heißt man in Louisiana das gelbe Fieber, solch' schreckliche Lücken in ihre Reihen, daß sie sich genöthigt sahen, wenn sie nicht alle zu Grunde gehen wollten, einen gesünderen Landstrich aufzusuchen. Somit machte sich Einer nach dem Andern heimlich davon (wenn er nemlich noch so viel Kraft besaß, um zu fliehen), und jetzt erinnert nur noch der Name „Bayou Allemand" daran, daß hier einstens eine deutsche Niederlassung versucht wurde. Einen größeren Erfolg hatte

die Auswanderung der ſogenannten „Salzburger", d. h. der ihres Glaubens wegen aus dem Salzburg'ſchen vertriebenen Proteſtanten, von denen einige Hunderte unter ihren wackern Predigern Boltz und Gronau nach Georgien überſiedelten, denn ſie erbauten die Stadt Ebenezer am Savannahfluſſe und fügten, als ſie ſich einige Jahre ſpäter durch eine Schaar ſchwäbiſcher Auswanderer verſtärkt ſahen, dieſer erſten Niederlaſſung noch die weitere von Frederika an der Meerenge von St. Simon hinzu. Allein trotzdem ſie als deutſche Gemeinden zuſammenhielten, verſchwanden ſie doch gegenüber den vielen Niederlaſſungen, welche ſchon früher von den Engliſch-Redenden gegründet worden waren, ſo zu ſagen in ein Nichts und von einer eigentlichen deutſchen Kolonie war alſo auch hier nicht die Rede.

Die folgenden Einwanderungen waren übrigens noch weit mehr ohne Zuſammenhalt, als die bisherigen. Es gingen nemlich von der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts an gar viele Deutſche in das gelobte Land hinüber, nur allein um ihr Glück zu machen, und dieſe zerſtreuten ſich natürlich über alle Staaten und Provinzen des Landes. Beſonders die Hungerjahre von ſiebenzehnhundertſiebzig und einundſiebzig brachten gar Manchen auf den Gedanken der Auswanderung; allein es waren meiſtens blutarme Leute und ſie konnten oft über ſo wenig baare Mittel verfügen, daß ſie ſich um den Preis der Ueberfahrt zu einer Dienſtbarkeit von einer beſtimmten Reihe von Jahren verpflichteten, d. h. daß ſie den Schiffskapitainen, weil ſie kein Paſſagegeld bezahlen konnten, contraktlich das Recht gaben, ſie bei der Landung in Amerika den Sclaven gleich an irgend einen Grundbeſitzer auf ſo und ſo viel Jahre zu verkaufen. Solche Leute hießen „Servants" oder Diener,

und ſtanden natürlich bei den Amerikanern in äußerſt geringer Achtung. Deßwegen hatte auch das deutſche Element an ihnen keinen Gewinn, ſondern im Gegentheil, der deutſche Name wurde durch ſie in ganz Amerika verſchimpfirt. In einen faſt noch ſchlimmeren Ruf kam das Deutſchthum durch eine andere Sorte von Auswanderern, nemlich durch die auf Koſten der Gemeinden Herüberbeförderten. Es waren dieß meiſt alte Kriegsgurgeln, oder ſonſt verkommene und verwahrloste Subjecte, deren man um jeden Preis zu Hauſe los ſein wollte. Ja es befanden ſich ſogar nicht ſelten Verbrecher unter ihnen, oder doch wenigſtens Vagabunden und Landſtreicher, für die man nur deßwegen das Ueberfahrtsgeld bezahlte, weil man ihnen ſonſt für ihre Lebenszeit Unterhalt im Zuchthauſe hätte geben müſſen! Wie hätte nun aber die deutſche Coloniſation durch ſolche Subjecte nur irgend gewinnen können?

Man ſieht hieraus, daß die ſeit dem Schluß des ſiebenzehnten bis zum Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts nach Amerika auswandernden Deutſchen zwar in Anbetracht ihrer Anzahl gar leicht im Stande geweſen wären, verſchiedene eigene reindeutſche Staaten zu bilden, daß ſie aber, ſtatt zuſammenzuhalten, ſich über das geſammte Nordamerika zerſtreuten und ſich bald da bald dort niederließen; ja daß ſie ſogar wenigſtens theilweiſe viel Armuth, Elend und Verachtung mit herüber brachten und alſo gar nicht befähigt waren, das deutſche Element zur Geltung zu bringen. Somit iſt es kein Wunder, wenn dieſes Letztere gegenüber dem engliſchen nicht aufkommen konnte, obwohl das Factum, daß die Bevölkerung Nordamerika's vor der Trennung von England zum vollen dritten Theil aus Deutſchen beſtand, nicht in Abrede ge-

zogen werden kann. Nun kam aber noch ein weiterer Umſtand hinzu, der das Deutſchthum völlig in den Hintergrund drängte und jeden Gedanken an eine größere ſelbſtſtändige deutſche Colonie in Nordamerika für immer und ewig zu einem frommen Wunſch qualificirte. Im Jahre 1789 nemlich ging in Frankreich bekanntlich eine Sonne ganz eigener Art auf, welche ihren Schein faſt über ganz Europa hin erglänzen ließ und beſonders in Deutſchland wie ein Blitz zündete. Aus dieſem Sonnenſtrahl entſtand die große Revolution, welche das ganze frühere ſtaatliche und politiſche Leben umänderte, und es hatten nun ſowohl die Franzoſen als die Deutſchen ſo übermäßig viel in ihrem eigenen Vaterlande zu thun, daß über die ganze Zeit von 1789 bis 1815 wenigſtens in Deutſchland kein Menſch an's Auswandern dachte. Ueberdieß verboten die Regierungen das Fortziehen in fremde Länder; denn die Kriege, welche damals Europa erſchütterten, nahmen alle jungen Kräfte in Anſpruch und man konnte alſo keine derſelben an Amerika abtreten. Somit hörte die Auswanderung ſo zu ſagen ganz auf, und da dieſelbe ſchon während des Unabhängigkeitskriegs, d. h. während der Zeit, als die amerikaniſch-engliſchen Kolonien ihren ſiebenjährigen Kampf mit dem Mutterlande ausfochten, um ſich endlich im Jahre 1782 gänzlich von England loszureißen, eine nur äußerſt ſchwache geweſen war (denn wer hätte ſich auch dazu entſchließen mögen, in ein Land überzuſiedeln, in welchem die Kriegsfurie wüthete und jede friedliche Niederlaſſung unmöglich machte?), ſo kann man ſich wohl denken, daß das deutſche Element während dieſer ganzen langen Zeit keinen beſonderen Aufſchwung entfaltete, ſondern vielmehr in einer Art von Stagnation begriffen war. Die friſchen, anregenden

Kräfte aus Europa blieben aus und die alten Säfte hatten nicht Nahrungsſtoff genug, um ein wirklich deutſches Leben in Amerika zu begründen! Umgekehrt aber erhielt das engliſche Element, welches, weil es ſich ſchon vor dem Unabhängigkeitskriege zu dem Deutſchthum wie $^2/_3$ zu $^1/_3$ verhielt, ohnehin die Uebermacht hatte, während dieſer Zeit einen faſt außerordentlichen Zuwachs und man hat berechnet, daß nur allein während der Kriegsjahre von 1790 bis 1814 nicht weniger als $1\,^1/_2$ Mill. Engländer, Irländer und Schottländer auf nordamerikaniſchem Grund und Boden landeten. Ein ſolcher Zuwachs für die Engliſch-Redenden war allzu bedeutend, als daß nicht dadurch die Deutſch-Redenden vollkommen überflügelt worden wären, und ebendeßwegen wurde nun auch die engliſche Sprache ohne weiteres „zur Landesſprache“ erhoben, d. h. man verhandelte an allen Gerichtshöfen nur engliſch und in den Legislaturen der einzelnen Staaten, ſo wie im Kongreß ſelbſt, wurde ebenfalls keine andere Sprache geduldet.

Hierin lag der Todesſtoß für das deutſche Element, und von nun an konnte nur noch ein Leichtgläubiger hoffen, daß daſſelbe jemals in den Vereinigten Staaten zur ſelbſtſtändigen Geltung kommen könnte. Alle Stellen und Aemter durften ja nur mit ſolchen beſetzt werden, welche ſich als der engliſchen Sprache mächtig erwieſen, und es war nicht geſtattet, vor Gericht anders zu ſprechen als engliſch, wie auch alle Geſetze in dieſer Sprache promulgirt wurden, wie wäre es alſo möglich geweſen, größere reindeutſche Kolonien oder gar reindeutſche Staaten zu bilden? Den beſten Beweis für dieſe Unmöglichkeit liefert der Staat Pennſylvanien. Dort beſtand nemlich im Jahre 1786, alſo faſt unmittelbar nach Beendigung des Unabhängigkeits-

zogen werden kann. Nun kam aber noch ein weiterer Umstand hinzu, der das Deutschthum völlig in den Hintergrund drängte und jeden Gedanken an eine größere selbstständige deutsche Colonie in Nordamerika für immer und ewig zu einem frommen Wunsch qualificirte. Im Jahre 1789 nemlich ging in Frankreich bekanntlich eine Sonne ganz eigener Art auf, welche ihren Schein fast über ganz Europa hin erglänzen ließ und besonders in Deutschland wie ein Blitz zündete. Aus diesem Sonnenstrahl entstand die große Revolution, welche das ganze frühere staatliche und politische Leben umänderte, und es hatten nun sowohl die Franzosen als die Deutschen so übermäßig viel in ihrem eigenen Vaterlande zu thun, daß über die ganze Zeit von 1789 bis 1815 wenigstens in Deutschland kein Mensch an's Auswandern dachte. Ueberdieß verboten die Regierungen das Fortziehen in fremde Länder; denn die Kriege, welche damals Europa erschütterten, nahmen alle jungen Kräfte in Anspruch und man konnte also keine derselben an Amerika abtreten. Somit hörte die Auswanderung so zu sagen ganz auf, und da dieselbe schon während des Unabhängigkeitskriegs, d. h. während der Zeit, als die amerikanisch-englischen Kolonien ihren siebenjährigen Kampf mit dem Mutterlande ausfochten, um sich endlich im Jahre 1782 gänzlich von England loszureißen, eine nur äußerst schwache gewesen war (denn wer hätte sich auch dazu entschließen mögen, in ein Land überzusiedeln, in welchem die Kriegsfurie wüthete und jede friedliche Niederlassung unmöglich machte?), so kann man sich wohl denken, daß das deutsche Element während dieser ganzen langen Zeit keinen besonderen Aufschwung entfaltete, sondern vielmehr in einer Art von Stagnation begriffen war. Die frischen, anregenden

Kräfte aus Europa blieben aus und die alten Säfte hatten nicht Nahrungsſtoff genug, um ein wirklich deutſches Leben in Amerika zu begründen! Umgekehrt aber erhielt das engliſche Element, welches, weil es ſich ſchon vor dem Unabhängigkeitskriege zu dem Deutſchthum wie $^2/_3$ zu $^1/_3$ verhielt, ohnehin die Uebermacht hatte, während dieſer Zeit einen faſt außerordentlichen Zuwachs und man hat berechnet, daß nur allein während der Kriegsjahre von 1790 bis 1814 nicht weniger als $1^1/_2$ Mill. Engländer, Irländer und Schottländer auf nordamerikaniſchem Grund und Boden landeten. Ein ſolcher Zuwachs für die Engliſch-Redenden war allzu bedeutend, als daß nicht dadurch die Deutſch-Redenden vollkommen überflügelt worden wären, und ebendeßwegen wurde nun auch die engliſche Sprache ohne weiteres „zur Landesſprache“ erhoben, d. h. man verhandelte an allen Gerichtshöfen nur engliſch und in den Legislaturen der einzelnen Staaten, ſo wie im Kongreß ſelbſt, wurde ebenfalls keine andere Sprache geduldet.

Hierin lag der Todesſtoß für das deutſche Element, und von nun an konnte nur noch ein Leichtgläubiger hoffen, daß daſſelbe jemals in den Vereinigten Staaten zur ſelbſtſtändigen Geltung kommen könnte. Alle Stellen und Aemter durften ja nur mit ſolchen beſetzt werden, welche ſich als der engliſchen Sprache mächtig erwieſen, und es war nicht geſtattet, vor Gericht anders zu ſprechen als engliſch, wie auch alle Geſetze in dieſer Sprache promulgirt wurden, wie wäre es alſo möglich geweſen, größere reindeutſche Kolonien oder gar reindeutſche Staaten zu bilden? Den beſten Beweis für dieſe Unmöglichkeit liefert der Staat Pennſylvanien. Dort beſtand nemlich im Jahre 1786, alſo faſt unmittelbar nach Beendigung des Unabhängigkeits-

krieges, die ganze Bevölkerung nur aus etwas über 350,000 Köpfen, von welchen faſt 250,000 zu den Deutſchen zählten, denn die Haupteinwanderung aus Deutſchland war ja, wie wir ſchon oben des Weiteren auseinandergeſetzt haben, hieher gezogen. Man ſprach alſo im ganzen Pennſylvaniſchen bei weitem mehr deutſch, als engliſch, und ebendeßwegen glaubten ſich auch die Deutſchen berechtigt, zu verlangen, daß ihre Sprache bei Gericht, bei den Landtagen, in Schule und Kirche u. ſ. w. u. ſ. w. die herrſchende ſein ſolle. Dem äußeren Anſcheine nach war keine Forderung naturgemäßer als dieſe, und es wurde deßwegen in der Legislatur d. h. in der Sitzung der Volksvertreter Pennſylvaniens ein dahin gehender Antrag geſtellt. Wie es nun aber zur Abſtimmung kam, zeigte es ſich, daß obwohl die meiſten der Abgeordneten Deutſche oder wenigſtens Abkömmlinge von Deutſchen waren, ebenſoviel Stimmen für ihn, als gegen ihn ſtanden und der Nachentſcheid gehörte daher dem Sprecher oder Präſidenten des Hauſes. Zufälliger Weiſe war dieſer ebenfalls ein Deutſcher, mit Namen Mühlenberg, und man hätte nun alſo hoffen können, daß er ſein Votum für die deutſche Sprache in die Wagſchale werfen würde. Allein das gerade Umgekehrte trat ein, und er entſchied ſich dafür, daß auch im Pennſylvaniſchen das engliſche Idiom vor Gericht, in der Schule, auf der Canzel u. ſ. w. das herrſchende ſein ſolle. Warum nun aber? Einfach deßwegen, weil in den zwölf übrigen Staaten (im Anfang beſtand die Union bekanntlich nur aus 13 Staaten) derſelbe Grundſatz zum Geſetze erhoben worden war! Oder wie? Sollte denn Pennſylvanien dadurch, daß es das Deutſche zur Landesſprache erhob, mit dem ganzen übrigen Nordamerika in Zwieſpalt

treten? Eines ſolchen „Unpatriotismus“ konnte man ſich doch unmöglich ſchuldig machen, da ja derſelbe am Ende, weil auf dem Congreſſe zu Washington nur das engliſche eine Geltung hatte, zu einem Ausſcheiden aus der Union geführt haben würde! Sieht man nun, warum das deutſche Element in den Vereinigten Staaten unmöglich zur ſelbſtſtändigen Geltung kommen kann?

Mit dem Jahre 1815 begann die deutſche Einwanderung von neuem; allein der Zuwachs, welchen hiedurch die amerikaniſch-Deutſchen bis etwa zum Jahre 1830 erhielten, konnte kein ſehr erfreulicher genannt werden. Der Hauptgrund der Auswanderung lag nemlich in der „Verarmung“ unſeres Vaterlandes und es kamen deßhalb zum bei weitem größten Theile nur ſolche Deutſche nach Amerika hinüber, welche ſich zu Hauſe nicht mehr fortbringen konnten. Man bedenke nur die zwei großen Hungerjahre von 1816 und 1817! Damals gab es Tauſende und Abertauſende, die von Nahrungsſtoffen leben mußten, welche man ſonſt für Thiere zu ſchlecht hält, und man kann ſich alſo wohl denken, daß dieſelben mit außerordentlichem Eifer den einzigen Rettungsweg, der ſich ihnen darbot, nemlich die Auswanderung nach Amerika, ergriffen. Dort gab es ja Brod und Fleiſch in Hülle und Fülle! Dort war ja das Land ſo wohlfeil, daß man ſich mit wenigen Gulden eine Heimath ſichern konnte! Somit verkaufte man, was man verkaufen konnte, und ging noch nebenbei die Gemeinden um einen Zuſchuß an; dieſe aber ſagten von Herzen Amen, dieweil ſie mit dieſem „einmaligen“ Zuſchuß ihre Armen für immer los zu werden hoffen durften. Aus dieſem Grunde ſtieg die Zahl der Auswanderer im Jahre 1817 nur allein aus Schwaben

bis auf die enorme Höhe von 16,000 Köpfen und das Jahr darauf gingen abermals 12,000 nach dem gelobten Lande ab. Auch die übrigen Staaten Deutschlands lieferten kein geringes Contingent; allein es waren ebenfalls fast lauter arme, brod- und beschäftigungslose, meist tief herabgekommene Menschen, an welchen Nordamerika keine große Freude haben konnte, besonders auch weil mit der Armuth meistentheils Unwissenheit und mit der Unwissenheit schlimme Gewohnheiten verbunden zu sein pflegen. Natürlich übrigens fällt es uns nicht ein, behaupten zu wollen, daß unter Denen, welche von anno 1815 bis 1830 den Wanderstab ergriffen, nicht auch werthvollere Individuen gewesen seien, denn es verließen ja nicht Wenige, zum Theil ganze Gesellschaften, ihren heimathlichen Boden aus religiösen Gründen, wie z. B. die württembergischen Separatisten und Andere. Ueberdieß ging mancher ehrenwerthe Mann nur allein vom Unternehmungsgeiste getrieben nach Amerika; allein deßwegen bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß im großen Allgemeinen die deutsche Einwanderung bis zum Jahre 1830 für die Emporbringung des Deutschthums in Amerika weit mehr hinderlich als förderlich gewesen ist, denn die meisten Neuangekommenen standen auf der Stufe derjenigen, welchen es um nichts zu thun ist, als darum, „die zum Leben nöthige Nahrung, Wohnung und Kleidung zu erwerben.“

Eine ganz neue Aera begann für die Einwanderung mit den 1830er Jahren. Damals nemlich regte es sich allüberall in Deutschland und das Volk kam zu der Einsicht, daß es das Recht habe, die Erfüllung dessen, was ihm zur Zeit der Freiheitskriege versprochen worden war, zu verlangen. Hiegegen aber setzten sich die Machtinhaber

mit allen ihnen zuſtehenden Mitteln, und da dieſelben ſich als die ſtärkeren erwieſen, ſo gab es bald eine große Anzahl von politiſch Verfolgten, welche am Ende ſämmtlich gezwungen waren, auf amerikaniſchem Boden eine Heimſtätte zu ſuchen. Ueberdieß fühlten ſich Viele, wenn ſie auch nicht gerade zur Flucht „gezwungen“ waren, unter dem politiſchen Drucke, welcher damals in Deutſchland ausgeübt wurde, nicht mehr recht wohl und ſuchten freiwillig das Land „der Freiheit und Gleichheit“ auf. Auf dieſe Art kam ein ganz neues Element in die Auswanderung und wenn auch die Zahl dieſer Europamüden vielleicht nicht gerade eine beträchtliche genannt werden konnte, ſo gab doch ſicherlich die Bildung, welche ſie mit ſich brachten, dem Deutſchthum in Amerika einen neuen Halt. Die Hauptſache aber war, daß eine große Menge junger Handwerker und Bauernſöhne, unzufrieden mit den materiellen Verhältniſſen Deutſchlands und einſehend, daß man es in Amerika, wo man der friſchen Kräfte äußerſt bedürftig war, in wenigen Jahren weiter bringen könnte, als im alten Vaterlande in ebenſo viel Decennien, friſchweg übers Meer hinüber ſegelten, um von nun an in den Vereinigten Staaten zu leben, denn dieſe Gattung von Auswanderern gehörte keineswegs zu derjenigen, welche Amerika ſonſt zu ſehen ſich angewöhnt hatte. Brachten ſie doch ſämmtlich eine mehr oder minder große Baarſchaft mit! Waren ſie doch beinahe ohne Unterſchied jung, geſchickt, ehrbar und kräftig! Freilich hörte deßwegen die Auswanderung, welche „in der Verarmung“ ihren Grund hatte, ebenfalls nicht auf und es kamen ſogar viele ſchlechte Subjecte, welche entweder dem Geſetze entliefen, weil ſie irgendwo ein kleineres oder größeres Verbrechen begangen

hatten, oder welche vom Zuchthause, in das sie gesprochen waren, so zu sagen „zur Deportation begnadigt wurden", mit herüber; allein man überzeugte sich doch bald, daß in der ganzen Einwanderung ein anderer Geist wehe. Ueberdieß war die Zahl der Einwanderer von jetzt an eine ganz andere, als früher, denn sie belief sich von 1831 an bis zum Ende der 1850er Jahre im Durchschnitt jährlich auf mindestens 50,000 Köpfe. Ja sie stieg nach der Revolution von 1848 und 1849 auf jährliche 100,000 und anno 1853 gar auf 143,000, während sie dagegen vom Jahr 1855 an durch das Stocken aller Geschäfte in Nordamerika wieder in eine bedeutende Abnahme gerieth. Das Deutschthum wuchs also wieder fast riesenhaft an und wenn man die ganze Einwanderung von 1815 bis 1860 zusammenrechnet, so dürfte einer, der die Gesammtzahl auf etwa 2½ Millionen anschlägt, kaum fehl gehen. Wie wäre es nun gegangen, wenn diese ungeheure Masse zusammengehalten und sich nach einer einzigen vorher schon bestimmten Richtung hin geworfen hätte? Wie wäre es gegangen, wenn diese 2½ Millionen Menschen, die doch zum größten Theil aus erwachsenen und kräftigen Persönlichkeiten bestanden, auch nur zur Hälfte eines jener Territorien im Westen, die noch der Cultur harren, zum gemeinschaftlichen Wohnsitze ausgewählt haben würden? Die Antwort hierauf ist leicht und besteht einfach darin, daß in dem gegebenen Fall sich aus dem besagten Territorium mit der Zeit acht oder neun rein deutsche Staaten hätten herausbilden müssen; allein zum Glück für die Yankees dachten die deutschen Einwanderer an ein solches Unternehmen mit keiner Silbe und überdieß wäre es auch „zu riesenhaft" gewesen, als daß man es ohne die groß-

artigſte Unterſtützung der deutſchen Regierungen hätte in Ausführung bringen können. Was lag aber den Letzteren an der Gründung eines Neu-Deutſchlands über dem Ocean drüben, und wenn auch vielleicht der Eine oder der Andere der deutſchen Fürſten ſich dafür intereſſirte, ſo konnte er für ſich allein nichts machen; ein „gemeinſchaftliches“ Handeln aber verbot ſich, da Deutſchland bekanntlich ſeit 1815 in etliche und dreißig Staaten zerſplittert iſt, ſo zu ſagen von ſelbſt. So ging es denn mit der neueren Auswanderung, wie mit der älteren, und wenn auch in einem einzigen Jahre Hunderttauſende in Neuyork landeten, ſo ging doch jeder von dieſen Hunderttauſenden ſeinem eigenen Ziele nach, d. h. die ganze Einwanderung von 1831—1855 verzettelte ſich gerade ſo, wie ſich auch die Einwanderung des achtzehnten Jahrhunderts verzettelt hatte. Einige religiöſe Genoſſenſchaften allerdings hielten feſt zuſammen, allein wie hätten ſie der Centralpunkt für ein deutſches Gemeinweſen werden können, da ſie ja jeden „anders Denkenden“ von ſelbſt ausſchloſſen? Ueberdieß nagte nicht auch an ihnen ſchon nach wenigen Jahrzehnten der Wurm der Zerſplitterung, wenn nicht etwa zufälliger Weiſe eine kräftige Perſönlichkeit unter ihnen lebte, welche ſie durch despotiſchen Zwang zuſammenhielt? Auf dieſe Art konnte es gar nicht anders kommen, als daß es jetzt in der ganzen Union keinen Staat und in keinem Staat eine Stadt oder Grafſchaft gibt, in welcher nicht Deutſche ſich eingebürgert hätten, während umgekehrt ebenſowenig eine Stadt, eine Grafſchaft, oder ein Staat exiſtirt, worin das Deutſchthum eine übermächtige Rolle ſpielte.

Davon iſt übrigens keine Rede, daß das deutſche Element überall in den Vereinigten Staaten „gleichmäßig“

vertheilt wäre, ſondern es herrſcht vielmehr hierin die größte Ungleichheit. Rechnet man nemlich alle Eingewanderten nebſt ihren Nachkommen, alſo das ganze Deutſchthum zuſammen, ſo wird die jetzt in Amerika lebende Generation auf ungefähr fünf Millionen angeſchlagen werden dürfen. Einige Statiſtiker gehen allerdings weit höher hinauf und ſprechen von ſieben oder gar acht Millionen, allein es iſt wohl zu bedenken, daß eine Menge der Enkel und Enkelkinder der ſchon vor hundert oder hundertfünfzig Jahren Eingewanderten ſich ſo ſehr mit dem Yankeethum oder wenn man lieber will mit dem Amerikanerthum vermengt haben, daß ſie lediglich nicht mehr für Deutſche zu rechnen ſind. Ja ſogar von den fünf Millionen, die ihre deutſche Abſtammung nicht verläugnen, kann ein volles Fünftheil nicht mehr deutſch ſprechen und gehört alſo ebenfalls nicht mehr zum eigentlichen deutſchen Element! Wo wohnen und leben nun aber die übrigen 4 Millionen? Etwa vielleicht ſo, daß auf jeden der 34 Staaten der Union 120,000 Deutſche kämen? Mit nichten, ſondern der Deutſche iſt nur da zahlreich, wo es ihm von jeher wohl ging. Somit kann man zum Voraus annehmen, daß in der Region der Baumwollenſtaaten, allwo die Sclaverei zu Hauſe iſt, ſich nur gar Wenige unſerer Landsleute anſiedelten und daß ſie, wenn ſie ſich je dorthin verirrten, nur allein in den größeren Städten zu finden ſind. So zählt z. B. die ganze deutſche Bevölkerung Louiſianas kaum 48,000 Deutſche, trotzdem daß New-Orleans, die Hauptſtadt Louiſianas, in welcher die bei weitem größte Mehrzahl derſelben wohnt, eine Welthandelsſtadt iſt. In Georgien, Alabama, Miſſiſſipi und Arkanſas wohnen nur je 10,000 Deutſche,

einfach weil dieſe Staaten keine große Handelsmetropolen beſitzen, und in Florida leben aus demſelben Grunde gar nur fünftauſend unſrer Landsleute! Etwas mehr Anziehungskraft hatte Süd-Carolina, denn es zählt zwanzigtauſend Deutſche, von denen aber auf Charleston allein zehntauſend kommen, ſowie Tenneſſee, woſelbſt zum mindeſten 50,000 Deutſche leben, deren Knotenpunkt die Städte Naſhville, Knoxville, Memphis und Clarksville bilden. Noch zahlreicher erſcheint das Deutſchthum in Nord-Carolina und Kentucky, denn beide Staaten zählen je etwa ſiebenzigtauſend unſerer Landsleute; allein der Grund dieſer ſtarken Einwanderung iſt nicht blos in den großen Städten, wie es daſelbſt giebt, nemlich in Louisville, Lexington, Frankfort, Wilmington, New-Bern (Neu-Bern) u. ſ. w. zu ſuchen, ſondern auch hauptſächlich darin, daß die Sclaverei in jenen Staaten im Abnehmen begriffen iſt und der Plantagenbau zum Theil wenigſtens ſchon dem Landbau Platz gemacht hat. Aus eben dieſem Grunde haben auch die Staaten Virginien, Maryland und Delaware eine bedeutende deutſche Bevölkerung, und man darf annehmen, daß von den 250,000 Deutſchen, die in Virginien leben, gut die Hälfte ſich mit Ackerbau beſchäftigt, während die Anderen in den großen Städten Richemond, Norfolk, Alexandria, Petersburg und Wheeling ihr Auskommen finden. Ebenſo iſt's in Maryland, wo ſich etwa 125,000 (nur allein in Baltimore über fünfzigtauſend) Deutſche anſiedelten, ſowie in dem winzig kleinen Delaware, in welchem ſich über 24,000 Deutſch-Redende vorfinden. Verhältnißmäßig eben ſo ſehr von Deutſchen bevölkert iſt der Staat Miſſouri, denn er zählt unter ſeinen 700,000 Ein-

wohnern etwas mehr als 100,000 unſrer Landsleute. Sie wohnen jedoch ſämmtlich nicht in dem Theile des Staates, in welchem Sclaven gehalten werden, ſondern vielmehr am untern Miſſouri, wo ſie größere Niederlaſſungen gegründet haben, ſowie in der mächtigen Stadt St. Louis, deren halbe Einwohnerzahl (50,000) deutſchen Urſprungs (eine der Vorſtädte führt den Namen „Neu-Bremen", weil blos Deutſche dort wohnen) iſt.

So ſteht es in den „Sclavenſtaaten"; ganz andere Zahlen aber weiſen die „freien Staaten" auf, denn hierher ging vor allem das Ziel der deutſchen Einwanderung. So beſteht die Bevölkerung des Staates Neuyork gut zum vierten Theile (800,000) aus Deutſchen und die von Pennſylvanien gar zu zwei Fünftheilen. Ja Viele wollen wiſſen, daß von den 2,500,000 Einwohnern dieſes letzteren Staates über 1,400,000 von Deutſchen abſtammen; allein dieſe Annahme dürfte doch allzuhoch gegriffen ſein, und ſtimmt wenigſtens nicht mit den offiziellen Polizeiberichten überein. Gelegentlich müſſen wir übrigens hier bemerken, daß nicht blos deßwegen ſich ſo viele Deutſche im Pennſylvaniſchen und Neuyorkiſchen anſiedelten, weil es ihnen dort gar gut erging, ſondern auch deßwegen, weil ſie dort gewiſſermaßen „hängen blieben". Hat man ja doch berechnet, daß regelmäßig faſt der dritte Theil der Einwanderer in den Staaten und Städten, in welchen ſie zunächſt landen — und die Hauptſtädte von Neuyork und Pennſylvanien waren bekanntlich ſtets Hauptlandungsplätze, obwohl zugegeben werden muß, daß die Frequenz Philadelphia's in jetziger Zeit mit der von Neuyork gar nicht mehr verglichen werden darf —, theils aus Mangel an Geld zur Weiterreiſe, theils weil man ihnen dort Beſchäf-

tigung anbietet, liegen bleibt, während von den zwei Reſt-Drittheilen, welche nach dem Innern Amerika's aufbrechen, die Hälfte unterwegs — daher kommt auch die ſtarke deutſche Bevölkerung in Stadt und Umgegend von Albany, Buffalo, Cleveland, Pittsburg, Wheeling, Cincinnati, Detroit, Chicago, Milwaukie u. ſ. w. u. ſ. w., weil der Zug nach dem Weſten durch dieſe Städte führt — Dienſte nimmt oder ſich anſiedelt, ſo daß nur ein einziges Drittheil im wirklichen Innern ankommt. Nach Pennſylvanien und Newyork werden Newjerſey und Ohio als die am meiſten von Deutſchen bevölkerten Staaten bezeichnet werden dürfen. Erſterer, der an Pennſylvanien und Newyork gränzt, zählt nemlich unter ſeinen 500,000 Einwohnern zum mindeſten 125,000 Deutſche, alſo ein volles Viertheil, während von den 2¼ Millionen Einwohnern Ohio's ſicherlich 600,000 unſerer Landsmannſchaft angehören. Ja nur allein in Cincinnati leben gegen 70,000 derſelben, und man darf ſagen, daß gerade die Deutſchen es waren, welche jene Stadt, wie auch den Staat ſelbſt, zu dem machten, was ſie jetzt ſind. Ebendaſſelbe gilt auch von den übrigen weſtlichen Staaten, nemlich von Indiana, Illinois, Michigan, Wisconſin, Jowa, denn überall haben ſich daſelbſt eine Menge von Deutſchen als Bauern oder Farmer angeſiedelt und überall das Land in hohen Aufſchwung gebracht. Beſonders iſt dieß bei Michigan und Wisconſin der Fall, deren Bauern-Bevölkerung zu vollen Zwei-Fünftheilen deutſch iſt, während ihre ſtädtiſche Einwohnerſchaft, beſonders die von Detroit, Ann-Arbor, Milwaukie faſt zur Hälfte unſere Sprache ſpricht. Uebrigens auch in Jowa, Indiana und Illinois gehört der dritte Theil der Bauernſchaft zur deutſchen Race, wie man denn

einzelne Gegenden, z. B. die um Belleville gegenüber von St. Louis, trifft, wo beinahe alles deutsch ist. Ja sogar über das Felsengebirge hinüber nach Californien und Oregon ist das deutsche Element gedrungen und besonders in den großen Städten San-Francisco, Sacramento u. s. w. sowie auch in den Minen-Distrikten trifft man Tausende von unsern Landsleuten. Am geringsten ist die deutsche Bevölkerung in den sogenannten „Neuenglandstaaten," also in Vermont, Neuhampshire, Connecticut, Massachusetts, Maine und Rhode-Island, denn es leben dort Alles in Allem keine 30,000 unserer Landsleute, während die Einwohnerschaft jener sechs Staaten sich doch auf mindestens $2^1/_2$ Millionen beläuft. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist übrigens leicht zu finden, und liegt nirgends anders als darin, daß dort die Heimath „der Yankees und der Natives" ist. Warum sollten die Deutschen auch in Länder ziehen, in welchen man zum Voraus gegen sie eingenommen ist und sie auf alle Weise zu unterdrücken sucht? Schließlich kommen wir noch auf die interessanteste aller deutschen Bevölkerungen zu sprechen, nemlich auf die von Texas. Im Jahre 1844 nemlich thaten sich verschiedene deutsche Fürsten und Standesherren zu einem Vereine zusammen, welcher laut großartiger Ankündigung die Absicht hatte, in jenem fernen Lande ein neues Deutschland zu gründen. Der Verein erwarb also von der damaligen Regierung von Texas (dieses bildete zu jener Zeit bekanntlich einen vollkommen unabhängigen Staat) ungeheure Ländereien, und versprach nun jedem Deutschen, der dorthin auswandern wolle, gegen Einzahlung von fl. 300. — vollständig freie Ueberfahrt, sowie ein fertiges Blockhaus nebst 160 Acker Landes, während eine Familie, welche fl. 600. — einzahlte, die doppelte Anzahl von Aeckern

bekommen ſollte. Ueberdieß verſprach der Verein, Kirchen, Schulen, Apotheken, Spitäler und Straßen auf ſeine Koſten herzuſtellen, und verlangte dagegen von dem Einwanderer nichts weiteres, als daß derſelbe auf ſeinem neu erworbenen Grund und Boden wohne und innerhalb drei Jahren fünfzehn Acker davon urbar mache. Natürlich glaubte man nun in Deutſchland endlich einmal zum Ziele einer deutſchen Colonie in Amerika zu kommen, und es begeiſterte ſich nicht blos alle Welt für den Plan, ſondern es meldeten ſich auch mehrere Tauſend vermögliche Leute, welche dorthin überzuſiedeln bereit waren. Ja es gingen in der That vom Dezember 1845 bis zum März 1846 gegen 3000 Deutſche auf den von den Fürſten gemietheten Schiffen nach Texas ab und wurden dort in der ſogenannten Matagordabai gelandet. Von da ſollten ſie ſofort in das von dem Verein erworbene Gebiet, welches weit entfernt in dem gebirgigeren und alſo geſünderen Theile von Texas lag, befördert werden; allein wie hielt man dieſes Verſprechen? Man ließ den größten Theil der Neu-Angekommenen, weil es an der nöthigen Anzahl von Fuhrwerken fehlte, oder vielmehr weil die Fuhrleute zu viel Lohn forderten, und weil zugleich die ſchlechte Witterung die Wege unfahrbar machte, ſo lange in der furchtbar ungeſunden ſumpfigten Matagordabai liegen, bis eine nicht geringe Anzahl von ihnen durch Krankheiten aller Art, ſowie durch Hunger und Elend aufgerieben und der Reſt hiedurch ſo mürbe geworden war, daß er auf alle Bedingungen einging, um nur fortzukommen. Mehr als tauſend fanden, da es an Aerzten und Apotheken vollkommen mangelte und da ſogar nicht einmal hinlänglich Lebensmittel vorhanden waren, auf dieſe Weiſe elendiglich ihren Tod, aber

auch die, welche gerettet wurden, kamen nicht auf das ihnen zugesagte Vereinsgebiet, weil dieses viel zu weit entfernt lag. Im Gegentheil kaufte nun der Vorstand des Vereins, Prinz Carl von Solms-Braunfels, einen kleinen Strich Landes am obern Guadelupe und gab jedem Einwanderer statt der versprochenen 160 — zehn Acker Landes nebst einem weitern halben Acker, um darauf ein Haus zu bauen; Familien dagegen erhielten 20 Acker. Was wollten die armen Getäuschten machen? Sie mußten sich in Gottes Namen begnügen und sich selbst helfen, so gut es ging! So enstand die deutsche Stadt Neu-Braunfels und wenige Meilen davon entfernt eine zweite deutsche Niederlassung, welche den Namen Friedrichsburg erhielt. Von der Gründung eines Neu-Deutschlands aber war nun natürlich lediglich keine Rede mehr, sondern man kam vielmehr nach und nach zu der Ueberzeugung, daß das ganze Unternehmen von Anfang an nichts viel Besseres gewesen sei, als eine großartige Geldspekulation. Es waren nemlich dem besagten hochadeligen Vereine von der Texas'schen Regierung für jede Familie, die sich in dem Vereinsgebiete ansiedle, 640 Acker zugesichert worden, so daß also den Herren Fürsten, weil sie laut Ankündigung an eine Familie nur 320 Acker abgegeben hätten, die 320 übrigen Acker als freies Eigenthum verblieben wären. Somit würden sie, wenn z. B. nur 2000 Familien nach Texas gebracht worden wären, über 640,000 Acker Landes zu verfügen gehabt haben und bei 4000 Familien über 1,280,000 Acker. Natürlich aber hätte dieses Land, wenn die Ansiedelung gelungen wäre, einen ungeheuren Werth bekommen und würde die Herren Fürsten und Standesherren zu Millionären gemacht haben. Das war der Plan, und nun natür-

lich wird kein Menſch mehr ſo thöricht ſein, zu glauben, daß der Zweck des Vereins „ein rein nationaler", wie man die Welt glauben machen wollte, geweſen ſei? Trotz allem dem gediehen übrigens die neuen Anſiedelungen beſſer, als man erwarten konnte, und es leben jetzt in Texas etwa 30,000 Deutſche, meiſt vom Ackerbau und der Viehzucht. Ob es ihnen übrigens, da Texas nicht blos ein Sclavenſtaat, ſondern vielmehr gerade derjenige Sclavenſtaat iſt, in welchem mit den Niggern am grauſamſten gewirthſchaftet wird, möglich iſt, daß ſie ſich dort innerlich wohl fühlen, laſſen wir dahin geſtellt.

Der Leſer kennt nun in Kurzem die Geſchichte der Deutſchen in Amerika und weiß alſo, daß heutzutage Leute unſerer Nation in jedem Staate und jedem Städtchen der Union getroffen werden. Nun fragt es ſich aber, von was dieſe unſere Landsleute daſelbſt leben oder vielmehr auf welche Weiſe ſie ihre Exiſtenz dort zu begründen gewohnt ſind. Bekanntlich herrſcht in Nordamerika vollkommenſte Freizügigkeit nebſt ebenſo unbedingter Gewerbefreiheit und ſomit kann jeder, der in jenes Land kommt, ein Geſchäft ergreifen, welches er will. Demgemäß ſteht es auch unſern Landsleuten frei, ihre Handthierung nach Belieben zu wählen, allein die Erfahrung zeigt, daß ſie ſich doch nicht in Allem und Jedem verſuchen, ſondern daß ſie vielmehr nur ſolche Branchen des Lebenserwerbs cultiviren, welche ihrem Charakter und ihrer Erziehung am beſten entſprechen. Beſuchen wir alſo einmal irgend eine beliebige Stadt der Union, um zu ſehen, wie es unſere Landsleute dort treiben.

Der erſte und bedeutendſte Geſchäftszweig einer Stadt iſt immer der Handel. Derſelbe theilt ſich aber wie be-

kannt, in Groß- und Kleinhandel, und dieſe beiden Genera oder Gattungen ſpalten ſich dann wieder in eine Menge von Species oder Unterarten. Nun fragt es ſich, welche Gattung von Großhandel und welche Art von Kleinhandel der Deutſche beſonders liebt. In Beziehung auf die erſte Frage iſt die Antwort leicht, denn unſere Landsleute werfen ſich faſt alle durchſchnittlich nur allein auf den „Import", d. h. auf das Einführen ausländiſcher Waaren auf den inländiſchen Markt. Wenn wir übrigens von „ausländiſchen" Waaren ſprechen, ſo verſtehen wir darunter keine ſolche, welche aus „allen" außeramerikaniſchen Ländern herkommen, ſondern vielmehr ganz allein die „europäiſchen", ja ſogar vorzugsweiſe nur die „deutſchen". Auf dieſe letzteren verſteht ſich unſer Landsmann am beſten; von ihnen weiß er, wo er ſie am wohlfeilſten und ſolideſten ankaufen kann, für ſie kennt er die ſicherſten Abſatzquellen. Warum ſollte er ſich alſo auf das Wagniß einlaſſen, ſeine Magazine mit andern Artikeln und Fabrikaten, als ſolchen, welche im alten Vaterlande erzeugt werden, zu füllen? Höchſtens fügt er noch franzöſiſche und italieniſche Erzeugniſſe hinzu, wenn er nemlich in ſeinem früheren Leben Italien oder Frankreich beſucht hat. Mit engliſchen Fabrikaten dagegen befaßt er ſich ſelten oder nie, denn er weiß wohl, daß er hierin mit dem klugen Yankee nicht concurriren kann. Beſonders gerne wirft er ſich auf deutſche landwirthſchaftliche Produkte, als da ſind Wein, Käſe u. ſ. w., ſowie auf geſtrickte Waaren, welche bekanntlich nirgends ſo wohlfeil zu haben ſind, als in unſerem guten Vaterlande, wo die Mädchen ſchon faſt im Mutterleibe zum Stricken angehalten werden. Auch mit den Zuchthäuſern Deutſchlands hat er viel zu thun, denn

dieſe liefern ihm wollene Leibchen und was dergleichen mehr iſt, und er macht deßhalb, beſonders wenn er noch ein Anfänger iſt, alle Jahre eine Reiſe nach Deutſchland, um ſeine Einkäufe in eigener Perſon zu beſorgen.

Geld gehört natürlich zu einem ſolchen Geſchäfte und ein „ganz“ Mittelloſer kann es nie beginnen, außer — wenn ihm die Handlungshäuſer ſeines früheren Vaterlandes Credit ſchenken. Hierin jedoch, in dem Creditſchenken nemlich, hat ſchon manche deutſche Firma ein Haar gefunden, denn der angehende amerikaniſch-deutſche Großhändler nimmt es hie und da mit dem Bezahlen des Creditirten nicht ſo gar genau und Einzelne ſchämen ſich ſogar ganz und gar nicht, es dem Yankee „im Bankerottiren“ gleich zu thun. Deſſen ungeachtet gelingt es dem deutſchen Großhändler in Newyork oder Neworleans, oder wo er ſonſt leben mag, doch faſt immer durch den Nimbus, in welchen er ſein Geſchäft einzuhüllen verſteht, und durch die großartigen Zahlen, mit welchen er umzuwerfen pflegt, das Vertrauen deutſcher Häuſer zu gewinnen, und wenn er ſeinen Verpflichtungen nur halbwegs nachkömmt, ſo wird ihm ſogar mehr geborgt als er ſelbſt in Anſpruch nimmt. Auf dieſe Art gelingt es alſo Manchem, oft ſogar einem Mittelloſen, nach wenigen Jahren ſchon, wenn nemlich die Geſchäfte in Amerika gut gehen, zu einem nicht unbedeutenden Vermögen zu kommen, um dann „mit Recht“ auf den Namen eines reichen Großhändlers Anſpruch zu machen. In der Regel aber ſind dieſe Herren von Haus aus vermöglich oder zählen ſie gar eine große deutſche Firma zu ihrer Verwandtſchaft und in dieſem Fall macht ſich das „Weitererwerben“ gleichſam von ſelbſt. Was übrigens dieſes letztere betrifft, ſo ſchwebt jedem von ihnen

das Bild des bekannten Joh. Jacob Aſtor aus Walldorf bei Heidelberg vor, welcher im Jahre 1783 als zwanzigjähriger, aber faſt vollkommen mittelloſer Burſche mit einigen wenigen Kürſchnerwaaren nach Newyork hinüber kam und daſelbſt im Jahre 1848 im Beſitz eines Vermögens von 30 Millionen Dollars, das iſt von 75 Millionen Gulden verſtarb. Muß ſolch' ein Beiſpiel nicht zur Nacheiferung anſpornen?

Ein Großhändler beſchäftigt natürlich immer eine Anzahl von Commis und wählt hiezu beinahe regelmäßig friſch eingewanderte junge Leute. Ob er gleich nemlich für ſeine eigene Perſon faſt ganz als Amerikaner lebt und vom eigentlichen Deutſchthum wenig mehr wiſſen will, ſo ſieht er doch ein, daß ein deutſcher Buchhalter meiſtentheils treuer iſt, als Einer, den eine Yankee-Mutter gebar. Ueberdieß arbeiten die friſch aus Deutſchland herübergekommenen Kaufmannsjünglinge viel fleißiger, ſowie auch zugleich viel wohlfeiler, als amerikaniſche Commis, und ſchließlich würde ſich ein im Lande Geborener nicht mit der wegwerfenden Vornehmheit behandeln laſſen, welche der Herr Importer gegen ſeine deutſchen Clerks anzunehmen gewohnt iſt. Man darf jedoch nicht glauben, daß nur „gebildete Kaufleute" in ſeinem Comptoir oder Magazine arbeiten, ſondern im Gegentheil beſteht nicht ſelten die Hälfte ſeiner Commis aus Leuten, welche in Deutſchland zu einem ganz andern Berufe erzogen wurden, in Amerika dagegen froh ſind, in einem Magazine um ſchlechten Lohn zu dienen, und da ſomit, wenn eine Commisſtelle aufgeht, der Andrang von Bewerbern immer ſehr groß iſt, ſo wäre es in der That ein Wunder zu nennen, wenn der Großhändler-Principal ſeine Leute nicht ein wenig »en bas« behandelte.

Amerikaner jedenfalls als bornirte Nativisten anzusehen sind, so werden aber umgekehrt selbst diejenigen Eingeborenen, welche zu den Aufgeklärten zählen und die Einwanderung mit günstigem Auge betrachten, nie zu dem Geständniß zu bringen sein, daß die Deutsch-Amerikaner auf den Bildungsgrad und die geistige Entwicklung der eingebornen Amerikaner je irgend einmal einen thatsächlichen Einfluß ausgeübt hätten. Kurz es ist nicht wegzudisputiren, daß der größte Theil der Amerikaner den eingewanderten Deutschen mit Haß und Verachtung betrachtet, und zwar mit einem Hasse und einer Verachtung, die sich bei jeder Gelegenheit auch äußerlich geltend machen. Nicht daß etwa ein neuenglischer Farmer, der einen Knecht braucht, oder ein Yankee-Fabrikherr, welcher Arbeiter nöthig hat, das deutsche Element nicht benützte! Im Gegentheil, er thut dieß regelmäßig, einfach weil er seinen Vortheil dabei findet; aber er wird, wenn er „unter Seinesgleichen" von einem dieser seiner geschickten und fleißigen Arbeiter spricht, doch nie unterlassen, denselben „einen Dutchman" oder gar „einen Regular-Dutch-Blockhead", d. h. einen eingefleischten deutschen Querkopf zu nennen. Noch weit häufiger bedient sich, wie man sich wohl denken kann, die große Masse des ungebildeten Amerikanerthums solcher Schimpfausdrücke und dieselbe läßt den Deutschen bei jeder Gelegenheit fühlen, daß derselbe „einer untergeordneten Race" angehört. Man besteige z. B. in der guten Stadt Newyork oder Boston oder selbst Philadelphia einen der vielen Eisenbahnzüge, welche auf Pferdebahnen die Straßen durchkreuzen, so wird man finden, daß jeder einsteigenden Dame von den im Wagen sitzenden Stock-Amerikanern aus Höflichkeit im Augenblicke Platz gemacht wird. Sieht man dagegen die-

hievon liegt vor Allem „in der deutſchen Sprache", ſowie „in der deutſchen Lebensweiſe", welche unſre Landsleute, trotz aller Manie ſich zu amerikaniſiren, nie ablegen, und darum iſt ſogar der Irländer, obwohl derſelbe in Beziehung auf Brauchbarkeit, Geſchicklichkeit und Sittlichkeit tief unter dem Deutſchen ſteht, dem Yankee (in mancher Beziehung wenigſtens) lieber, einfach weil derſelbe „engliſch ſpricht". Ueberhaupt hält das gemeine Volk unter den Yankees jeden, der ſich nicht „amerikaniſch" auszudrücken verſteht, für ebenſo „dumm" als „roh", und überdieß will es ihm nie in den Sinn, daß man, wie der Deutſche thut, an der Natur, an geſelliger Fröhlichkeit, an Muſik und Geſang, und was dergleichen mehr iſt, eine Freude haben kann. Noch mehr ſtößt es ſich an dem vielen „Lagerbiertrinken" der Deutſchen, da es ja beinahe durchaus der Temperenz-Heuchelei huldigt, und am allerwiderwärtigſten iſt es ihm, daß unſre Landsleute Sonntags die Kirche ſo wenig frequentiren, dagegen um ſo mehr die Wirthshäuſer, aus denen — oh des Greuels — ſogar am Tage des Herrn luſtige Walzer heraustönen! Uebrigens nicht blos die Ungebildeten unter den Yankees verfolgen den Deutſchen mit ihrem Haſſe und Vorurtheile, ſondern auch die Gebildeten, indem ſie den Satz aufſtellen, daß Leute, aus deren Mitte ſie alle ihre Dienſtmädchen nähmen, unmöglich andere Seelen, als Bedienten-Seelen haben könnten und demnach nicht würdig ſeien, dieſelben politiſchen Rechte auszuüben, wie ſie, ihre Herren. Ja manchem Amerikaner iſt der Nigger lieber, als der Deutſche, weil er jenen ſeiner Hautfarbe wegen ungenirt mit Geringſchätzung behandeln darf, während er gegen dieſen wenigſtens noch „einige" Rückſicht zu nehmen hat! Zugegeben übrigens, daß dergleichen

und der Verachtung? Man darf übrigens ja nicht glauben, daß dieſe Geſinnungsweiſe erſt etwa in neuerer Zeit in Amerika Platz gegriffen habe, ſondern dieſelbe war vielmehr ſchon lange vorher, ehe die Yankees ſich von England losſchälten, dort zu Hauſe, und wir erlauben uns zum Beweiſe dieſer Thatſache ſtatt aller weitläufigen Auseinanderſetzungen nur allein auf ein bekanntes Reſcript hinzudeuten, welches ſeiner Zeit die Colonialregierung von Maſſachuſſetts dem engliſchen Parlamente zu London vorlegte. Etwa zwanzig Jahre vor der amerikaniſchen Revolution nemlich wollte die engliſche Regierung in den ſogenannten Neuengland-Staaten ein Regiment Soldaten aus proteſtantiſchen Deutſchen (lauter friſch Eingewanderten oder Söhnen von ſolchen) errichten; allein die Colonien wehrten ſich mit Händen und Füßen dagegen und zwar aus folgenden Gründen. „Erſtens weil es Grundſatz ſei, daß ein Fremder kein Amt erhalten könne. Zweitens weil die Deutſchen die engliſche Sprache nicht verſtänden und in Sitten wie Gewohnheiten von den Neuengländern abwiechen. Drittens weil ſie unmöglich von derſelben Vaterlandsliebe beſeelt ſein könnten, wie die Eingeborenen. Viertens endlich, weil ſie allgemein in den Colonien nicht als Gleichberechtigte, ſondern nur als Diener und Gehülfen betrachtet würden.“ So ſprach man damals und ganz dieſelben Gründe des Haſſes und der Verachtung walten auch jetzt noch vor, obwohl nunmehr hundert oder hundert und zehn Jahre dazwiſchen liegen. Der Deutſche iſt dem Amerikaner möglicher Weiſe willkommen, ſo lange er nichts ſein will als ein Diener und Gehülfe, dagegen betrachtet er ihn immer „als einen Fremden“, der nie ſo denken und handeln könne wie ein Eingeborener. Die Schuld

So sehr sich nun aber auch viele Deutsche anstrengen, sich auf diese oder jene Weise zu amerikanisiren, so gelingt es ihnen doch nur selten, und der großen Mehrzahl nach merkt man ihnen ihre deutsche Geburt hinten und vornen an. Ja nicht einmal das erreichen sie, daß sie sich hiedurch bei dem Amerikaner beliebt machen, sondern sie geben vielmehr der Verachtung, welche fast jeder Yankee dem deutschen Elemente gegenüber fühlt, nur neue Nahrung. Wenn man nemlich von der Stellung der Deutschen zu den eingeborenen Amerikanern sprechen will, so darf man ohne weiteres den Satz aufstellen, daß unter ihnen keine gegenseitige Liebe und Hochachtung besteht, sondern, daß vielmehr von allen Eingewanderten der Deutsche am wenigsten die Sympathie des Eingebornen für sich hat. *) Ausnahmen kommen allerdings vor und vielleicht sogar recht viele Ausnahmen, sowie sich überhaupt der Amerikaner den Anschein gibt, als ob er die deutsche Nation, die einem Humbold und Göthe, sowie einem Luther und Melanchthon das Leben gab, überaus hoch stelle. Allein er macht einen himmelweiten Unterschied zwischen dem „europäischen Deutschland" und zwischen dem „Deutschthum, welches nach Amerika herüberkommt", und ist in seinem Innern vollständig überzeugt, daß dieses letztere zum bei weitem größten Theil aus einer „Art von Abschaum" bestehe, welchen man nur deßwegen über's Wasser befördere, um ihn zu Hause los zu werden. Wie könnte er nun aber diesen „Abschaum" mit einem andern Auge betrachten, als dem des Hasses

*) Warum im „Allgemeinen" die Amerikaner den Eingewanderten, sie mögen nun einer Nation angehören, welcher sie wollen, nicht hold sind, haben wir schon in dem kurzen Aufsatze: „Verbrechen, Einwanderung und Nativismus" gesehen.

rikaner, wenn er den Namen eines Deutschen geschrieben vor sich hat, diesen immer auf englische Manier ausspricht und z. B. Einen, welcher „Binder" heißt, immer so anredet, als ob derselbe „Beinder" hieße, während er einem Andern, der „Lauber" heißt, „Lober" ruft, weil im Englischen das „au" wie „oh" ausgesprochen wird. Was ist also natürlicher, als daß sich der Herr Lauber, damit man seinem Namen den richtigen Klang gebe, von Stund an „Lowber" (was auf englisch wie „Lauber" klingt) schreibt u. s. w. u. s. w. Ebendaher mag es rühren, daß sich Einer, der „Gräter" heißt, in einen „Grater" und ein „Leipoldt" in einen „Liepolt", ein „Jäger" in einen „Yaguer" und was dergleichen mehr ist, umtauft. Allein woher kommt es denn, daß Einer mit dem Familiennamen „Zimmermann" oder „König" oder „Weber" sich nunmehr „Carpenter", „King" oder „Weaver" unterschreibt? Woher kommt es, daß ein „Löwenstein" sich in einen „Livingstom" und ein „Kober" in einen „Cooper" umwandelt? Geschieht es nicht deßwegen, weil diese Namen altenglischen Ursprungs sind und weil also der Deutsche, der sich dieselben anmaßt, dem Amerikaner gegenüber „als ein Eingeborener" erscheinen will? Aehnliche Beispiele könnten wir noch zu vielen Hunderten anführen, allein zur Ehre unserer Landsleute müssen wir doch constatiren, daß nur der geringere Theil derselben seine Devotion gegen das Yankeethum bis zur Amerikanisirung des angeborenen Familiennamens steigert. Im Gegentheil ist es Thatsache, daß nicht sowohl die eigentlichen „Deutschen" als vielmehr die „Juden" unter denselben, die ja ohnehin mit dem Yankee am meisten Aehnlichkeit haben, solcher Schamlosigkeit obliegen.

uns um ſo mehr darüber auslaſſen, wie die große Maſſe der friſch Herübergekommenen dieß zu bewerkſtelligen ſucht.

Der Deutſche lernt, wenn er über das Alter der Jugend hinaus iſt, nur ſehr ſchwer engliſch; allein da er, einmal auf amerikaniſchem Boden angekommen, um keinen Preis als ein „Greenhorn", d. h. als ein unerfahrener mit Landesart und Landesſitte nicht vertrauter Junge erſcheinen will, ſo nimmt er ſo ſchnell als möglich verſchiedene amerikaniſche Brocken in den Mund und wirft nun mit dieſen um ſich, gerade wie wenn er den deutſchen Ausdruck dafür nicht mehr fände. Er ſagt alſo z. B. „Store" ſtatt „Laden", „Butcher" ſtatt „Metzger", „Spring" ſtatt „Quelle" und was dergleichen mehr iſt. Auch geht er nie in den „Hof", ſondern immer in die „Yard", und „läutet" an keiner „Glocke", ſondern er „ringt" die „Bell" (ring the bell). Noch weniger weiß er, wie er „Fancy work", oder „Fancy-Artikel" auf deutſch ausdrücken ſoll, und wenn er Einem ſagen will: „Du kannſt mich zu beliebiger Stunde beſuchen", ſo ſagt er nie anders als: „Du magſt in einiger Zeit (any time) kommen". Ja ſogar Liebeserklärungen macht er auf halb-engliſch und ſagt zu ſeiner Angebeteten ſicherlich nie: „ich liebe Dich", ſondern: „ich gleiche Dich", weil das engliſche Wort „like" ebenſowohl „Liebhaber" als „ſich gleichen" bedeutet. Kurz der deutſche Friſchling beſtrebt ſich, ſo ſchnell als möglich „halb-engliſch radzubrechen" und meint nationaliſirter Amerikaner zu ſein, wenn er mit einem ſolchen Gallimathias um ſich werfe.

Damit hat er aber noch nicht einmal genug, ſondern er amerikaniſirt nicht ſelten ſogar „ſeinen Namen". Dieß mag zum Theil darin ſeinen Grund haben, daß der Ame-

zu lernen. Allein was thun ſie nun? Studiren ſie wirklich die engliſche Sprache und geben ſie ſich Mühe, nicht blos engliſch „reden", ſondern auch engliſch „ſchreiben" zu lernen? Gott bewahre, ſondern ſie ſuchen vielmehr das Sichamerikaniſiren ganz wo anders! Vor Allem wirft der Kaufmannsjüngling oder Commis gleich von Anfang an den deutſchen Rock ganz ab und „äfft" den Yankee in Allem nach. Ja er geht ſogar, wenn irgend möglich, mit keinem Deutſchen mehr um und meint um ſo ſchneller den Amerikaner anzuziehen, wenn er blos amerikaniſchen Schnaps trinke und amerikaniſch gekochtes Fleiſch eſſe, ſo daß er ſich, weil er den Deutſchen nie gründlich los wird, immer mehr oder weniger lächerlich macht. Weit leichter wird es dem, der als blutjunger Burſche nach Amerika hinüber kam, ſeine deutſche Abſtammung zu verläugnen, und am allerleichteſten gelingt dieß den in Amerika von deutſchen Eltern Gebornen. Die Kinder der Deutſchen wollen nemlich durchaus nicht mehr deutſch ſein und Eines verſpottet das Andere, wenn dieſes ſich je noch der „ausländiſchen" Sprache bedient. Ja nicht einmal den deutſch-ſprechenden Eltern gegenüber brauchen ſie andere als engliſche Ausdrücke und man findet nur zu häufig, daß das Töchterlein oder Söhnlein der eigenen Mutter in's Geſicht lacht, wenn dieſe das Engliſche nicht verſteht. Ebendaher kommt es auch, daß ſogar im Pennſylvaniſchen, wo doch die deutſche Sprache ſo zu ſagen Landesſprache war, dieſe immer mehr ausſtirbt oder vielmehr blos noch von den älteren Perſonen und den Neueingewanderten geſprochen wird, und daß alſo das Sichamerikaniſiren auch hier immer weiter um ſich greift. Allein wenn wir auch hierüber kein Wort weiter verlieren wollen, ſo müſſen wir

beinahe ohne Unterſchied Hand in Hand zu gehen, nemlich darin, ſich ſo ſchnell als möglich „zu amerikaniſiren“. Jeder nemlich ſieht, ſobald er in die neue Welt eingetreten iſt, ein, daß er ſein Unterkommen um ſo weniger gut findet, je weniger er von der engliſchen Sprache verſteht. Man kann doch dem Amerikaner nicht zumuthen, daß er der eingewanderten Deutſchen wegen „deutſch“ lernt! In dieſer Erkenntniß liegt etwas vollkommen Wahres und wir glauben ſelbſt, daß Keiner unſrer Landsleute fehl geht, wenn er ſich ſo ſchnell als möglich das fremde Idiom aneignet, allein muß denn Einer deßwegen, weil er engliſch zu verſtehen ſich bemüht, auch darauf ausgehen, ſein ganzes „Deutſchthum“ zu verleugnen? Muß er ſich denn den Anſchein geben, als ſei Er, der Eingewanderte, ein Eingeborener und Stock-Amerikaner, d. h. mit andern Worten: muß er ſich „engliſiren“ (gerade wie man in Deutſchland Landpferde engliſirt) und ſeine deutſchen Sitten, ſeine deutſchen Gewohnheiten und ſeine deutſchen Anſichten ſämmtlich über Bord werfen? Auf dem Lande, d. h. unter den Bauern merkt man von dieſer Manie des Sichamerikaniſirens noch am wenigſten, denn die meiſten deutſchen Farmer begnügen ſich damit, ſo viel vom Engliſchen zu lernen, als ihnen zur Verſtändlichmachung mit ihren engliſchen Nachbarn unumgänglich nothwendig iſt. Ja viele derſelben lernen bis zu ihrer Sterbeſtunde kein Engliſch, beſonders wenn ſie in einer blos deutſch-redenden Umgebung leben! Ganz anders aber iſt es in den Städten, denn dort ſind die ſämmtlichen Arbeiter oder „Geſellen“, ſowie auch diejenigen, welche ſich als Barbiere, als Wirthe, als Grocer, oder als Importer ſelbſtſtändig etablirt haben, ſo zu ſagen „gezwungen“, ſich wenigſtens leidlich engliſch ausdrücken

erwieſen hat! Iſt es ja doch eine weitere Thatſache, daß überall, wo ſich die Deutſchen in Amerika nur irgend anſiedelten, alſo ſelbſt in den ſogenannten Sclavenſtaaten, wie z. B. in Nord-Virginien, Maryland, Kentucky, Miſſouri u. ſ. w., das Niggerinſtitut wenigſtens in ihrer nächſten Nachbarſchaft der freien Arbeit Platz machen mußte! Allein ſind deßwegen die amerikaniſchen Deutſchen in ihrer Parteiergreifung für den Abolitionismus einig? Nicht im Geringſten, ſondern die Einen halten es mit den Demokraten, während die Andern mit den ſogenannten Republikanern gehen, ohne daß ſie merken, wie die Amerikaner eigentlich nur ihr Spiel mit ihnen treiben. Ja noch mehr! Die Yankees, wenn ſie auch ganz entgegengeſetzte Politik treiben, haſſen ſich deßhalb nicht perſönlich; die Deutſchen aber befeinden ſich in ſolchem Falle geradezu und führen einen Krieg auf Tod und Leben gegen einander. Sieht man nun, warum es auch in Amerika mit der berühmten deutſchen Einigkeit gerade ſo ſteht, wie in Deutſchland ſelbſt? Dazu kommen dann noch die perſönlichen Feindſchaften, welche man hie und da mit aus Europa herüber gebracht hat, die Eiferſüchteleien der Neueingewanderten gegen die ſogenannten „Grauen", d. h. gegen die ſchon längſt im Lande Anſäßigen, welche ſich das oft etwas abſprechende Gebahren der Andern nicht gefallen laſſen wollen, ſowie endlich das Mißtrauen, von denen die große Mehrzahl der Eingewanderten gegen alle diejenigen beſeelt iſt, die draußen eine Beamtenrolle ſpielten. Kurz und gut, ein vollſtändiges Zuſammengehen des amerikaniſchen Deutſchthums iſt unmöglich, eben weil das Deutſchthum — Deutſchthum iſt!

Nur in Einem ſcheinen die ſämmtlichen Deutſchen

natürlich ohne daran zu denken, daß nur ein ganz kleiner Theil Deutſchlands zu Schwabenland gerechnet werden darf! Dieſer Nationalitäten- oder vielmehr Landsmannſchaftshaß erſtreckt ſich übrigens nicht blos auf die „ungebildeteren" Klaſſen des deutſch-amerikaniſchen Elementes, ſondern ſelbſt die ihre Naſe ſo gar hochtragenden Herren Importers und Großhändler ſind davon angeſteckt und man kann ſich bei uns zu Lande von dem Kaſtengeiſt und Cliquenweſen, welches z. B. unter den vornehmen Kaufherren New-Yorks herrſcht, gar keinen Begriff machen. Einmal beſtimmt die Größe des Reichthums ſowie, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, der kaufmänniſche Stammbaum den Rang und zum Andern gibt's Hamburger, Bremer, Lübecker, Kieler u. ſ. w. Abſonderungen. Sie fühlen ſich alleſammt nicht als „Deutſche," ſondern vielmehr als Abkömmlinge eines beſondern deutſchen Stammes und wollen Einer über dem Andern ſtehen!

Der dritte Grund, warum die Deutſchen in Amerika einander befeinden, liegt in den politiſchen Anſichten, in welchen ſie befangen ſind. Die nordamerikaniſche Union iſt nemlich bekanntlich immer in mehrere politiſche Fractionen und Parteien getheilt, von denen jede die andere deßwegen befeindet, um ſelbſt ans Ruder der Regierung zu kommen. Nun ſollte man aber meinen, die Deutſchen müßten ſchon ihres Intereſſes wegen ſämmtlich ohne Unterſchied auf der Seite derjenigen Partei ſtehen, welche der Einwanderung am günſtigſten iſt und zugleich das Panier der wahren Freiheit (alſo der Unterdrückung der Sclaverei) aufgepflanzt hat. Iſt es ja doch eine unumſtößliche Thatſache, daß unter allen Nationen Europas die germaniſche ſich von jeher als die Hauptfeindin des Sclavenweſens

Urſache dieſer ewigen Anfeindungen iſt übrigens leicht aufzufinden, denn ſie liegt zum erſten in der „Religion," zum Zweiten in der „Landsmannſchaft" und zum Dritten in der „Politik". In der Religion trennen ſich die Katholiken von den Proteſtanten und je weniger die Letzteren von ihrem Proteſtantismus Gebrauch machen, um ſo mehr laſſen ſich die Erſteren von ihrer Geiſtlichkeit aufſtacheln, die Andern als Ketzer oder gar Atheiſten zu haſſen. Wäre die Geiſtlichkeit nicht, ſo möchte vielleicht eher „ein Hand-in Handgehen" möglich ſein, aber die Kuttenträger ſchüren überall, wo ſie hinkommen, und erlauben in Amerika z. B. ebenſowenig gemiſchte Ehen, als bei uns, ſobald ſich nicht der akatholiſche Theil vorher verpflichtet, die etwaigen Kinder in der alleinſeligmachenden Religion taufen zu laſſen. Ein Glück freilich iſt's, daß man ſie nicht braucht, wenn die Brautleute ſo vernünftig ſind, die Einſegnung „ſolcher" Geiſtlichen nicht zu begehren, aber wie viele Brautleute und beſonders wie viele Bräute ſind ſo vernünftig? Noch mehr übrigens als der Religionshaß thut der „Nationalitätenhaß", denn Nord- und Süddeutſch, ſowie insbeſondere Platt- und Hochdeutſch ſtehen ſich in Amerika faſt ſchroffer gegenüber als in Deutſchland. „Was will der naſenweiße Preuß?" ruft der Baier, und jener beehrt dann dieſen wieder mit dem Titel „eines ungeſchlachten groben Klotzes". „Der blinde Heſſe!" ſchreit ein Anderer; „der ſuperkluge Sachſe!" ein Dritter, und zum Schluß meint der Weſtphale: „Ihr ſeid alle Swoaben." Dem Plattdeutſchen iſt es nemlich nicht möglich „Schwab" zu ſagen, weil er das „Sch" nicht ausſprechen kann; dagegen aber umfaßt er all' die Verachtung, welche er gegen den Hoch- und Süddeutſchen in ſich trägt, in dem Wort „Swoabe",

woche nicht wenig Geld, ſo daß gar Viele unſerer Landsleute aus Sparſamkeitsgründen wegbleiben müſſen, und überdieß betheiligen ſich nicht wenige Andere nicht, weil ſie ſich zu vornehm dünken, um mit den gewöhnlichen Arbeitern und Handwerksgeſellen an Einem Tiſche zu ſitzen oder gar zu fraterniſiren.

Dieſer letztere Umſtand bringt uns auf eine andere Charakter-Eigenſchaft, welche den Deutſchen auch in der neuen Welt anzukleben pflegt, nemlich „auf die berühmte deutſche Einigkeit.“ Merkwürdiger Weiſe wiſſen ſich nemlich unſere Landsleute in keiner Stadt und keinem Städtchen, wo ſie ſich mehr oder minder zahlreich niedergelaſſen haben, mit einander in die Länge zu vertragen, ſondern immer gibt's Haß und Zwietracht, ſowie Neid, Verhetzung und Verkleinerung. Ja ſogar rein deutſche Niederlaſſungen, deren Amerika doch wenigſtens einige zählt,*) gedeihen nur deßwegen nicht in dem Maßſtabe, als ſie vermöge ihrer guten Lage und wegen des Fleißes ihrer Bewohner gedeihen ſollten, weil dieſe letzteren ſich gegenſeitig anfeinden und einander, wenn nicht öffentlich, doch heimlich in ihrer Entwicklung hinderlich ſind. Kurz es iſt kein rechter Zuſammenhalt unter den amerikaniſchen Deutſchen, gerade ſo wenig als unter denen, welche im alten Vaterlande leben, und wenn zehn „links“ wollen, ſo rufen zwanzig „rechts.“ Dreißig oder vierzig Andere aber begehren gar rückwärts ſtatt vorwärts! Die

*) Wir unterlaſſen es abſichtlich, Namen zu nennen (obwohl wir es könnten), da wir Niemanden vor den Kopf ſtoßen wollen, aber von unſern Leſern in Amerika werden ſich Manche unwillkührlich getroffen fühlen.

einmal allzu viel Unwahres, denn wenn einige fünfzig oder sechzig deutsche Liederkränze ihre alljährliche Zusammenkunft haben, so machen sie es sich, wenigstens dem äußeren Anscheine nach, zur Hauptaufgabe, recht viel zu singen und noch mehr Lagerbier zu vertilgen. Allein deßwegen haben doch derartige Festivitäten einen ungemein vortheilhaften Einfluß auf den Charakter und die Bildung unserer Landsleute. Dieselben werden nemlich hiedurch nicht nur einander näher gebracht, so daß sie sich gegenseitig achten und lieben lernen, sondern sie kommen auch zur Erkenntniß, daß es außer dem Dichten und Trachten nach materiellem Wohlergehen auch noch ein Streben nach etwas Höherem und Geistigem gebe. Ja sogar auf die Bildung und Denkungsweise der Amerikaner selbst haben die deutschen Gesangfeste eine sehr wohlthätige Einwirkung, denn die jungen Yankees, welche sich nicht selten durch Neugierde verleiten lassen, Theil zu nehmen, werden dadurch aus ihrem egoistischen Wesen, sowie aus ihrer Prüderie und Scheinheiligkeit wenigstens in Etwas herausgerissen. Die älteren Amerikaner dagegen gerathen vor Erstaunen geradezu außer sich, wenn sie sich überzeugen müssen, daß zehn- oder zwanzigtausend Menschen (an einem großartigen Liederfeste betheiligen sich sogar oft noch weit mehrere) mehrere Tage lang vergnügt und froh bei einander sein können, ohne daß es zu Mord und Todtschlag, ja nicht einmal zu Händeln und Keulereien kommt! Man sieht hieraus, von welch' großer Tragweite derartige Festlichkeiten sind, und ohne Zweifel würde diese Tragweite sich noch bedeutend mehr ausdehnen, wenn alle Deutschen ohne Unterschied jene Tage der Fröhlichkeit und Brüderlichkeit mitmachen würden, allein leider kostet eine solche Gesangs-

abgehalten, sowie Concerte und noch viele andere dergleichen Unterhaltungen. Ja sogar Liebhabertheater veranstaltet man, wenn es nicht zu einem förmlichen Theater mit einer stehenden deutschen Truppe langt! Insbesondere aber dürfen wir der reindeutschen Feste nicht vergessen, welche sich seit den letzten paar Jahren in Amerika eingebürgert haben, wir meinen die „Turnfeste", die „Maienfeste," und insbesondere die „Gesangfeste", an welchen sich die ganze deutsche Bevölkerung der amerikanischen Städte zu betheiligen pflegt. Welche Lust, ein solches Fest mitzumachen! Welch' prächtige Aufzüge mit Fahnen und Standarten! Welch' entflammende Reden von der Tribüne herab und welch' herrliche Gesänge von Freiheit und Vaterland! Welch' immense Anzahl von Theilnehmern aus Nah und Fern und welche Verbrüderungen zwischen bisher Wildfremden! Freilich an Schattenseiten fehlt es auch nicht und man könnte vielleicht, wenn man dem Spott und der Satyre den Lauf lassen wollte, ein jegliches derartiges Fest mit folgenden Worten charakterisiren. „Erster Tag: Empfang der auswärtigen Gäste nebst viel Singen und Trinken. Zweiter Tag: Probe nebst recht viel Trinken und Singen. Dritter Tag: Concert nebst ungewöhnlich viel Trinken. Vierter Tag: so lange die Sonne scheint Pick-Nick oder Kneiperei im Freien nebst merkwürdig viel Singen und noch mehr Trinken. Nach Sonnenuntergang solenner Ball nebst allen Genüssen die dazu gehören, worunter absonderlich Trinken. Fünfter Tag: Katzenjammer mit falschen Tönen und mit unendlich vielem Trinken. Sechster Tag: Schluß des Festes und Abreise nebst einem ansehnlichen Abschiedstrunke." So könnte man sagen und es läge vielleicht in dieser satyrischen Schilderung nicht

würden es draußen unmöglich mehr aushalten. Welche Freude dann, wenn Einer, der nach Deutschland hinaus reiste, um wieder daselbst zu leben, durch irgend welche Umstände getrieben nach Amerika zurückkommt! „Ich wußte es," ruft dann der Eine oder der Andere triumphirend aus, „daß es dir im Lande der Knechtschaft nicht mehr gefallen konnte, und gerade so würde es auch mir ergehen, wenn ich mich verleiten ließe, hinaus zu fahren, wovor mich aber Gott bewahren wolle!" Trotz aller dieser großsprecherischen Rodomontaden aber — wie gern, wie unendlich gern würde er sich noch in derselben Stunde zur Hinausfahrt entschließen, wenn er es nur anders möglich machen könnte! Am übelsten sind in dieser Beziehung diejenigen daran, welche in kleineren Städten zu leben gezwungen sind oder welche sich gar als lateinische Bauern ankauften, denn sie haben oft gar Niemanden, mit dem sie ihre Ideen austauschen könnten. Ihr einziges Vergnügen besteht vielmehr darin (die Jagd etwa ausgenommen), daß sie Sonntags ihre freie Zeit zum Lesen eines guten Buches verwenden; aber bei jeder Zeile, die sie lesen, kommt ihnen eine Thräne der Erinnerung ins Auge, und sie sterben fast vor Sehnsucht, nur noch einmal die deutsche Sonne scheinen zu sehen. Und doch — was bleibt ihnen anders übrig, als — Resignation?

In dieser Beziehung hat sich übrigens in neuester Zeit gar Vieles zum Besseren gewendet, und es fehlt jetzt wenigstens in keiner der größeren Städte mehr an jenen gesellschaftlichen Einrichtungen, welche uns in Deutschland das Leben so sehr versüßen. Da gibt's Musikvereine, Lesevereine, Turnvereine und wie sich diese geselligen Verbindungen sonst noch nennen mögen. Auch Bälle werden

die Ungebildeteren, obwohl nicht zu ihrem Vortheile auszeichnen, nichts zu thun. Dagegen aber klebt ihnen eine andere Eigenschaft an, welche die ersteren nicht kennen, nemlich die Eigenschaft „des Heimwehs“. Wir haben schon oben auseinandergesetzt, daß es einem gebildeten Deutschen in Amerika nur äußerst selten möglich gemacht wird, von seiner Intelligenz und den in Europa gemachten Studien zu leben, sondern daß im Gegentheil die Meisten angewiesen sind, entweder ein Handwerk zu erlernen oder aber Bauern zu werden. Sie sehen also, daß sie es trotz aller geistigen Vorzüge nicht weiter bringen können, als ihre Nachbarn, die sich vielleicht durch besondere Rohheit auszeichnen, und nun kommt ein Gefühl von Scham über sie, welches sie fast zu Boden drückt. Ueberdem fehlt ihnen natürlich fast jeder Umgang „mit Ihresgleichen“ und folglich müssen sie sich entweder total von der Welt abschließen oder aber sind sie gezwungen, ein paar Stufen herabzusteigen und die Gesellschaften der Ungebildeten aufzusuchen. Muß ihnen aber da nicht der Gedanke kommen, wie ganz anders es draußen war, und wird ihnen also nicht vor Heimweh das Herz fast brechen? Wohl suchen sie sich in etwas damit zu helfen, daß sie auf das alte Vaterland mit Donnerkeulen losziehen und auf die „Tyrannen Deutschlands,“ sowie auf die feilen „Fürstenknechte,“ welche es unter solcher Tyrannei aushalten, auf eine greuliche Weise schimpfen; allein was wollen sie mit diesem Schimpfen? Ist's ihnen vielleicht wirklicher Ernst damit? Ei Gott bewahre, sondern sie wollen blos ihr Heimweh übertäuben! Darum beneiden sie auch innerlich Jeden, der wieder in's alte Vaterland zurückkehren kann, obwohl sie's keineswegs gestehen, sondern vielmehr mit dicken Backen behaupten, sie

ja, wenn sie zur Kirche gehen wollten, einen Stuhl darin kaufen und überdieß zur Besoldung des Geistlichen etwas Jährliches beitragen. Eine solche Thorheit aber wird man ihnen, den nunmehrigen freien Bürgern Amerika's, doch nicht zumuthen? „Wir können unsern Wein im Wirthshause trinken," rufen sie, indem sie mit der Faust auf den Tisch hineinschlagen, „und brauchen das Abendmahl nicht dazu." Aus denselben Gründen denken sie auch, wenn sie Kinder bekommen, oft Jahre lang an keine Taufe derselben, und nur erst, wenn der Frau die heimliche Angst keine Ruhe mehr läßt, citiren sie einen Geistlichen in's Haus, damit er den heiligen Actus an drei oder vier Sprößlingen zumal vornehme. „Es kostet Ein Geld," sagen sie, „ob man den Hokus-Pokus an Einem oder an Vieren vornimmt, und somit ist's doch vernünftiger, lieber gleich ein Häuflein zusammen kommen zu lassen." Solche Redensarten sind nur allzu vielfach im Schwange und wir könnten sogar, wenn wir wollten, noch weit frivolere anführen, dagegen aber dürfen wir auch nicht verhehlen, daß viele von denen, welche sich ihres Unglaubens mit so vollem Munde rühmen, in Krankheiten oder Unglückstagen in die traurigste Gemüthsverfassung fallen und längstvergessene Stoßgebetlein hervorsuchen, um sich mit ihrem Herrgott wieder zu versöhnen. Man sieht, es fehlt ihnen an dem innern Fond, sowie an der moralischen Durchbildung, womit philosophische Naturen ihre Christenthumsverläugnung zu ersetzen wissen, und der ganze deutsch-amerikanische Atheismus ist nichts anderes als eine „Forschur", wie man auf der Universität sagt.

Die „Gebildeten" unter den Einwanderern haben natürlich mit einem solchen Gebahren, durch welches sich

draußen Langeweile genug darin, und den will er nun ſehen, der ihn wieder zum Anhören einer Predigt bringt! Der Katholik allerdings wird, wenigſtens zum Theil, dieſen Standpunkt nicht einnehmen, denn die Leiter der katholiſchen Kirche waren ſo klug, wenn nicht überall in Amerika, ſo doch wenigſtens in den größeren Städten deutſche Kirchen mit deutſchen Pfarrern zu errichten, und dieſe Pfarrer wiſſen den katholiſchen Theil der deutſchen Einwanderung recht wohl aufzufinden. Auch unterlaſſen ſie es nicht, den Aufgefundenen die Hölle ſo heiß zu machen, daß dieſelben meiſtentheils zerknirſcht in ſich gehen und auch in Amerika fortfahren, dem gewohnten Bigottismus zu huldigen. Wo aber in ganz Nordamerika bekümmert ſich ein proteſtantiſcher oder vielmehr lutheriſcher Geiſtlicher um ſeine neu eingewanderten confeſſionellen Mitbrüder? Ohnehin gibt es der lutheriſchen Prediger nur wenige, da in Amerika der presbyterianiſche und methodiſtiſche (von den vielen Dutzend andern Sekten nicht zu ſprechen) Proteſtantismus vorherrſcht, und überdieß ſind dieſe wenigen, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht vom Staate, ſondern vielmehr von ihren Beichtkindern, die zuſammen eine Gemeinde bilden, angeſtellt. Was haben ſie ſich alſo um andere Lutheraner, welche nicht zu ihren Beichtkindern gehören, zu bekümmern? Die Schlingel von Neueingewanderten ſollen ſich bei ihm, dem Pfarrer, melden, wenn ſie der Gemeinde beitreten wollen, aber ihm wird man doch nicht zumuthen, denſelben nachzulaufen, um vielleicht mit Grobheiten empfangen zu werden? So kommt es denn, daß gar Viele, wenn nicht gar die Meiſten der neu eingewanderten Deutſchen Jahre lang keine Kirche ſehen und noch weniger einem Gottesdienſte beiwohnen. Sie müßten

ſeine vier oder fünf Dollar erwirbt, erheben? Er, der Zwölf-Dollarmann, kann ja im Wirthshaus „beim Lagerbier“ weit mehr daraufgehen laſſen, als der arme Schlucker mit ſeinen vier Thalern! So denken leider nur zu Viele der deutſchen Eingewanderten. Sie vermögen ſich nicht in der Freiheit zu bewegen, da ſie nicht in derſelben erzogen worden ſind, und kehren nun ungeſcheut ihre innerſte Natur, die Rohheit, heraus. Deßwegen wollen wir aber natürlich nicht behaupten, daß die „ganze“ niedere Klaſſe unſrer Landsleute der Rohheit huldigt, ſondern im Gegentheil nicht Wenige wiſſen das Geſetz der perſönlichen Freiheit, welches in Amerika beinahe keine Schranke hat, ſo ausgezeichnet zu benützen, daß ſie ſich aus der unterthänigen Servilität, die ihnen in Deutſchland anklebte, zu männlicher Selbſtſtändigkeit emporarbeiten, ohne deßwegen grobe Klötze zu werden. Nur leider ſind nicht ſie, ſondern die Andern in der Mehrzahl.

Noch auffallender, als das Benehmen des eingewanderten Deutſchen in „ſocialer“ Beziehung erſcheint, iſt ſeine Denk- und Handlungsweiſe „in Sachen der Religion“. Draußen in Deutſchland war er gewöhnt, Sonntags die Kirche zu beſuchen und ſich überhaupt ſo zu betragen, als ob er ein gut gläubiger Chriſt ſei. Zum „Nachdenken“ über ſeine Religion kam er vielleicht nie und ebenſowenig lag ihm möglicherweiſe an der „Uebung“ derſelben; aber es hätte ja Anſtoß erregt, wenn er nicht alle kirchlichen Gebräuche mitgemacht hätte, und er wäre am Ende ſogar vor den Pfarrer oder Kirchenconvent beſchieden worden. Um ſo froher iſt er aber, daß dieſer „Zwang“ nun endlich einmal ein Ende hat, und er gedenkt ſich auch recht ordentlich dafür zu revanchiren. Was Kirche? Er hatte

heit, ſowie mit dem Willen zu arbeiten und ſogar mit hinlänglichen Geldmitteln verſehen nach Amerika herüberkommen. Müſſen wir uns da nicht augenblicklich überzeugen, daß ſie wenigſtens zum großen Theil ganz anders auftreten, als früher, und namentlich den Charakter der Beſcheidenheit gänzlich verloren zu haben ſcheinen? Schon auf dem Schiff während der Ueberfahrt benahmen ſie ſich freier oder vielmehr ungezogener, als zu Hauſe, und erlaubten ſich, Frechheit mit Freiheit verwechſelnd, nicht ſelten eine Sprache gegen höher ſtehende Mitreiſende, vor der ſie in ihrem Heimathdorfe ſelbſt erſchrocken wären. Sind ſie nun aber erſt in Amerika gelandet, und haben ſie durch ihre Geſchicklichkeit als Handwerker oder auch durch die Kraft ihrer Hände als Arbeiter ihr gutes Auskommen gefunden, ſo wächſt ihre Rohheit mehr und mehr und ſie betragen ſich oft (beſonders gegenüber von ſolchen, die ihnen an Verſtand und Bildung weit überlegen ſind, dagegen aber, weil ſie kein Handwerk verſtanden, nicht ſo gut unterkamen als ſie) auf eine Weiſe, die man nur mit dem Wort „brutal“ richtig bezeichnen kann. „Ich bin, wer Du biſt,“ rufen ſie, „denn in Amerika iſt ſich Alles gleich.“ In Deutſchland hätten ſie ſich eine derartige „Dutzanrede“ nie erlaubt, denn dort lebt noch das Gefühl, daß der Gebildete, auch wenn er pecuniär minder gut daran iſt, doch immer hoch über dem Ungebildeten ſteht; aber in Amerika braucht man dem Anſtand keine Rechnung mehr zu tragen, ſondern man hat vielmehr nun Gelegenheit, den lang verhaltenen Zorn „auf die Herren“ loszulaſſen. Mit dem „Sich-kuſchen“ iſt's jetzt zu Ende und warum ſollte auch Einer, der „als Arbeiter“ zehn oder zwölf Dollar in der Woche verdient, ſich nicht hoch über den „Studirten“, der vielleicht mit Mühe

frecher und tritt mit einer Zudringlichkeit und Schamlosigkeit auf, von der man in Deutschland keinen Begriff hat. Thut er doch gerade, als ob man ihm die Unterstützung „schuldig" wäre, und wird grob, wenn man ihm nicht genug gibt! Nicht viel anders verhält es sich mit denjenigen, welche krank, siech und elend aus dem Schiffe steigen, und von denen man glauben sollte, sie müßten in solcher Lage förmlich verzweifeln. Du lieber Gott, sie und verzweifeln! Sie „rechnen vielmehr darauf," daß sie in Krankenhäusern untergebracht und so lange verpflegt werden, bis sie im Stande sind ihr Brod zu verdienen! In der That geschieht dieß auch meistentheils, freilich nicht auf Kosten Amerika's, sondern auf Kosten der Einwanderer selbst, von denen jeder ohne Ausnahme vor seiner Einsteigung in's Auswandererschiff einen Dollar zu amerikanischen Spitalzwecken (das sogenannte Hospital-Money) hinterlegen mußte, und überdieß weiß man ja, daß es in jeder größeren Seestadt der neuen Welt, in welcher Einwanderungsschiffe ankommen, sogenannte „deutsche Gesellschaften" gibt, welche keinen andern Zweck haben, als das Elend der Frischherübergekommenen zu mildern. Eine solche Gesellschaft wurde schon im Jahre 1764 in Philadelphia gestiftet und das Jahr darauf kam durch die Bemühungen des deutsch-lutherischen Pfarrers Kuntze in Neuyork ein ganz gleiches Institut zu Stande. Was braucht sich also ein armer Deutscher lange zu grämen? Er bekommt ja Unterstützung und hat sogar ein Recht zu dieser Unterstützung!

Sehen wir nun aber von dieser verhältnißmäßig ganz kleinen Anzahl von Einwanderern ab, und werfen unsern Blick auf die große Masse derer, welche in guter Gesund-

Deportirten beſitzen in der Regel nicht mehr und auch viele Andere, welche freiwillig auswandern, ſind oft und viel, wenn ſie in Amerika an's Land treten, faſt ganz ohne Geld, da ſie zu Hauſe glaubten, man habe genug gethan, wenn man nur die Ueberfahrt bezahlen könne) auf dem ihnen gänzlich fremden Boden der neuen Welt an und erhalten ſie nicht im Augenblicke (was natürlich nur ſelten geſchieht) Beſchäftigung, ſo bleibt ihnen nichts übrig, als Andern zur Laſt zu fallen. Sie machen ſich alſo, wenn ſie nemlich geſund ſind, alsbald auf die Sohlen und verlegen ſich ohne Weiteres auf den Bettel. Zu Hauſe hätten ſie dieß nicht gewagt, denn ſie würden die auf das bettelhafte Vagabundiren geſetzte Strafe gefürchtet und ſich überdem vor ihren Nachbarn geſchämt haben; in Amerika aber — was bedarf es da eines Schamgefühls und überdieß warum wäre man denn in einem freien Lande, wenn man daſſelbe nicht einmal „ausbeuten" dürfte? Darum kann man auch in den Straßen der Städte, in welchen ſich die Einwanderung zuſammendrängt, immer Dutzende von verkümmerten Geſtalten, beſonders von erbärmlich gekleideten und hungrig blickenden Weibern mit noch elender dreinſchauenden Kindern auf dem Arme ſehen, die gegen jeden Vorübergehenden ihre Hand ausſtrecken, um ſein Mitleid in Anſpruch zu nehmen. Andere aber, die vielleicht ſchon zu Hauſe das Bettelhandwerk verſtanden, ſchleichen ſich in die Häuſer und begehren von den Inwohnern (merkwürdiger Weiſe wiſſen ſie die deutſchen Quartiere gleichſam inſtinktmäßig herauszufinden) die nöthige Unterſtützung. Zugegeben muß allerdings werden, daß auf hundert Einwanderer, beſonders in der neueren Zeit, kaum ein einziger Bettler kommt, allein dieſer iſt dann auch um ſo

Amerika ihr Leben machen, und welche Art von Geſchäften ſie treiben, kommen wir auf ihre „Denk- und Lebensweiſe," ſowie auf den „Charakter," den ſie dort zur Schau tragen. Mancher wird nun meinen, daß hierüber nicht viel zu ſagen ſein könne, da unſere Landsleute über'm Waſſer drüben ohne Zweifel gerade ſo denken und leben wie im alten Vaterlande, und in gewiſſer Beziehung iſt der Satz richtig, denn auch in der neuen Welt ſind die Deutſchen meiſt fleißig, arbeitſam, ehrlich, bieder, wie zu Hauſe, und überdem eſſen und trinken ſie, wenn ſie es anders möglich machen können, gerade ebenſo, wie ſie es von Jugend an gewohnt waren. Dennoch aber werden ihre Charaktereigenſchaften durch das Land, in welchem ſie leben, unwillkürlich (vielleicht ſogar ohne daß ſie ſich deſſen ſelbſt bewußt ſind) modificirt, und ſie erhalten durch die Verhältniſſe, in denen ſie ſtehen, ſowie durch den Umgang mit einer ihnen ganz unähnlichen Menſchenrace einen ganz abſonderlichen Anſtrich, ſo, daß einzelne ihrer urſprünglichen Eigenſchaften total verſchwinden, während andere um ſo greller hervortreten. Betrachten wir nur einmal die niederere Volksklaſſe, d. h. diejenige, aus welchen die Mehrzahl der amerikaniſchen Deutſchen beſteht (denn man darf, auf ſtatiſtiſche Quellen geſtützt, unbedingt behaupten, daß unter hundert Eingewanderten im höchſten Falle fünf zu den ſogenannten höheren Ständen gerechnet werden dürfen) — betrachten wir alſo dieſe Leute, ſo fällt uns im Augenblicke auf, daß ſie ſich in Amerika viel „freier und rückſichtsloſer" betragen, als ſie es in Deutſchland zu thun gewohnt waren. Sind ſie nemlich total arm, d. h. kommen ſie, wie leider nur zu oft der Fall iſt, nur mit wenigen Gulden in der Taſche (die von den Gemeinden

sie ein ziemliches Vermögen besaßen, schon nach wenigen Jahren elendiglich zu Grunde gingen, oder daß sie sich wenigstens nur mit großer Mühe und unter übermäßigen Anstrengungen durch's Leben brachten. Mancher wird dieß unbegreiflich finden, denn in Deutschland stellt man sich das Ding ganz anders vor, als es in Wirklichkeit ist, und Mancher meint, es werde genügen, wenn er ein paar Dutzend landwirthschaftliche Bücher durchlese. Ja der Eine oder der Andere geht in seiner Illusion sogar soweit, daß er glaubt, das Leben auf einer Farm habe etwas „Idyllisches" an sich, und wenn man den Tag durch seine Geschäfte spielend besorgt habe, so sitze man Abends vor'm Hause im Schatten der Bäume und lasse sich den kühlenden Trank im Kreise seiner Familie wohl schmecken. Aber wenn dann die „Wirklichkeit" beginnt und wenn die Schwielen an den Händen und der Schweiß auf der Stirne daran erinnert, daß man „solche Arbeit" noch nie verrichtet hat, so wird man sich urplötzlich bewußt, daß ein himmelweiter Gegensatz zwischen Theorie und Praxis besteht. Würde aber Einer „durch sich selbst" dessen nicht bewußt werden, d. h. würde er Alles ohne Murren und Wehklagen ertragen, so müßte er durch das schlechte Aussehen seiner Pferde und Kühe, sowie durch das geringe Erträgniß und die Magerkeit seiner Felder mit Nothwendigkeit daran erinnert werden. Kein Wunder also, wenn „derartige" Hofbesitzer von ihren bäuerischen Collegen, die ihre Handthierung gründlich verstehen und von Jugend an mit dem Selbstarbeiten vertraut sind, mit ziemlich verächtlichem Spott behandelt und deßwegen mit dem Titel „lateinische Bauern" oder „Gentlemen-Farmers" beehrt werden!

Nachdem wir nun gesehen, wie die Deutschen in

höfe ausnehmen, welche den ſogenannten „lateiniſchen Bauern“ oder „Gentlemen-Farmers“ angehören. Es kommt nemlich nicht ſelten vor, daß Männer aus den gebildeten Ständen Deutſchlands, welche durch das Schickſal oder durch ihren eigenen Willen nach Amerika hinüber geſchleudert wurden, in der Verzweiflung, weil ſie einſahen, daß ſie ſich mit dem, was ſie erlernt haben, unmöglich fortbringen können, zu dem Auskunftsmittel greifen, eine kleinere oder größere Farm zu kaufen, um von deren Erträgniß zu leben. Sie ſind nemlich der Anſicht, die Sache mache ſich in Amerika ſo leicht als im alten Vaterlande, wo Einer, der ein Landgut kauft, einen Verwalter oder wenigſtens Oberknecht einſtellt, welcher dann alles Nöthige beſorgt, ſo daß auch ſolche, die von der Landwirthſchaft gar nichts verſtehen, zur Noth als Gutsbeſitzer exiſtiren können. Leider aber ſind die Verhältniſſe in Amerika total anders, denn hier gibt es keine „Oberknechte“ und keine „Verwalter,“ ſondern man muß vielmehr den Pflug ſelbſt in die Hand nehmen und das Vieh mit eigenen Händen melken, wenn man nicht in wenigen Jahren ſchon ein ruinirter Mann ſein will. Iſt aber die Farm ſo groß, daß man ohne Beihülfe nicht umkommen kann, ſo wird man allerdings genöthigt, einen oder zwei Knechte, wenn man ſie nemlich anders bekommen kann, zu miethen; allein die Koſten derſelben ſind ſo groß, daß man jedenfalls „mitarbeiten“ muß, und überdieß, wie werden ſolche Knechte mit dem Landgute umgehen, ſobald ſie einſehen, daß der Beſitzer von dem Betrieb deſſelben nichts verſteht? Es iſt daher eine Erfahrungsſache, daß die gebildeten Deutſchen, die ſich in Amerika der Oekonomie widmen, ohne daß ſie dieſelbe vorher „praktiſch“ erlernt haben, meiſtentheils, auch wenn

und Birnbäume tragen! Nehmen wir an, wie viel tauſend und aber tauſend Galonen vortrefflichen Weines nunmehr in Amerika erzeugt werden, während die Yankees ſteif und feſt behaupteten, der Weinſtock könne in den Staaten der Union unmöglich zum Gedeihen gebracht werden! Freilich ſind die Nordamerikaner auch heut zu Tage noch nicht fähig, die Weinrebe zu cultiviren, obwohl dieſelbe nun ſchon ſeit dem Jahre 1710 von unſern Landsleuten daſelbſt eingebürgert wurde.*) Allein dieſe Yankee'ſche Unfähigkeit iſt um ſo ruhmvoller für uns, als darin das Geſtändniß liegt, daß wir Deutſche dem Amerikaner wenigſtens in Einer Beziehung, nemlich in der Cultur der edelſten Pflanze, die es gibt, überlegen ſind!

Doch genug! Die Thatſache ſteht feſt, daß wenn die Yankees in den Städten das Dominium führen, die Deutſchen auf dem Lande den Amerikanern zum Muſter dienen könnten, und es wird daher keinem „unbefangenen" Amerikaner einfallen, unſeren Landsleuten in dieſer Beziehung nicht Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Nur muß man hiebei, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Farmen oder Bauern-

*) Die Pfälzer, welche anno 1710 in Folge der Franzoſengräuel ihr Vaterland mit Amerika vertauſchten, waren die erſten, welche in Verbindung mit einigen Schweizern in ihren Niederlaſſungen zu Friedrichsburg und Neubern in Virginien Weinberge anlegten, und ihnen folgten dann andere deutſche Anſiedler in Nordcarolina. Neueſter Zeit haben ſich beſonders die Deutſchen in Ohio dem Weinbau gewidmet und auch in Miſſouri (hauptſächlich in und um Herrmann) ſind ſie nicht zurückgeblieben. Die meiſte Ausſicht, weinproducirende Staaten zu werden, haben jedoch Californien und Oregon, da ſie weit günſtiger gelegen ſind, als alles Land weſtlich vom Felſengebirge, und es widmen ſich daher ſeit neueſter Zeit ſehr viele der dorthin eingewanderten Deutſchen mit großem Vortheil dem Winzergeſchäfte.

Verkaufen wohl einen doppelt so hohen Werth, als die des Yankee-Nachbars. Ueberdieß — warum stehen denn die Felder unsres Landsmannes so fett und schön da? Warum treibt sein Mais und sein Waizen weit höhere Kolben und Aehren, und warum erntet er von seinen übrigen Aeckern fast doppelt so viel, als der Amerikaner daneben? Das kommt von seiner fleißigen Bewirthschaftung und insbesondere von der Stallfütterung her, denn durch diese gewinnt er den Dünger, vermittelst welchem er sein Land in immer gleich fruchtbarem Zustande erhält. Kurz der Unterschied zwischen der Art und Weise, wie der Deutsche und wie der Amerikaner seinen Hof umtreibt, ist handgreiflich, und daß sich der Vortheil auf deutscher Seite befindet, geben jetzt selbst die Yankees zu. Freilich nicht mit dem Munde, denn wie könnte man einen Yankee dazu bringen, in irgend einer Sache seine Untergeordnetheit zuzugeben, aber mit der That und in der Praxis, indem deutsches Vieh als „Mustervieh" gekauft wird und deutsche Produkte auf landwirthschaftlichen Ausstellungen Preise erhalten.

Uebrigens nicht blos im gewöhnlichen Feldbau ist der Deutsche dem Amerikaner total überlegen, sondern es hat ersterer auch Culturpflanzen in Amerika eingeführt, von denen man früher glaubte, daß sie dort gar nicht fortkommen. Nehmen wir nur an — um von den Schafen, von denen man vor der Einwanderung der Deutschen so zu sagen gar nichts wußte, während sie jetzt in mächtigen Heerden gehalten werden und ihren Eigenthümern großen Nutzen bringen, gar nicht zu sprechen, — welch' elende Obstsorten vor fünfzig Jahren noch in den Vereinigten Staaten zu Hause waren und wie wunderbar herrliche Früchte dagegen die von den Deutschen veredelten Apfel-

wenig oder auch gar nichts, denn wozu braucht er Stallungen und Heuſchober, da ja ſein Vieh Tag und Nacht auf der Waide zubringt? Warum ſoll er ſich die Mühe machen, Gemüſe zu pflanzen und Obſtbäume zu cultiviren, da ja in ſeiner Küche kein Gemüſe verbraucht wird und da er das Obſt weder zu dörren noch in haltbaren Moſt zu verwandeln verſteht? Geht man nun aber vollends gar auf die Felder hinaus und ſieht ſich zugleich die Viehheerden an, ſo wird der Gegenſatz zwiſchen Deutſchthum und Amerikanerthum noch ſchärfer hervortreten. Der Amerikaner nemlich pflanzt nichts, als Mais und Waizen, und wenn er ſich hoch verſteigt, ſo cultivirt er noch Tabak, Kartoffeln, Hopfen und Gerſte. Auch ſehen ſeine Felder faſt durchaus mager aus, gerade wie auch ſein Vieh, welches auf den naſſen Wieſen nebenan kampirt. Ueberdieß merkt man wohl, daß er auf ſeine Rinder und Kühe keinen allzu großen Werth legt, denn ſie ſind vielleicht ſeit Wochen nicht gereinigt worden und ihr Haar iſt ſo ſtruppig, wie die Borſten eines Igels. Ebenſo heruntergekommen nehmen ſich die paar Pferde aus, welche mitten unter dem Rindvieh auf der Waide laufen und nur allein den Säuen, die in großen Heerden in dem nahen Maisfelde ſich gütlich thun, ſcheint es wohl zu ſein. Welch' ganz andern Eindruck aber macht das Vieh unſeres Landsmannes auf uns! Da waidet weder Kuh noch Roß auf dem Felde, ſondern ſie ſtehen ſämmtlich in guten, warmen Stallungen, und wenn man dieſe Stallungen betritt, ſo freut man ſich ordentlich über das runde, glänzende Ausſehen der Thiere. Freilich koſtet es mehr Mühe, dieſelben im Stalle zu füttern, als ſie Tag und Nacht im Freien zu laſſen, aber dagegen gedeihen dieſelben auch ſichtlich und haben beim

nach dem Lande „der Freiheit und Gleichheit“, die andern Mädchen und Jungfrauen aber, die etwas Höheres im Sinne tragen, werden klüger handeln, wenn sie die Heimath der Fremde vorziehen.

Einen ganz andern Standpunkt nehmen die auf dem Lande lebenden Deutschen ein, denn wenn unsere Landsleute in den Städten, die wenigen Groß- und Kleinhändler, sowie die Aerzte und Apotheker ausgenommen, so zu sagen eine „untergeordnete“ Rolle spielen und „der großen Mehrzahl nach“ dem Yankee „als Gesellen“ dienen, so sind sie dagegen auf dem Lande so gut oder vielmehr noch besser „die Herren“, als die Amerikaner. Auf dem Lande leben nemlich in Amerika nur allein Bauern oder „Farmer“, wie man sich dort ausdrückt, und zugleich stehen die Gehöfte immer so vereinzelt, daß sie nie „Dörfer“ bilden können. Ja man weiß in ganz Nordamerika so zu sagen gar nichts von einem Dorfe, oder von einem gemeinsamen Zusammenleben der Bauern, sondern es gibt nur „Stadtgemeinden,“ worunter freilich auch ganz kleine und unbedeutende. Ebendeßwegen existiren auch nirgendwo Gewerbe, als in den Städten, und der auf dem Lande lebende Deutsche ist nur allein Bauer und nichts als Bauer, gerade wie auch der neben ihm ansäßige Yankee oder eingeborene Amerikaner. Allein welcher Unterschied herrscht zwischen dem Hofe unsres Landsmanns und dem des Amerikaners? Dort ist Reinlichkeit und Ordnung; dort erhebt sich das Wohnhaus zu einer stattlichen Höhe und an dasselbe reihen sich Scheunen und Stallungen in Menge; dort prangt ein großer Garten mit herrlichen Obstbäumen und an Zierpflanzen sowie an Gemüsen fehlt es auch nicht. Hier aber, beim Yankee, findet man von allem dem ganz

kaniſchen Doctoren gegen ihre germaniſchen Collegen zu Felde ziehen.

Dieß ungefähr ſind die Beſchäftigungen, welchen die in den Städten lebenden Deutſchen obliegen und für gewöhnlich wird es daher keinem allzu ſchlimm ergehen, der ein ordentliches Handwerk gelernt hat oder ein paar kräftige Arme beſitzt, um ſich damit zur Noth als Pack- oder Kohlenträger fortzuhelfen. Die andern Alle aber, welche derlei Eigenſchaften nicht beſitzen und auch nichts von der Medizin und Muſik verſtehen, mögen ſich die Sache vorher wohlweislich zwei- oder dreimal überlegen, ehe ſie dem ungewiſſen Schickſal, das ihrer in Amerika wartet, entgegen gehen und zwar um ſo mehr, als die Meiſten, wenn ſie die Energie, den Fleiß, die Geduld und die Ausdauer, welche ſie in Amerika brauchen, um zu etwas zu kommen, in Deutſchland aufgewandt hätten, ohne Zweifel zu Hauſe ebenſo weit, wenn nicht weiter gekommen wären, als in dem Lande der Yankees. Eben dieſen Rath möchten wir aber nicht blos den Jünglingen und Männern, ſondern auch den Weibern und Mädchen geben. Ihnen nemlich, wenn ſie darauf angewieſen ſind, ihr Brod durch eigene Arbeit zu verdienen, bleibt nichts übrig, als entweder mit Sticken und Nähen kaum ſo viel zu erwerben, daß ſie dem Hungertode entgehen, oder aber ſich „als Dienſtboten“ zu verdingen. Als ſolche ſind ſie übrigens ſtets geſucht, und ſogar nicht blos geſucht, ſondern auch ſehr gut bezahlt, weil eine amerikaniſche Familie den Fleiß, die Treue und die Ordnungsliebe eines deutſchen Dienſtmädchens dem Schmutz und der Trunkſucht einer Irländerin bei weitem vorzieht. Wer alſo nach nichts Beſſerem begehrt, als nach dem Looſe „des Dienens“, der mache ſich immerhin auf

worden. Zugestanden muß allerdings werden, daß früher nur zu oft irgend ein deutscher Pflasterstreicher oder auch ein anderer unwissender Strolch sich da oder dort als Arzt aufthat und unter Riesen-Ankündigungen zu prakticiren begann, während er doch von der Medizin so wenig verstand, als der Blinde von der Farbe. Ja es muß sogar zugegeben werden, daß noch jetzt in mancher Stadt solche erbärmliche Windbeutel in die Arzneikunst hineinpfuschen; allein nie und nimmer wird sich ein derartiger Giftmischer inmitten der deutschen Bevölkerung niederlassen, sondern er wird sich vielmehr immer in einem amerikanischen Viertel herumtreiben. Warum aber dieß? Einfach deßwegen, weil die jetzigen Deutschen Amerika's sich, ehe sie sich einem Arzte anvertrauen, immer vorher genau erkundigen, ob derselbe ein „wirklicher", d. h. ein auf deutschen Universitäten gebildeter Arzt sei oder nicht, und nur einem solchen, nicht aber einem Quacksalber ihre Kundschaft zuwenden! Es ist ja kein Mangel an guten deutschen Aerzten, sondern im Gegentheil, das letzte Jahrzehnt hat deren eine große Menge nach Amerika gebracht, warum sollte man also Gesundheit und Leben einem unwissenden Betrüger Preis geben? So halten's wenigstens die „Vernünftigeren" unter den Deutschen (die Unvernünftigen lassen sich in der ganzen Welt an der Nase herumführen) und ebendeßwegen haben die „guten" deutschen Aerzte immer auch auf eine „gute" Praxis zu rechnen. Ja sogar unter den Amerikanern wußten sich Viele derselben Bahn zu brechen, wenn sie der Sprache nur halbwegs mächtig waren, und es ist daher wirklich oft komisch mit anzuhören, mit welch thörichtem Hasse die von Eifersucht und Neid erfüllten ameri-

fühlt, oder ob er es nicht am Ende für ehrenvoller hält, von seiner Hände Arbeit, auch wenn sie ihm noch so schwer fällt, zu leben! Eigentliche Musiker dagegen, d. h. wirkliche Künstler, haben in Amerika schon sehr oft einen äußerst anständigen Wirkungskreis erhalten, obgleich nie oder wenigstens selten unter den Yankees, sondern vielmehr fast immer unter den Reicheren des deutschen oder auch französischen Elementes. Einen weit besseren Stand haben die deutschen „Apotheker und Aerzte", denn von ihnen sichern sich die Meisten nicht blos ein ordentliches Auskommen, sondern werden auch in der Gesellschaft sehr respectirt. Deutsche Apotheken fehlen nemlich nirgends, wo Deutsche wohnen. Im Gegentheil trifft man ihrer in mancher Stadt so viele, daß man glauben sollte, sie könnten sich unmöglich mehr fortbringen. Auch mag es hie und da vorkommen, daß der Eine oder der Andere, weil der Stand übersetzt ist, nur ein sehr beschränktes Einkommen hat; allein diese Fälle sind sicherlich die selteneren, denn seit den letzten zehn Jahren fängt auch der Amerikaner an einzusehen, daß die Arzneimittel, welche man sich in einer deutschen Apotheke zurecht machen läßt, ganz anders präparirt sind, als das Mixtum compositum des Yankee-Quacksalbers, und zieht es daher vor, in Krankheitsfällen seine Recepte in die deutsche Apotheke zu senden. Ja es ist an manchen Orten schon so weit gekommen, daß die eingeborenen Apotheker ihre Läden geradezu schlossen, weil die Deutschen das Uebergewicht über sie erhielten, und es wird selbst von englisch-amerikanischen Aerzten zugestanden, daß erst durch die Deutschen die Apothekerkunst eine solide Basis erhalten habe. Ganz dasselbe oder vielmehr noch ein höheres Verdienst haben sich die deutschen Aerzte er-

irgend einer Gemeinde zum Pfarrer gewählt werden. Auch „Sprachkenntniſſe“ führen nicht ſelten zu einem geſicherten Broderwerb, denn man kann ja dann entweder Privatſtunden geben oder auch eine öffentliche Schule für die Kinder wohlhabenderer deutſcher Eltern errichten. Ueberdieß kommt mancher Sprachlehrer, vorausgeſetzt, daß er mit dem Engliſchen vertraut iſt, auch in amerikaniſchen Erziehungsanſtalten unter und hat dann wenigſtens eine Exiſtenz. Weit beſſer ſtehen ſich Solche, welche etwas von der Gärtnerei oder von der Muſik verſtehen, denn in beiden Fällen darf es ihnen nicht bange ſein, am Hungertuche nagen zu müſſen. Die Gärtnerei iſt nemlich ſo zu ſagen durch die Deutſchen erſt nach Amerika gekommen und wird auch jetzt noch beinahe einzig und allein von ihnen betrieben. Die Muſik aber — nun wer einen Stock-Amerikaner nur anſieht, der wird ſogleich merken, daß derſelbe durch und durch unmuſikaliſch iſt und alſo das „Muſikmachen“ Andern überlaſſen muß. *) Dennoch liebt es der Yankee, Muſik zu hören, freilich keine Concert-Muſik, ſondern vielmehr ein recht lautes Gedudel, das eigentlich gar keine Muſik iſt, aber eben deßwegen kann jeder, der nur irgend ein Inſtrument verſteht oder das Clavier zu ſchlagen im Stande iſt, mit ziemlicher Leichtigkeit ein Unterkommen finden, d. h. er kann wenigſtens ſo viel erwerben, daß er nicht zu Grunde geht. Ein Anderes aber iſt's freilich, ob er ſich in dieſer ſeiner Muſikantenſtellung, die oft eine verächtlichere iſt, als in Deutſchland die eines herumziehenden Bänkelſängers und Schnurrpfeifers, wohl

*) Näheres hierüber erfährt der Leſer in dem ſpäter folgenden Artikel „Muſik und Muſikanten in Amerika.“

ausgesetzt, daß sie durch den starken Bierconsum, welchem sie als Wirthe fröhnen, noch nicht zur Arbeit unfähig geworden sind) zu ihrem alten Geschäfte zurückzukehren. *)

Von den Wirthen kommen wir durch eine regelrechte Ideenassociation auf die „Künstler und Gelehrten" zu sprechen, an denen es, wie man sich wohl denken kann, unter einer deutschen Bevölkerung nie fehlt. Leider jedoch ist Amerika nicht der Ort, wo Kunst und Wissenschaft gedeiht und es gelingt Einem nur selten, sich in einer dieser beiden Branchen eine gesicherte Existenz zu verschaffen. Umgekehrt aber findet man es nur zu häufig, daß z. B. ein Maler zum Handwerk des Anstreichers greifen muß, wenn er nicht Hungers sterben will, **) während der Philosoph, der Jurist, der Finanzmann und der Schriftsteller sich nicht selten als Bauernknecht verdingt, oder irgend ein Handwerk lernt, da er sich durch seine Intelligenz unmöglich fortbringen kann. Höchstens bringt er's zum Zeitungsschreiber, wenn er nicht etwa die Errichtung einer Bierkneipe vorzieht, und jedenfalls darf er froh sein, wenn er nicht (was schon manchem deutschen Professor begegnete) gezwungen ist, durch seiner Hände Arbeit an Eisenbahnen oder Straßenbauten sein Brod zu verdienen. Besser geht es denen, welche etwas von der „Theologie" verstehen, denn sie können als Prediger auftreten und am Ende von

*) Der geneigte Leser vergleiche hiemit die drei Artikel der lebenden Bilder aus Amerika, nemlich den „Emigranten-Wirth", den „Boarding-Wirth" und vor allem den: „Draußen Doctor Juris Utriusque, in Amerika Bierwirth."

Anmerk. des Setzers.

**) Man vergleiche gefälligst den Artikel in Griesingers Lebenden Bildern: „Der Künstler in Amerika."

Anmerk. des Setzers.

Wenn nun aber Einer es als unſelbſtſtändiger Arbeiter durchaus nicht mehr aushält, ſollte es denn dann nicht doch noch einen Ausweg geben, um als eigner Herr ſein Leben zu machen? Sicherlich iſt dieß der Fall, denn derſelbe kann ja „Wirth“ werden! Wirth werden und wirthſchaften — welch ein Vergnügen! Conceſſion braucht man keine, denn jeder darf ja in Amerika thun und treiben, was er will, und auch die Abgaben ſind gering, ja oft faſt auf Null reduzirt. Ueberdieß erfordert es nur ein ganz geringes Capital, um eine deutſche Bierſtube zu etabliren. Warum ſollte man alſo dieſen Erwerbszweig nicht ergreifen, beſonders wenn Einer viele Kameraden und gute Freunde hat, die ihm ihren Beſuch zukommen laſſen werden? Aus dieſem Grunde gibt es in jeder Stadt Amerika's, in welcher ſich Viele unſerer Landsleute niedergelaſſen haben, der deutſchen Wirthſchaften eine unendliche Menge, allein ſie halten ſich beinahe durchaus auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Die meiſten ſind nichts anderes, als gewöhnliche Kneipen, und höchſtens bringt's Einer zu einer ordentlichen Reſtauration oder zu einem guten Logirhauſe. Allerdings wird er letzteres ſtets ein Hotel nennen, allein „Hotels im wahren Sinne des Worts“ findet man nur äußerſt ſelten in den Händen unſrer Landsleute. Das übrigens läßt ſich nicht in Abrede ziehen, daß es auch dem bloßen Kneipier manchmal recht gut geht und daß es ihm, beſonders wenn er einen Sommerbiergarten mit ſeinem Salon zu verbinden im Stande iſt, nicht ſelten gelingt, ein ordentliches Stück Geld zu verdienen. Die meiſten Bierwirthe jedoch nehmen alljährlich nicht mehr ein, als ſie brauchen und ſomit geben beinahe zwei Drittheile nach wenigen Jahren das Handwerk wieder auf, um (vor-

bald ſie „als Geſellen“ arbeiten, im Allgemeinen genommen in Amerika ihr gutes Auskommen haben, ſo empfindet es doch derjenige unter ihnen, welcher in Deutſchland als ſelbſtſtändiger Meiſter zu exiſtiren gewohnt war, äußerſt ſchmerzlich, wenn er nun auf einmal dieſe Selbſtſtändigkeit aufgeben ſoll. Er verdiente vielleicht draußen mit all' ſeiner „Meiſterſchaft“ kaum die Hälfte von dem, was ihm nun „als Geſelle“ ausbezahlt wird, und hatte alſo mit Sorgen aller Art zu kämpfen, allein er war doch ſein eigener Herr und durfte commandiren ſtatt commandirt zu werden. Ebendeßwegen verſucht er es auch hie und da, ſich auf dieſelbe Weiſe, wie draußen, als Meiſter-Handwerker niederzulaſſen, und wird alſo Schloſſer, Schreiner, Wagner oder Schneider „auf eigene Fauſt“. Allein wie ergeht es ihm dann? Möglicherweiſe eine Zeit lang nicht gerade allzu ſchlecht, wenn er mitten unter Deutſchen wohnt; denn von dieſen werden immer wenigſtens Einige ihm ihre Kundſchaft zuweiſen. Allein die Meiſten überzeugen ſich doch bald, daß ſie das, was ſie bei dem deutſchen Meiſter „auf Beſtellung“ machen laſſen, weit höher zu ſtehen kommt, als wenn ſie denſelben Gegenſtand „fix und fertig“ im Laden kaufen würden, und dann hat es natürlich mit ihrer Kundſchaft ſogleich ein Ende. Somit ſieht ſich der beſagte Meiſter nach kurzer Zeit „auf reine Reparatur-Geſchäfte“ reduzirt, und wendet ſich, weil die Reparaturen allzu wenig eintragen, nothgedrungen wieder dem Geſellenſtande zu. Ausnahmen mögen natürlich immerhin vorkommen, in der Regel jedoch geht es ſo, wie wir eben ſagten, mit alleiniger Ausnahme des „Barbiergeſchäfts“, welches nicht fabrikmäßig betrieben werden kann, und deſſen ſich die Deutſchen total bemächtigt haben.

zur Auswahl hält, und ſomit ſind die eingewanderten Handwerker, wenn es ihnen nicht (was übrigens nicht allzu oft der Fall iſt) gelingt, eine eigene derartige Fabrik anzulegen, darauf angewieſen, „als Geſellen“ zu arbeiten. In der That gibt es nun auch ſolcher deutſchen Geſellen oder Arbeiter, wie man ſie in Amerika heißt, in allen größern Städten eine ſchwere Menge und man darf mit Recht ſagen, daß die Fabrikherren zu allen feineren Arbeiten, d. h. zu denjenigen, bei welchen man nicht blos Kraft, ſondern auch Geſchicklichkeit und Geſchmack nöthig hat, faſt nur allein Deutſche verwenden. Ueberdem kennt der Amerikaner den deutſchen Fleiß gar wohl, ſowie die deutſche Ordnungsliebe, und wird daher als Manufakturiſt, wenn er die Auswahl zwiſchen einem Irländer oder Deutſchen hat, faſt immer — er müßte denn ein ſtarker Native ſein — nach dem letztern greifen. Aus dieſem Grunde geht es den meiſten deutſchen Arbeitern, vorausgeſetzt, daß gerade keine beſchäftigungsloſe Zeit vorherrſcht, in Amerika ziemlich gut und ſie ſind größten Theils im Stande, ſich nicht blos mit ihrer Familie durchzuſchlagen, ſondern auch noch alle Jahre eine kleine Summe zu erübrigen. Freilich müſſen ſie dann den blauen Montagen abſagen und können auch ſonſt des Guten nicht zu viel thun. Ueberdem darf keine „Stopzeit“, d. h. keine Zeit, wo der „Boß“ oder Prinzipal aus Mangel an Beſtellung nicht arbeiten läßt, eintreten, denn ſonſt geht das Wenige, das man in ein paar Jahren erſparte, in wenigen Wochen wieder den Weg alles Fleiſches, und man iſt genöthigt, abermals von vorne anzufangen, — ein Umſtand, der ſich in den Vereinigten Staaten nur zu oft wiederholt!

Wenn nun aber auch die deutſchen Handwerker, ſo-

Einen Fabrikationszweig gibt es, welcher ihm, dem Deutſchen, ganz alleinig, mit Ausſchluß aller Yankees ſowie aller übrigen in Amerika lebenden Nationalitäten, angehört, und dieſer iſt „das Brauen des Lagerbiers“. Anderes Bier als z. B. Porter, Ale, Strongbeer, Smalbeer, Gingerbeer und was dergleichen mehr iſt, kann der Amerikaner herſtellen, aber — Lagerbier, das geht über ſeinen Horizont. Man darf übrigens nicht glauben, daß dieſer Fabrikationszweig ein geringfügiger ſey und daß wir Deutſche deßhalb keine Urſache hätten, einen beſondern Werth darauf zu legen; im Gegentheil ſteckt ein ungeheurer Werth in den amerikaniſch-deutſchen Lagerbierbrauereien und das Geſchäft hat ſich nunmehr über alle Städte und Staaten der Union verbreitet. Iſt ja doch das Lagerbier beinahe das einzige geſunde geiſtige Getränke (den verhältnißmäßig nur ſehr ſparſam importirten ächten Wein ausgenommen), welches man in Nordamerika haben kann, ſo daß es jetzt von einem großen Theile der eingeborenen Amerikaner faſt mit derſelben Vorliebe genoſſen wird, wie von den fünf Millionen Deutſchen!

In „gewerblicher Beziehung“ ſieht es in Amerika ganz anders aus, als in Deutſchland, denn da man dort gewohnt iſt, Alles fix und fertig zu kaufen, ſo können „ſelbſtſtändige Kleingewerbe“ faſt unmöglich aufkommen. Es gibt alſo dort keine Wagner, keine Schreiner, keine Glaſer, keine Schmiede, keine Schuhmacher, keine Schneider u. ſ. w., die unter dem Titel von „Meiſtern“ ſelbſtſtändig für ſich mit der Unterſtützung von einem oder ein paar Geſellen arbeiten, ſondern es gibt vielmehr Kleider- und Hemdenfabriken, Schuh- und Stiefelfabriken, Fenſter- und Thürenfabriken u. ſ. w. u. ſ. w., in denen man große Vorräthe

ihm viel zu kleinlicht und das Geschäft zu detaillirt. Darum wenn er je einen Kleiderstore errichtet, thut er dieß nie, um nur den Handel »in loco,« d. h. an Ort und Stelle zu betreiben, sondern er dehnt denselben vielmehr in einen „Engros-Verkauf" aus und fournirt mit seinen Vorräthen eine Menge von andern Kleinhändlern, die weiter im Westen oder Süden wohnen. Weit genügsamer dagegen ist der Deutsche, besonders der deutsche Jude, und darum sieht man auch die meisten Detail-Kleiderläden fast immer in den Händen der letztern Menschenklasse.

Vom Handel gehen wir auf die Industrie und die Gewerbe über; allein auch hierin cultivirt der Deutsche nur seine besondern Zweige. So werden wir z. B. fast die ganze „Zündhölzchenfabrikation", sowie die Herstellung von „Tinte", „Wichse" und was dergleichen mehr ist, immer in seinen Händen finden, und mit ebensoviel Vorliebe wirft er sich auf „Sattlerarbeiten", mit welchen regelmäßig ein „Möbelhandel" verbunden zu sein pflegt. Auch das „Bijouteriefach" sowie jedenfalls die „Uhrenmacher-Kunst" gehören nur ihm an, und es dürfte sich vielleicht in ganz Nordamerika kein Yankee finden, der eine zersprungene Feder oder ein abgenütztes Rad zu repariren verstünde. Wie die Uhrenmacherei, so gehört auch die „Goldleisten-Fabrikation" ganz allein dem Deutsch-Amerikaner an, denn er führte sie aus Deutschland ein, und eben so geschickt erweist er sich im „Cigarrenmachen", sowie im Kleinhandel mit diesem seinem Fabrikate. In fast allen andern Fabrikationszweigen dagegen wagt er es nicht, dem Amerikaner Concurrenz zu machen; denn er weiß wohl, daß dieser ihm sowohl in Beziehung auf das Capital als auch besonders in Hinsicht der Technik überlegen ist. Doch

Die eine Art von Beſchäftigung der Deutſchen in größeren Städten iſt alſo die Großhändlerſchaft in Verbindung mit der Commisſchaft. Weit ausgedehnter jedoch iſt die zweite Handelsbranche, nemlich die des „Kleinhandels," denn da gibt es, wie ſich von ſelbſt verſteht, der „Zweige", in welchen man ſein Fortkommen finden kann, eine ſchwere Menge, und der Deutſche hat ſo gut das Recht, den einen oder den andern dieſer Zweige zu erwählen, als ein Anderer. Doch wirft er ſich mit Vorliebe nur auf zwei, nemlich auf die Gewürz-Krämerei und das Kleidergeſchäft. Der Gewürz-Krämer oder „der Grocer," wie man ihn in Amerika nennt, beſchränkt ſich übrigens, wie bekannt, keineswegs auf den Verkauf von Zucker, Kaffee, Pfeffer, Nelken, Thee und was dergleichen mehr iſt, ſondern führt in ſeinem Laden ſo zu ſagen Alles, was man nur irgend in einer Haushaltung braucht. *) Ja er iſt ein förmlicher „Allerweltskrämer" und eben dieſe Allſeitigkeit ſcheint es zu ſein, welche den Deutſchen beſonders anzieht. Ueberdieß braucht man ja keine beſondern Vorkenntniſſe, um ein ſolches Geſchäft zu treiben, während man zugleich, wenn man umſichtig zu Werke geht und mit der Umſicht Sparſamkeit verbindet, ſicher ſein kann, immer ſein gewiſſes Brod zu verdienen. Was Wunder alſo, wenn die Yankees, welche das „ſchnelle" Reichwerden dem „langſamen" wenn auch noch ſo ſoliden Erwerb vorziehen, den Gewürzhandel dem Deutſchen allein überließen? Aus demſelben Grunde will auch ein Yankee ſelten etwas vom Handel mit fertigen Kleidern. Der Erwerb erſcheint

*) Das Nähere hierüber findet der Leſer unter der Ueberſchrift „der Grocer" in den lebenden Bildern aus Amerika von Theodor Grieſinger. Anmerk. des Setzers.

ſer Dame, trotz ihrer eleganten Kleidung, an, daß ſie eine Deutſche iſt — und notabene ein Yankee hat in dieſer Beziehung ein ungemein ſcharfes Auge —, ſo wird es Niemanden einfallen, ſich zu erheben, um der Lady einen Sitz anzubieten. Liegt nun hierin nicht ein klarer Beweis, wie die Neu-Engländer unſern Landsleuten gegenüber denken? Noch klarer aber wird dem Leſer vielleicht die Sache, wenn wir ihm erzählen, wie es vor einigen Jahren bei dem Untergang des großen Dampfſchiffes „Central-Amerika" zuging. Damals kam dem untergehenden Schiffe, gerade im entſcheidenden Momente, die von Kapitain Hernton befehligte Barke Marion zu Hülfe und es wurden ſofort alle Anſtalten getroffen, um die Paſſagiere und Mannſchaft der Central-Amerika zu retten. Zu allererſt kamen die Damen an die Reihe, wohl verſtanden aber die deutſchen Ladies nicht zugleich mit den amerikaniſchen, ſondern erſt nachdem die Letzteren bereits in Sicherheit gebracht waren. Kaum hatte man übrigens die Frauenwelt durch die hochgehende See, in welcher die Rettungsnachen ſich oft faſt gänzlich mit Waſſer füllten, glücklich auf die Marion hinüber gebracht, ſo verſah man die amerikaniſchen Damen auf's Zuvorkommendſte mit Mänteln und andern Kleidungsſtücken, wie ſie ſich eben vorfanden, und wies ihnen zugleich die beſten Kajüten an, damit ſie ſich daſelbſt von dem kalten Bade erholen könnten. Dagegen aber, wie benahm ſich Kapitain Hernton gegen die deutſchen Ladies? Er ließ ſie, ohne ſich irgend Gewiſſensbiſſe darüber zu machen, drei Tage und drei Nächte lang in ihren naſſen Kleidern auf dem Verdecke kampiren, unter dem Vorwande, daß in den Kajüten alles überfüllt ſei! Ja noch mehr: die ſämmtlichen deutſchen Paſſagiere, Herren wie Frauen-

zimmer, mußten für ihre Ueberfahrt in den nächsten Seehafen je fünfundzwanzig Dollars als Passagegeld bezahlen, während die sämmtlichen Amerikaner vollkommen gratis befördert und noch überdieß mit einer Rücksicht behandelt wurden, von welcher die Deutschen nichts erfuhren! So ging es damals auf der Barke Marion zu. Nun wird uns aber vielleicht der geneigte Leser den Einwand machen, daß solches ein Ausnahmsfall gewesen sei, und daß man von dem Benehmen des Kapitain Hernton noch nicht auf das Betragen der übrigen Amerikaner schließen dürfe, allein die Zweifelnden mögen sich nur in eigener Person nach der neuen Welt begeben, so werden sie sich schon nach sehr kurzem Aufenthalte überzeugen, daß die Herrn „Herntons" daselbst nicht die Ausnahme, sondern vielmehr die Regel bilden. Man besuche einmal eine der vielen öffentlichen Gerichtssitzungen, welche alltäglich in den größeren und kleineren Städten stattfinden, und sehe da zu, wie die verschiedenen Partien behandelt werden. Wird man da nicht alsbald die Gewißheit erlangen, daß, wenn Deutsche gegen Amerikaner prozessiren, die letzteren immer besser wegkommen? Wir wollen damit nicht sagen, daß die „sämmtlichen" Richter Nordamerika's „wissentlich und absichtlich" ungerecht urtheilen, aber wir behaupten ungescheut, daß sie beinahe immer, vielleicht ohne daß sie sich dessen bewußt sind, innerlich Partei nehmen und geneigt sind, den Deutschen eher für den Schuldigen zu halten, als ihren Sprachgenossen und Landsmann. Ja schon aus den bloßen Zeugenverhören ist dieß ersichtlich, denn man beobachte nur die Rücksicht und Artigkeit, mit welcher ein Amerikaner, wenn er als Zeuge auftritt, behandelt wird, während der Deutsche in diesem Falle nicht selten eine kalte, abstoßende,

an ſeiner Ausſage zweifelnde Anrede hören muß! Ueberdieß iſt es nicht eine durch langjährige Erfahrung bewieſene Thatſache, daß man die Deutſchen, wo nur immer möglich, bei allen Anſtellungen und Aemterverleihungen übergeht? Fünf Millionen Deutſche könnten doch gegenüber von zwanzig Millionen Neuengländern, Südländern, Irländern u. ſ. w. verlangen, daß der fünfte Theil der Beamtungen Leuten aus ihrer Mitte überwieſen werde, allein weder der fünfte, noch der zehnte, noch der zwanzigſte Theil kommt ihnen zu, ſondern kaum der hundertſte oder gar nur der zweihundertſte. Als Vorwand ſolcher Nicht-Anſtellung wird ſtets angeführt, die Deutſchen hätten nicht die nöthige Sprachkenntniß und verſtänden überdieß als Eingewanderte die Verhältniſſe zu wenig, als daß man ſie mit Aemtern betrauen könnte; der eigentliche Grund aber liegt darin, daß man das deutſche Element um jeden Preis nicht aufkommen laſſen will, denn ſelbſt in den Fällen, in welchen Deutſche bei weitem beſſer paſſen würden, als ihre amerikaniſchen Concurrenten, zieht man die letzteren vor und wirft die erſteren kurzweg bei Seite. Man leſe nur einmal eine unparteiiſch geſchriebene Geſchichte des Unabhängigkeitskrieges, d. h. des Krieges, in welchem ſich Nordamerika von England losmachte, wer zeigte ſich da am tapferſten und wem war der ſchließliche Sieg hauptſächlich zu verdanken? Sicherlich Niemanden anders, als den tapfern Regimentern, welche die Deutſchen Pennſylvaniens, Virginiens und Neuyorks ſtellten. Dieß iſt eine „bewieſene“ Thatſache, und der berühmte Obergeneral Washington erkannte die Tapferkeit unſrer Landsleute auch dadurch an, daß er, wo etwas Kühnes auszuführen war, immer oder wenigſtens haupt-

ſächlich die deutſchen Regimenter dazu verwandte. Wer nahm aber den Lohn und den Ruhm in Anſpruch? Nun natürlich nur allein die Neuengländer oder Eingeborenen, und ſobald der Krieg zu Ende war, ſchüttelte man die „Germanfriends“ mit einem Topf voll Undank von ſich ab. Dieß erfuhren außer den Generalen Kalb und Steuben, außer den Obriſten Mühlenberg, Helfenſtein, Müller, Bonner, Schmeißer, Hieſter, Ludwig, Ferſen, Ziegler, Glaßbeck u. ſ. w. u. ſ. w. noch eine große Menge von andern Deutſchen, und wenn man jetzt eine „im amerikaniſchen Sinne“ verfaßte Geſchichte jenes Krieges zur Hand nimmt, ſo ſollte man geradezu meinen, die Neuengländer hätten alles „ganz alleinig“ zu Wege gebracht. Gerade ebenſo verfuhren die Amerikaner auch im letzten mexikaniſchen Kriege, in welchem die nordamerikaniſche Armee zu vollen zwei Fünftheilen aus deutſchen Freiwilligen beſtand. Der Krieg dauerte bekanntlich vom Jahre 1846 bis zum Jahre 1848 und endigte nur allein durch die deutſche Tapferkeit (ohne welche General Taylor zugeſtandenermaßen gar kein Reſultat hätte erlangen können) mit dem vollſtändigen Siege der vereinigten Staatentruppen. Allein wer erntete den Ruhm und wer den Vortheil? Nun natürlich die amerikaniſchen „Helden“ und keine andern! Den Deutſchen ließ man die Mühe ſowie das Bewußtſein, die meiſten Todten auf dem Platze gelaſſen zu haben, weil „ſie“ kämpften, während „die Yankees“ flohen, und — damit mußten ſie ſich begnügen! *)

*) Der Curioſität halber wollen wir folgendes Stücklein erzählen. Ein deutſcher Trompeter, mit Namen Wenzel, nahm in

So ſteht es mit den Deutſchen in Nordamerika, aber dennoch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß unſer landsmänniſches Element trotz allem dem mit der Zeit ſich Bahn brechen werde. Damit wollen wir allerdings nicht ſagen, daß in dieſem oder jenem Theile der Union deutſche Staaten mit deutſcher Geſetzgebung, mit deutſcher Sprache und mit deutſchen Einrichtungen in Ausſicht ſtehen (obwohl z. B. die Schweiz den Beweis liefert, daß zweierlei oder gar dreierlei Nationalitäten ganz gut in einer und derſelben Republik vereinigt ſein können); aber wir wollen die Erwartung ausſprechen, daß nach und nach deutſche Sitte und Geſelligkeit, deutſche Bildung und Wiſſenſchaft, ſowie endlich deutſche Ehrlichkeit und Charakterfeſtigkeit auch unter den Amerikanern Platz greife und allgemach das Yankeethum, wenn nicht „verdränge", ſo doch „veredle". Es ſind dieß allerdings nur ſchwache Hoffnungen und es gibt Leute, die auch jetzt noch ſteif und feſt behaupten, in Amerika müſſe alles Deutſchthum, ſobald es vom Yankeewurme benagt ſei, mit Nothwendigkeit vermodern, damit auf ſeinem Grabhügel das Amerikanerthum aufblühe; aber iſt nicht umgekehrt anzuführen, daß nunmehr nicht blos in jedem „Staate" der Union, ſondern ſogar in jeder nur halbwegs

einem Scharmützel den mexikaniſchen General Vega gefangen und führte denſelben, nachdem er ihm den Degen abgenommen hatte, zu dem Rittmeiſter ſeiner Schwadron, einem Yankee mit Namen May. Was geſchah nun? May wurde zum Oberſten befördert, da er die Gefangennahme des Generals für ſeine eigene Heldenthat ausgab, und galt überdieß von nun an als der Tapferſte der Tapfern im ganzen amerikaniſchen Heer. An den deutſchen Trompeter aber dachte kein Menſch und obwohl der wahre Sachverhalt ſpäter durch Zeugen vollſtändig bewieſen wurde, ſo blieb derſelbe doch ganz und gar unberückſichtigt. Was will man mehr?

bedeutenden „Stadt“ deutſche, und zwar recht weit verbreitete deutſche Zeitungen exiſtiren, welche das Deutſchthum vertreten?*) Iſt nicht weiter anzuführen, daß ſogar die deutſche Literatur aufzublühen beginnt, und daß in Neuyork, Cincinnati, Philadelphia, St. Louis u. ſ. w. deutſche Buchhandlungen erſtanden, welche unſere Landsleute über'm Waſſer drüben mit allen neueren beſſeren Erſcheinungen Europa's bekannt machen? Iſt nicht endlich anzuführen, daß ſeit dem letzten Jahrzehnt eine Menge von deutſchen Schulen und darunter ſogar nicht wenige beſſere Unterrichtsanſtalten gegründet worden ſind, in welchen deutſche Söhne und Töchter eine ebenſo gründliche Ausbildung erhalten, als im alten Vaterlande? Solche Zeichen können doch nicht trügen, ſondern es liegt in ihnen der Beweis, daß das Deutſchthum in der Union im faktiſchen Aufblühen begriffen iſt und am Ende doch noch den ihm längſt gebührenden Einfluß auf Nordamerika gewinnt!

---

*) Die erſte deutſche Zeitung wurde im Jahre 1729 in der deutſch-pennſylvaniſchen Niederlaſſung German-Town unter dem Titel „der pennſylvaniſch-deutſche Berichter“ von einem Württemberger, Namens Chriſtoph Sauer, gegründet. Etwas ſpäter, anno 1743, kam das hochdeutſche „Pennſylvania-Journal“ heraus, und noch ſpäter, anno 1771, „der pennſylvaniſche Staatsbote“. Der „Readinger Adler“ erſchien anno 1797 in Reading, alſo ebenfalls im Pennſylvaniſchen, und beſteht jetzt noch; die meiſten der jetzigen deutſchen Zeitungen aber verdanken ihren Urſprung nur erſt der Einwanderung von 1830 bis 1860.

9.

Wie speist man im Lande der Yankees.

Die Franzosen behaupten, ihre Küche habe die Runde durch die ganze Welt gemacht, und sie vermeinen hierin, wie in der Kleidung, vollkommen den Ton angeben zu können. Allein sie täuschen sich, denn im Essen und Trinken gehören jeder Nation ihre Eigenthümlichkeiten, welche sie nicht so leicht fallen läßt, und Klima, Naturerzeugnisse und was dergleichen mehr ist, richten sich nicht nach dem Pariser Tone.

Dem Deutschen, welcher Nordamerika besucht, fällt es besonders auf, daß er fast nirgends eine „Suppe" findet. In seinem Heimathland ist es Styl, den Freund „auf einen Teller Suppe" einzuladen und diese paar Worte bedeuten nicht mehr und nicht weniger als die Mittagsmahlzeit; in den Vereinigten Staaten dagegen ist dieses Sprüchwort vollständig unbekannt und wenn man es brauchte, so verstände man es nicht, einfach deßwegen, weil man von einer Suppe nichts weiß. Eine gewöhnliche Hausfrau nemlich kann es sich gar nicht denken, wie man eine solche nur überhaupt bereitet, und selbst in den reicheren Privathäusern, die Gasthöfe ebenfalls nicht ausgenommen, war bis vor Kurzem jenes Wort eine ganz unbekannte Größe. In neuester Zeit jedoch haben einzelne

größere Hotels angefangen, auch Suppe auf den Speiſezettel zu ſetzen, allein es geſchieht dieß nur der Fremden wegen und außer ihnen macht faſt Niemand von der neumodiſchen Speiſe Gebrauch. Ein Wunder iſt dieß aber nicht, denn „dieſe“ Art von Suppe hat keineswegs beſonders viel Einladendes, ſchon deßwegen nicht, weil man keine Abwechslung in ſie zu bringen verſteht. Man kauft nemlich, um ſie zu bereiten, das allerwohlfeilſte und allerſchlechteſte Stück vom Ochſen, das Halsſtück oder den unterſten Theil des Fußes, ſiedet daſſelbe aus, um es nachher als unbrauchbar zum Eſſen wegzuwerfen, bringt ſofort verſchiedene Pflanzen, als da ſind Thymian, Pfefferkraut, Zwiebeln und Kartoffeln in die Brühe, fügt dann noch einiges Gewürz, wie z. B. Nelken und Muskatnüſſe hinzu, miſcht zuletzt noch etwas gehackten Fiſch nebſt einem Becher voll Rothwein hinein und — die Suppe iſt fertig. Man gibt einer ſolchen Brühe den großartigen Namen „Chowder,“ allein deßwegen bleibt dieſelbe doch ein ſo unſchmackhaftes Gemengſel, daß ein Deutſcher oder Franzoſe ſie kaum hinunterzubringen vermag. Welch' ganz anderes Labſal gewähren da die dutzenderlei von Suppenarten, welche unſere europäiſchen Hausfrauen zu bereiten verſtehen! Doch daß wir es nicht vergeſſen, im Yankeelande wird nunmehr auch die Schildkrötſuppe nachgemacht, jene berühmte Suppe, welche bei dem großen Feſteſſen des Lordmajors von London eine ſo hervorragende Rolle ſpielt, und ſie iſt wirklich gut, dieſe Suppe! Allein in den Privathäuſern, die allerreichſten ausgenommen, weiß man nichts von ihr, und in den Gaſthöfen oder Reſtaurationen wird ſie mit einem Preiſe bezahlt, daß nur der Feinſchmecker, welcher das Geld nicht anſchlägt, nach ihr

greift. Ueberdieß ſind nicht die Präliminarien, welche einem Schildkrötſuppeneſſen in den großen Städten Amerika's voranzugehen pflegen, in der That eckel- wenn nicht gar ſchaudererregend? Sobald nemlich der Inhaber eines Lokals, der eine ſolche Suppe ſeinen Gäſten vorſetzen will, die Schildkröte um ſein gutes Geld gekauft hat, legt er ſie ſchon Morgens früh auf den Rücken vor dem Straßeneingang ſeines Speiſeſalons, und läßt das große mächtige Thier den ganzen Tag lang in der Sonne zappeln, ohne ihm auch nur einen Trunk zu reichen. Die Vorübergehenden ſollen ſich durch den Augenſchein überzeugen, daß er wirklich eine „lebende" Schildkröte zu der Suppe verwendet, und neben dem erſpart ihm ja eine ſolche Ausſtellung jede gedruckte Einladung vermittelſt der Zeitungen! Was kümmern ihn alſo die zwölfſtündigen Qualen des armen Thieres?

Eben ſo ſchlecht wie mit der Suppe iſt es in Nordamerika mit den Gemüſen beſtellt. Spinat, Gelberüben, Schwarzwurzeln, Spargeln, Kohl, Carviol, Mangold, ſüße Rüben, Bohnen, Linſen, Erbſen, ſogar Sauerkraut — was weiß der Nordamerikaner von all' dieſen Delikateſſen? Ja, wenn er derlei Gartenerzeugniſſe auch „ſieht", oder wenn er ſie ſogar „kauft", ſo verſteht er es doch nicht, ſie zu bereiten! Höchſtens nimmt er einen ganzen Kohlkopf, reinigt ihn, brüht ihn im Salzwaſſer ab und bringt ihn in dieſer Form auf den Tiſch, jedem Gaſte Gelegenheit gebend, ſich ſeine Portion, nach Belieben, groß oder klein, vom ganzen Haupte abzuſchneiden. Ganz auf dieſelbe Art zubereitet werden auch Kartoffeln als Gemüſe aufgetragen. Ebenſo grüne noch im Saft ſtehende Welſchkornkolben, ſowie auch Bohnen, Spargeln, Blumenkohl u. ſ. w.;

allein der Deutſche findet natürlich derlei Speiſen vollkommen geſchmacklos. Auch der Amerikaner liebt ſie nicht, ſondern läßt ſie meiſt verächtlich ſtehen; dagegen aber fängt er an in den Gegenden, wo viele Deutſche wohnen, ein ſtarker Sauerkrauteſſer zu werden und wenigſtens insgeheim die Reſtaurationen zu beſuchen, in welchen dieſes Labſal zu haben iſt. Es ſchmeckt ihm gar wohl, das Sauerkraut, und ich habe viele der eingefleiſchteſten Yankees bemerkt, die davon zwei und drei Portionen, was man ſagt, auf einen Sitz verzehrten. Davon jedoch kann nicht die Rede ſein, daß Einer dieſe ſeine Verirrung öffentlich bekennen oder gar ſeine Frau auffordern würde, für die Zukunft die Tiefen des Sauerkrautbereitungsſyſtems zu ergründen! Eben deßwegen hat auch jede Amerikanerin einen wahren Horror vor der beſagten Speiſe und ſogar in einem Gaſthofe würde ein amerikaniſcher Koch ſeine Ehre für verletzt halten, wenn man ihm zumuthete, das Lieblingseſſen der Deutſchen auf den Tiſch zu bringen. Kurz, der Yankee muß ſich damit begnügen, alle ſeine Gemüſe „in Salz abgeſotten“ zu genießen, und wer ſie ſo nicht eſſen will, der mag ſie ſtehen laſſen. Eine Amerikanerin hat keine Zeit, einen halben Tag mit Kochen zuzubringen, und wenn ſie auch Zeit dazu hätte, ſo würde ſie ſich doch keinesfalls einem ſolch langweiligen Geſchäfte unterziehen. Ueberdieß iſt wohl zu bemerken, daß die meiſten der oben genannten Gemüſe von amerikaniſchen Gärtnern gar nicht gepflanzt werden, ſondern nur allein von eingewanderten Deutſchen, und man kann ſie alſo an vielen Orten, ſelbſt wenn man wollte, nicht bekommen. Ja einzelne derſelben, wie z. B. Linſen, ſind überhaupt nur importirt zu haben, weil ſie,

bis jetzt wenigſtens, noch gar nicht unter die amerikaniſchen Cerealien gehören.

So bleibt alſo, da Suppe und Gemüſe fehlen, in Nordamerika als Hauptſpeiſe nichts übrig, denn Fleiſch, allein auch dieſes wird auf eine ganz andere Art zubereitet, als bei uns. Hiegegen ſpricht allerdings die Wortbenennung der verſchiedenen Fleiſchſorten, denn es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß dieſelben ſämmtlich „franzöſiſch“ klingen, ſo daß man verſucht wäre, zu glauben, die amerikaniſche Küche könne nur eine franzöſiſche ſein. So heißt z. B. das Ochſenfleiſch: »Beef« (Boeuf), während der Ochſe ſelbſt auf amerikaniſch oder engliſch »Ox« benannt wird. So heißt das Schaffleiſch »Mutton« (Mouton), das Schaf aber »Sheep«; ſo das Schweinefleiſch »Pork« (Porc) und das Schwein »Swine«; ſo das Kalbfleiſch »Veal« (Veau) und das Kalb »Calf«. Ohne Zweifel kommt dieß daher, daß die Normannen, als ſie England eroberten, dort die vorgefundenen Ochſen, Schafe, Schweine und Kälber unter der Benennung nehmen mußten, wie ſie ihnen von den unterjochten Angelſachſen geliefert wurden, daß ſie dagegen das Fleiſch der geſchlachteten Thiere auf ihre Art zubereiteten und demſelben daher auch den gewohnten vaterländiſchen, d. h. franzöſiſchen Namen gaben. Allein wenn man hieraus den Schluß ziehen wollte, daß die jetzige amerikaniſche Küche auch noch im franzöſiſchen Style geführt werde, ſo würde man ſich vollkommen täuſchen, denn nie gab es einen größern Gegenſatz. Nehmen wir nur z. B. das franzöſiſche „Boeuf“, — iſt dieſes etwa in dem amerikaniſchen „Beef“ wieder zu erkennen? Wahrhaftig wo denkt denn ein Yankeekoch daran, je einmal Ochſenfleiſch zu „ſieden“ und wo wäre vollends

ein eingeborener Amerikaner dahin zu bringen, ein ſolches Zeug zu verſpeiſen? Beef in allen Formen, nur um Gotteswillen nicht geſotten! Da wird ja alle Kraft ausgeſogen und es bleiben nur die zähen Faſern übrig! Die beſte Bereitungsart des Ochſenfleiſches nach amerikaniſchen Begriffen iſt alſo, wenn man daſſelbe in Beefſteak, Cornbeef oder Roaſtbeef, verwandelt, und wer es in anderer Form genießt, der muß ſchon dem Hungertode nahe ſein. „Ein Beefſteak?“ fragt nun der Deutſche, und meint, ein ſolches könne er ſich auch wohl gefallen laſſen; allein er denkt nicht daran, daß ein amerikaniſches Beefſteak in zwei Minuten fertig iſt, weil man es noch blutig in halbrohem Zuſtande verzehrt. Ein wirklich durchgebratenes hätte für einen Yankee allen Wohlgeſchmack verloren und er würde es als kraft- und ſaftloſes Zeug ausſpucken! Das „Cornbeef“ beſteht aus großen ausgebeinten Stücken Rindfleiſch, welche man einige Wochen lang in Salz oder Salpeter legt, damit ſie recht haltbar werden, und die Bereitung iſt äußerſt einfach. Man bringt nemlich das beſagte Fleiſch, ſobald man es genießen will, mit etwas Schmalz über ein gelindes Feuer und läßt es da ſo lange dampfen, bis es weich genug iſt, um geſchnitten werden zu können. Nun ſtellt man es an die Luft und verzehrt es kalt zu jeder Mahlzeit, beſonders zum Frühſtück und zum Abendeſſen. Auch ſchmeckt es in der That, wenn von einem kräftigen Ochſen genommen und nicht zu arg geſalzen, gar nicht ſchlecht, und der Amerikaner zieht es daher jeder andern kalten Speiſe vor; wenn es dagegen, was gewöhnlich der Fall iſt, lange Zeit in einer Salpeterlauge lag, ſo iſt es für einen andern Menſchen, als einen Yankee kaum zu genießen. Am wohlſchmeckendſten

dürfte noch das „Roaſtbeef“ genannt werden. Es iſt dieß eine Art Lendenbraten, der vom ſaftigſten Theile des Ochſen genommen und entweder kalt oder warm verſpeist wird, nachdem man denſelben auf dem Roſte über Kohlen langſam gahr gemacht hat. Allein ſo mürbe und kräftig auch ein ſolcher Braten ſchmeckt, ſo kommt er doch, weil ſeine Preiſe ſich ziemlich hoch ſtellen, faſt nur dem Reichen zu gut. Man kann nemlich nur die allerbeſten Stücke des Ochſen dazu verwenden, d. h. entweder das „Tenderloin“, zu deutſch „das zarte Lendenſtück“, oder das „Sirloin“, zu deutſch dasjenige Lendenſtück, welches nur auf den Tiſch eines „Sire“ oder Reichsbaronen paßt. Kein Wunder alſo, wenn das Sirloin am ganzen Ochſen bei weitem am theuerſten bezahlt wird! Ueberhaupt dürfte hier die Bemerkung nicht überflüſſig ſein, daß die Preiſe des Ochſenfleiſches ſich in Amerika ſtets nach der Qualität der Theile richten, die man zu haben wünſcht, und daß alſo die beſſeren Stücke nur allein auf die Tafel des Reichen kammen. Deßwegen iſt auch weder ein Beefſteak, noch ein Cornbeef, noch ein Roaſtbeef zu verachten, wenn man zu dem erſten den Hinterſchenkel, zu dem zweiten den Bruſtkern, und zu dem dritten das Nierenſtück verwendet; allein für die große Maſſe des Volkes ſind die übrigen Theile des Schlachtviehs gut genug und der gewöhnliche Yankee muß ſich daher mit dem ſogenamten „Saltbeef“, d. h. mit den geringſten Sorten des Ochſen, welche von den Mezgern dick mit Salpeter getränkt fäſſervollweiſe eingemacht werden, begnügen. Beſſer aber Hunger leiden, denn Saltbeef eſſen!

Nach dem Ochſen kommt in Nordamerika ſogleich das „Schwein“ und man darf mit Recht ſagen, daß „wenn in den größern Städten das Ochſenfleiſch die Hauptnahrung

der Menſchen bildet, auf dem Lande alle Welt nur von Schweinefleiſch lebt. Beſonders in den weſtlichen Staaten herrſcht dieſer Nahrungszweig vor und man wüßte dort gar nicht, mit was man ſeinen Hunger ſtillen ſollte, wenn es kein Schweinefleiſch gäbe. Selbſt die Juden machen von dieſer Regel in den weiten Revieren des Weſtens keine Ausnahme und jener alte Hebräer hatte ganz Recht, als er einem Spötter die Antwort gab: „Na ſchneiden Sie mich auf, und Sie werden finden, daß ich ſchon bin halb Schweinefleiſch.“ Daran iſt jedoch nicht zu denken, daß man es die ganze Zeit über „friſch“ oder „ſüß“ bekäme, ſondern es wird im Gegentheil faſt durchaus in eingepöckeltem Zuſtande, als „Saltpork“ genoſſen. In den Städten allerdings wird jeden Tag gemezget, aber wie wäre dieß auf dem Lande möglich? Dort leben ja die Farmer oder Bauern in einzelnen Höfen zerſtreut und müſſen ſich, weil ſie viel zu weit in die Stadt haben, ihr Fleiſch ſelbſt ſchaffen. Es bleibt ihnen alſo nichts Anderes übrig, als alle ſechs oder acht Wochen ein Schwein zu ſchlachten, daſſelbe einzuſalzen, und ſo nach und nach zu verzehren. Daher kommt es denn auch, daß nicht ſowohl Schweinefleiſch, als vielmehr „ſchweinenes Pöckelfleiſch“ die einzige Nahrung des amerikaniſchen Bauern bildet, und daß oft Monate lang nichts Anderes auf ſeinen Tiſch kommt. Er genießt es zum Frühſtück wie zum Mittageſſen, zum Mittageſſen wie zum Abendbrode, und die einzige Abwechslung beſteht darin, daß es wenigſtens einmal des Tages warm aufgetragen wird. Gut geſchmort ſchmeckt es nun allerdings nicht ſo gar übel und beſonders [redacted] deutſchen Einwanderer machen ſich im Anfang mit [redacted]heuern Appetite darüber her; allein wenn man

sich gezwungen sieht, es Monate lang dreimal des Tages fort und fort zu genießen, so erzeugt es am Ende einen förmlichen Eckel und mancher sehnt sich dann nach seiner abgenommenen Milch mit Kartoffeln im alten Vaterlande zurück. Ja sogar Krankheiten entstehen aus dem fortgesetzten Genusse, insbesondere der Skorbut, denn die amerikanischen Schweine werden außerordentlich fett und man bekommt daher nicht sowohl „Fleisch" als „Speck" zu essen. Der letztere aber muß außerordentlich stark gesalzen werden, um ihn genießbar zu machen und lange zu erhalten! Abgesehen übrigens von dem Saltpork gewährt auch das „frische" Schweinefleisch nicht den Genuß, welchen man bei uns davon hat. Man versteht es nemlich in Amerika nicht, einen guten Schweinsbraten, welcher durch und durch fertig wäre, herzustellen; sondern man ißt das Fleisch in der Regel nur halb geschmort, so daß bei jedem Schnitt das Blut nachläuft. Noch weniger kennt man unsere Schweins-Coteletten, welche den Köchen allzu viele Mühe machen würden; dagegen aber werden in den Gasthöfen oft und viel Schweinsköpfe mit Citronen und verschiedenen andern Zierrathen geschmückt in geröstetem Zustande mit weit aufgesperrten Mäulern aufgetragen, und merkwürdiger Weise heißt man diese Speise weder „Porkhead", noch „Swinehead", sondern vielmehr „Hogshead", zu deutsch Saukopf. Es sind dieß übrigens mehr Schaustücke und man trägt sie gewöhnlich, weil ja doch kein Mensch etwas davon essen könnte, unzerlegt wieder ab.

„Hammelsbraten" ist in den Städten Amerika's nicht unbeliebt, allein man darf auch hier weniger an ein gebratenes als an ein geschmortes Stück Fleisch denken und es wird daher, weil es sonst nicht zu genießen wäre,

meiſt kalt verzehrt. Geſottenes Hammelfleiſch, wie wir es zu grünen Bohnen u. ſ. w. lieben, kommt gar nicht vor und noch weniger eingebeiztes. Was verſtünde auch eine amerikaniſche Hausfrau einen ordentlichen „Lack“, wie man ihn zu einer guten Beize braucht, zu bereiten, und wer wollte ihr vollends gar zumuthen, das „Spicken“ zu erlernen? Nicht einmal ein Koch läßt ſich auf dergleichen Dinge ein und höchſtens verſteigt er ſich zu einem ſogenannten »Leg of Mutton«, d. h. zu einer gebratenen Hammelskeule. Freilich in den feinern Gaſthöfen, die in der neueſten Zeit entſtanden ſind, findet man auf dem Speiſezettel auch »Mutton chops«, d. h. kleine Hammels-Coteletten, welche mit einer eiſernen Gabel über dem Feuer geröſtet werden und in einer halben Minute gahr ſind, allein dieſe Neuerung wurde bloß von den aus Deutſchland und Frankreich importirten Köchen eingeführt und die Herren Yankees wußten es ihnen nicht einmal Dank. Im Gegentheil laſſen dieſe derlei künſtliche Speiſen ohne Weiteres ſtehen und halten ſich an ihr Beef oder an ihr Pork.

Noch weniger als mit dem Hammelfleiſch wiſſen die Amerikaner mit dem „Kalbfleiſch“ umzugehen. Geſotten hat es überall keinen Werth und gebraten? Pah, ſelbſt in dieſem Zuſtande erſcheint es einem Yankee zu kraft- und ſaftlos! Ueberdieß — von unſerer Art, einen Kalbsbraten herzuſtellen, wiſſen die Amerikanerinnen ohnehin nichts; einfach, weil ſie das Geheimniß einer guten Sauce noch nicht ergründet haben. Für letztere gibt es ſogar nicht einmal eine amerikaniſche Benennung und das Wort Bratenbrühe iſt ihnen alſo eine unbekannte Größe. Eben deßwegen ſchlachtet man in den kleineren Städten, in

welchen nur Yankees wohnen, gar keine Kälber und auf den amerikaniſchen Farmen kommt dieß ohnehin nicht vor. In den größeren Städten dagegen, in denen ſich viele Deutſche niedergelaſſen haben, können die Mezger freilich nicht umhin, auch dieſe Fleiſchſorte auszubieten, denn unſeren Landsleuten geht ja bekanntlich, nach Sauerkraut und Schweinefleiſch, Kalbsbraten über Alles. Doch machen ſich die Yankee-Butcher offenbar nur mit Widerwillen daran und es erregt ihnen deßhalb auch gar kein Bedenken, ein halbjähriges Rind ebenfalls noch für ein Kalb auszugeben. Wenn nun aber auch in amerikaniſchen Privathäuſern Kalbfleiſch unter gar keiner Form vorzukommen pflegt, ſo kann man in den nach europäiſchem Styl eingerichteten Gaſthöfen doch nicht ſo barbariſch ſein, dieſe Fleiſchſorte ohne Weiteres mit Geringſchätzung gänzlich von der Hand zu weiſen, und man lieſt daher nicht ſelten auf dem Speiſezettel eines feinen Reſtaurateurs die Worte »Fillet of Veal«, oder »Veal-Steaks«, oder endlich »Fricassée of Veal«. Wer aber, durch die Namen getäuſcht, glaubt, das „Fricaſſee" ſei nach deutſcher oder franzöſiſcher Art eingeſchnitten, die „Steaks" oder Karbonaden haben den ſaftigen mürben Geſchmack, wie in Europa, und das „Fillet" oder die kleinen gerollten Paſtetchen, welche die Franzoſen ſo unübertrefflich darzuſtellen wiſſen, ſeien auch nur zur Hälfte ſo viel werth, als die welche man bei uns aufträgt, der wird ſich bitter getäuſcht finden. Nach Amerika paſſen einmal dergleichen feinere Speiſen nicht, denn der Yankee iſt kein Freund von ihnen und übergeht ſie entweder gänzlich oder aber verſchlingt er ſie, als wären ſie ein Stück gemeinen kalten Rindfleiſches.

Geflügel gibt es in Amerika eine Menge, und zwar

ſowohl zahmes als wildes. Von letzterem nennen wir die Rebhühner, die Schnepfen, die Spechte und die ſogenannten Robins, eine Art von Krametsvögel, welche in großen Maſſen getroffen werden. Beſonders zahlreich ſind übrigens wegen der vielen Sümpfe und Seen im Innern des Landes die Wildenten, und es gibt deren ſo viele Species, daß europäiſche Ornithologen oft ganz verblüfft daſtehen. Hier z. B. ſind die ſogenannten „Bergenten" zu Hauſe, dort die „Schellenten", da die „Eisenten", an einem andern Orte die „Löffelenten", wieder anderswo die „Schwalbenenten" u. ſ. w. u. ſ. w. Die allerverbreitetſten ſind jedoch die ſogenannten „Canvaß-Black-Enten", welche am Potomak und andern großen in den atlantiſchen Ocean mündenden Flüſſen oft in unabſehbaren Zügen getroffen werden und deren Fleiſch, wenn man es gut zubereitet, ganz vortrefflich ſchmeckt. Deſſen ungeachtet machen die amerikaniſchen Hausfrauen, wenn ſie auf den Markt gehen, nur ganz ſelten Geflügeleinkäufe und man muß eine gute Reſtauration ausſuchen, wenn man nach dergleichen ein Gelüſte hat. In den Gaſthöfen allerdings vergeht beinahe keine Mittagstafel, ohne daß man wenigſtens eine Wildente zu ſehen bekäme, allein die Eingeborenen des Landes legen auf derlei Gerichte offenbar nur wenig Werth und belächeln ſogar die Fremden, wenn dieſe ihr Wohlgefallen darüber allzulaut äußern. Noch weniger in Gnaden ſteht das „zahme" Geflügel und ein Amerikaner macht ſich weder aus einem fetten Hahnen noch aus einer jungen Gans allzuviel. Nur allein bei einer einzigen Geflügelſorte findet eine Ausnahme ſtatt, nemlich bei dem ſogenannten „Turkey", oder dem wälſchen Hahnen, welcher bei uns auch den Namen Truthahn führt. Am »Thanks-

givings-day«, das iſt am Erndtefeſte, welches gewöhnlich an einem und demſelben Tage in ganz Nordamerika abgehalten wird, muß Jedermann, der Aermſte wie der Reichſte, einen Turkey haben, und ein Amerikaner würde glauben, wenn dieſer Vogel fehlte, ſo fehle auch das Feſt ſelbſt. Ja wenn man die Sache beim rechten Licht betrachtet, ſo beſteht eigentlich die ganze Feier des Tages darin, daß man in jedem Hauſe einen wälſchen Hahn verzehrt, und man kann ſich daher wohl denken, welche unendliche Maſſen dieſer Thiere auf dieſen einen Tag zu Markt gebracht werden. Es gibt aber auch der Turkeys in Nordamerika weit mehr, als in irgend einem andern Reiche der Welt, und außerdem, daß der Vogel in den Ausläufern des Felſengebirges in großen Heerden wild niſtet, wird er von jedem Farmer, ſelbſt dem geringſten, zu Duzenden, Hunderten und ſogar Tauſenden gezüchtet. Ein paar Tage vor dem Thanks-givings-day beginnt ſofort ein allgemeines Schlachten und man verſendet dann die armen Opfer zu Millionen in große Fäſſer gepackt auf Hunderte von Meilen mit Eiſenbahnen und Dampfbooten, um der außerordentlichen Nachfrage Genüge zu thun. Trotzdem jedoch ſteigen die Preiſe eines Turkeys zur Zeit des Erndtefeſtes oft ums Doppelte des gewöhnlichen Werthes, beſonders wenn die Witterung kühl und trocken iſt; tritt aber Wärme und Regenwetter ein, ſo gehen die in den großen Fäſſern feſt zuſammengepackten Vögel leicht in Gährung über und man muß ſie dann um jeden Preis ſo ſchnell als möglich losſchlagen, ſo daß in ſolchem Falle ſelbſt der fetteſte Truthahn dem Pfunde nach nur auf wenige Cents zu ſtehen kommt.

Fiſche liebt der Amerikaner nicht beſonders, obgleich

die vielen Flüsse und Seen dieselben wahrhaft im Ueberflusse liefern. Noch mehr erzeugt das Meer und zwar in den wunderlichsten, oft grundhäßlichsten Formen, die aber auf den Geschmack keinen Einfluß haben. Eben deßwegen sind dieselben auch so zu sagen „spottwohlfeil", allein trotzdem kommen sie nur selten auf eine amerikanische Tafel, die Wirthstafeln natürlich ausgenommen, und eine Yankeehausfrau weiß sie auch gar nicht zuzubereiten. Wenigstens hat sie von „Fischsaucen" oder vom „Blauabsieden" ganz und gar keinen Begriff, und höchstens kennt sie das „Braten" oder vielmehr „Schmoren", wobei dann der Fisch wörtlich genommen im Schmalze schwimmt. Dagegen gibt es der Menschen eine Menge, welche sich mit dem „Räuchern" oder „Anderlufttrocknen" der genannten Wasserthiere abgeben, und viele der auf diese Art präparirten Fische ißt man, wie z. B. die Bücklinge, nach Art des Brodes aus der Hand. Auch geräucherte Aale, natürlich See-Aale, sind sehr beliebt, obgleich sie einen ziemlich widerwärtigen, thranigten Geschmack haben; dagegen weiß der Amerikaner weder etwas vom „Stockfische", wie man ihn bei uns genießt, noch auch vom „Laberdan" oder „Klippfisch", wie man das Thier im eingesalzenen Zustande heißt, obgleich dasselbe bei Neufundland, nur wenige Tagreisen von der atlantischen Küste Amerikas, in unendlichen Massen gefangen wird. Er kennt es nur als „frischen" Fisch oder als „Kabeljau", d. h. um uns seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, als „Codfisch", und seine ganze Zubereitungsweise besteht abermals im unvermeidlichen Schmoren. Ist er nun aber auch kein besonderer Freund der Fische, so liebt er die Krebse und Austern um so mehr. Von den erstern kennt er übrigens blos

die Hummern oder Lobſter, d. h. die Seekrebſe, welche bekanntlich zwanzigmal ſo groß werden als die Landkrebſe, und obgleich außer den Scheeren oder „Pinchers“ nichts Gutes an ihnen iſt, ſo betrachtet er ſie doch als ein Leckermahl. Seine Hauptliebhaberei bilden aber die Auſtern und zwar ißt er ſie beſonders gern roh aus der Schaale mit etwas ſpaniſchem Pfeffer, Salz und Eſſig. Doch verachtet er auch weder einen Oysterstew, d. h. eine Auſternſuppe, noch Fryed oysters, d. h. geſchmorte Auſtern, und man hat daher, um dieſe Thiere recht groß und ſaftig zu bekommen, an vielen Theilen der Seeküſte Auſternparke oder Auſternmaſtungen angelegt, gerade wie man bei uns Geflügelmaſtungen und Gänſeſtoppanſtalten hat.

Wildpret wird in den meiſten Staaten Nordamerika's immer mehr zur Rarität, allein der Eingeborene entbehrt es auch recht gern; er müßte denn in einer Einöde wohnen, wo er Hungers ſterben würde, wenn der Wald ihm keine Nahrung böte. In den cultivirten Gegenden nemlich hat man das Wild beinahe ſyſtematiſch ausgerottet, gerade wie man auch die Wälder ſelbſt nur zu oft ſchonungslos vernichtete, und man findet daher dort ſelten mehr etwas Anderes, als höchſtens kleine, elende Haſen, die aber ſowohl in Farbe als in Geſchmack mehr den Kaninchen gleichen, als den Feldhaſen. Mittelſt der Eiſenbahnen jedoch bringt man wenigſtens im Winter, wenn der Froſt ſtark iſt, ſelbſt bis nach Neuyork und Philadelphia Rehe und Hirſche, die vielleicht wenige Tage zuvor in einer Entfernung von mehreren hundert Meilen von Hinterwäldlern erlegt wurden. Ja ſogar Bärenfleiſch iſt nichts Seltenes, und die Reſtaurateure kündigen in der Zeit von Weihnachten bis Oſtern faſt jede Woche Bären-

braten oder am Spieß geröſtete Bärentatzen an. In den Privathäuſern dagegen, ſelbſt in den wohlhabendſten, ſieht man oft jahreweiſe kein Wildpret auf dem Tiſche und man findet von Seiten der Yankees um ſo weniger Geſchmack daran, als die Köchinnen ihm ſo wenig als dem Hammelfleiſche eine „Beize" zu geben verſtehen.

Noch ſchlimmer als mit dem Wildpret ſteht es mit den ſogenannten Kunſtfleiſchwaaren, das iſt mit den Würſten und Rauchwaaren, von den Füllen und Gelées gar nicht zu ſprechen. Die letzteren kennt man nicht einmal dem Namen nach und die erſteren ſind geradezu als noch in der Kindheit begriffen zu bezeichnen. Wo gäbe es z. B. einen amerikaniſchen Mezger, der nicht förmlich perplex dareinſchauen würde, wenn man ihm von einer geräucherten Gänſebruſt vorſpräche? Geräucherte Zungen ſowie Schinken gibt es allerdings, allein ſie ſind meiſt zäh und faſerig, und zwar einfach deßwegen, weil man ſie vor dem Räuchern verſchiedene Tage lang in eine Lauge von Salpeter legte. In der Bereitung der Schinken übrigens, d. h. in der Genießbarmachung derſelben iſt neuerdings, wenigſtens in den größern Städten, durch die Einwirkung der Deutſchen eine Beſſerung eingetreten und man kann ſich nun welche verſchaffen, welche faſt ſo gut ſchmecken, als die bei uns präparirten. Sie heißen jedoch zum Unterſchied von denen, welche für gewöhnlich auf den Markt gebracht werden, »Cityhams«, d. h. Stadtſchinken, und man bezahlt ſie faſt doppelt ſo theuer, als die andern. Wenn es nun aber trotzdem, daß jährlich in Nordamerika Millionen von Säuen dem Schlachtbeile verfallen, um die Schinkenbereitung ſo ſchlimm ausſieht, ſo verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß die große Wiſſenſchaft der Wurſt-

bereitung dem Amerikaner noch ein böhmiſches Dorf iſt. Knackwurſt, Leberwurſt, Blutwurſt und wie die hunderterlei andern Sorten von Würſten heißen, kommen nie auf eine Yankeetafel und man hat ſogar nicht einmal einen Namen für ſie. Die einzige Wurſt, die man in Amerika kennt, iſt vielmehr die »Sausage«, eine Art von Bratwurſt, welche, obgleich aus purem Schweinefleiſch bereitet, doch äußerſt ſchlecht ſchmeckt, weil ihr die gehörigen Gewürzingredienzien fehlen und das Hacken des Fleiſches nur ſehr oberflächlich beſorgt wird. Man ſieht hieraus, wie weit die Amerikaner noch in der Kultur zurück ſind, doch geſtehen wir gerne zu, daß die eingewanderten Franzoſen und Deutſchen aus Kräften nachhelfen, um das Fehlende zu erſetzen, leider aber ohne bei den Eingeborenen die gehörige Würdigung und Nachahmung zu finden.

Bei ſolchen Urzuſtandsverhältniſſen können natürlich die „Beigaben", auf welche man bei uns ſo großen Werth legt, unmöglich große Abwechſelung und Mannigfaltigkeit darbieten und in der That befindet ſich Amerika hierin förmlich auf der Primitivſtufe. Zu allen Braten und Gemüſen gibt man nemlich nichts, als entweder Kartoffeln, natürlich immer auf die eine und dieſelbe Art in Salzwaſſer abgekocht, oder Eier, aber nie anders als hartgeſotten, oder endlich grünen Salat, d. h. damit wir uns richtig ausdrücken, Salatkraut in der reinſten Naturform, denn man überläßt es dem Gaſte, ſich daſſelbe nach Belieben ſüß oder ſauer mit Zucker oder Eſſig anzumachen. Das iſt aber auch Alles! Eines jedoch darf ich nicht vergeſſen, nemlich die ſogenannten „Mixpickles", d. h. Gurken, Bohnen, Kornähren, Zwiebeln, grünes Wälſchkorn und dergleichen mehr zuſammen in Eſſig, mit ſpaniſchem Pfeffer

eingemacht, ein Miſchmaſch, der ſo ſcharf ſchmeckt, daß er Einem faſt die Zunge verbrennt. Deſſenungeachtet bildet dieſes ätzende Gemüſe die einzige gewürzhafte Beilage und muß all' unſer Eingemachtes mitſammt Saucen erſetzen.

Mehlſpeiſen kennt der Amerikaner keine, den Pfannkuchen und den Pudding ausgenommen. Pfannkuchen wird aber faſt nur allein am Faſtendienſtag aufgetragen, weßwegen dieſer Tag auch der „Pancake-tuesday", das heißt der Pfannkuchen-Dienſtag heißt; um ſo häufiger dagegen findet man den Pudding, ein Mittelding zwiſchen einem Auflauf und einem Kloße. Ja, der Pudding darf, als Lieblingsgericht der Damen, ſo zu ſagen bei keiner ordentlichen Mahlzeit fehlen, und wenn es heute „Plumpudding" d. h. Pflaumenkloßauflauf gibt, ſo hat man morgen „Applepudding" oder Apfelkloßauflauf, übermorgen Roſinenpudding, am vierten Tage Traubenpudding und am fünften Stachelbeer-, Quitten-, Melonen- oder gar Heringspudding. Auch wird bei keinem dieſer Aufläufe der Zucker geſpart, ſondern man verwendet ihn vielmehr in ſo großem Ueberfluß, daß der Geſchmack des eigentlichen Inhalts in der Süßigkeit ganz verſchwindet. Hiebei iſt übrigens zu bemerken, daß die gewöhnlichſte und beliebteſte Sorte immer der „Plumpudding" bleibt, ſowie daß, wenn man je Trauben, Stachelbeeren und dergleichen mehr zu der Fülle verwendet, dieſe Früchte ſich nicht in reifem, ſondern nur in halbreifem Zuſtande befinden dürfen, — eine Kochweiſe, über welche unſere deutſchen Hausfrauen nicht wenig ſtaunen werden. Ausnahmsweiſe kommen auf eine Wirthstafel hie und da auch noch Maccaroni oder gar gebackener Reis, und in den weſtlichen, an Wälſchkorn ſo überreichen Staaten, wartet man noch extra mit dem ſogenannten

„Homony" auf, d. h. einem groben mit Waſſer angemachten Maisbrei, der zwar ſehr nährend ſein mag, aber gar keinen Geſchmack hat.

Den Nachtiſch einer guten Tafel bilden theils Obſt, theils Cakes und Pies. Obſt gibt es in Amerika in Hülle und Fülle, und wenn auch vielleicht die Feinheit der dort wachſenden Aepfel und Birnen nicht ſo groß iſt, als die unſerer einheimiſchen Sorten, ſo erſetzen ſie dieſen Mangel durch ihre äußere Schönheit und Größe. Ueberdieß werden Erdbeeren in unendlicher Maſſe gezogen und in den Melonen ſowie in den Pfirſichen können wir mit Nordamerika nicht wetteifern. Bedenkt man dann noch, daß Südamerika, ſowie insbeſondere Weſtindien durch tägliche Dampfſchifffahrtsverbindungen den größeren Städten der Union ganz nahe gerückt iſt, und daß alſo Orangen, Ananas, Kocosnüſſe und Piſang beinahe zu den Alltäglichkeiten gehören, ſo wird man zugeben müſſen, daß das Füllhorn der Pomona ſich über kein Land der Welt reichlicher ergoſſen hat, als über Nordamerika. Um ſo ſchlimmer dagegen verhält es ſich mit dem „gebackenen" Nachtiſch, nemlich mit den Cakes und Pies. Die erſteren ſollen nemlich unſere Kuchen vertreten, ſind aber nichts Anderes, als gewöhnliches Weißbrod in Kuchenform, und das Durchkneten mit Butter fehlt gänzlich. Wer wollte ſich auch in Amerika die Mühe des Knetens machen und überdieß gibt es ja nur geſalzene Butter, welche man bekanntlich zum Backen nicht verwenden kann! Kaum beſſer als die Cakes ſchmecken die Pies, denn ſie ſind eigentlich nichts Anderes, als mit Aepfeln, Pflaumen, Birnen, Kirſchen, Pfirſichen, Erdbeeren oder dergleichen mehr angefüllte runde Weißbrodſtücke, und wenn auch die Fülle gut ſein mag, ſo ſchmeckt das Back-

werk ſelbſt um ſo zäher. Torten kennt der eingeborene Amerikaner gar nicht, ebenſowenig als Biscuit, obwohl er das ungenießbare, ohne Sauerteig und Salz gemachte ſchwarze Schiffsbrod mit dem ſtolzen Namen „Biscuit“ belegt; wie weit aber dieſes von unſerem Zuckerbrode abſticht, davon wiſſen die am beſten zu ſagen, welche ſchon Monate lang zur See von ſolch' gräßlichem Brode leben mußten. Doch wenn auch den eigentlichen Amerikanern, das iſt den im Lande Geborenen, alle dieſe Dinge gänzlich unbekannt ſind, ſo muß man dagegen zugeben, daß in dieſer Branche des Wiſſens von Ausländern, insbeſondere von eingewanderten Deutſchen und Franzoſen, faſt Unendliches geleiſtet wurde. Haben doch, wenigſtens in den größeren Städten, die Conditoreien einen Aufſchwung genommen, wie ſonſt nirgends in der Welt, ſelbſt nicht in Paris! Sie bereiten die feinſten Confituren, welche von den das Süße liebenden Amerikanerinnen in Unmaſſe verſchlungen werden, und bei ihnen findet man Paſteten mit ſo kühnen Aufſätzen, daß denſelben ſelbſt ein Bildhauer ſeine Anerkennung nicht verſagen würde. Kunſt, Geld und Gewandtheit haben ſich vereinigt, um das Unmögliche möglich zu machen, und weil nun die Conditoreien einen ſolchen Flor erreichten, ſo konnten auch die größeren Gaſthöfe, ſowie die Reſtaurants erſten Ranges, nicht länger zurückbleiben, ſondern mußten, wenn ſie den Gaumen ihrer Kunden befriedigen wollten, eigene „Pastrybaker“, zu deutſch Paſtetenbäcker, anſtellen, welche gar nichts anderes zu thun haben, als nur allein das Kunſtbackwerk auf die Tafel zu liefern. Demgemäß ſteht nun ſeit einigen Jahren die Kunſtbäckerei in Amerika auf einer Stufe, die ſehr viel Aehnlichkeit mit der Vollkommenheit hat; allein wem

verdankt man dieſes Reſultat? Wie geſagt, faſt einzig den Deutſchen oder Franzoſen, welche recht gerne nach Amerika hinüberſchiffen, weil allda eine Backwerks-Notabilität weit beſſer bezahlt wird, als im alten Vaterlande. Die Eingeborenen ſelbſt verſtehen ſich auf dieſe Kunſt durchaus nicht und am allerwenigſten haben die amerikaniſchen Hausfrauen einen Begriff davon. Im Gegentheil, wenn dieſelben in der Bildung ſo weit gekommen ſind, um einen zähen Cake bereiten zu können, ſo glauben ſie Alles zu leiſten, was ein ſchleckhafter Ehemann nur immer von ihnen fordern mag. Man ſieht, auch hierin, wie in ſo vielem Anderen, liegt in Amerika die Welt noch im Argen.

Wir wiſſen nun aus dieſem flüchtigen Schattenriſſe, „was" in Amerika gekocht wird. Auch „wie" gekocht wird, haben wir geſehen, nemlich meiſt weder geſotten noch gebraten, ſondern geſchmort und in Fett ſchwimmend. Das Fett bildet überhaupt eine Hauptingredienz der amerikaniſchen Küche und zwar immer und immer das gleiche Fett. Wir in Deutſchland bedienen uns zur Bereitung der einen Speiſe der Butter, und zum Fertigmachen eines andern Artikels des Schweinefettes, während zu einer dritten Mahlzeit, wenn der richtige Geſchmack erzielt werden ſoll, nothwendig Rindsſchmalz, wenn nicht gar Gänſefett oder Olivenöl gehört. In Amerika dagegen kennt man nur Schweineſchmalz und dazu noch nicht einmal reines, ſondern vielmehr meiſt ſolches, das betrügeriſcher Weiſe mit talgartigen Gegenſtänden gemiſcht iſt. Sogar das Oel beſteht aus „Lard", d. i. aus ausgelaſſenem Schweinefett, in welches, damit es ſich in flüſſigem Zuſtande erhalte, einige Tropfen von der Olive gemiſcht werden. Wer dächte

aber daran, Rindsſchmalz zu bereiten und Butter auszulaſſen? Geſalzene Butter kann man ja gar nicht auslaſſen und wenn man einem amerikaniſchen Farmer zumuthen wollte, ſeine Butter nicht zu ſalzen, ſo würde er Einem in's Geſicht lachen. Wie ſoll ſich denn die Butter ohne Salz halten? Ueberdieß, zu was denn Rindsſchmalz? Lauter Unſinn, denn Fett iſt Fett und Schweinefett koſtet nur wenige Cents, während die Butter einen drei oder viermal größeren Werth hat. Aus dem zuletzt Geſagten darf man übrigens keineswegs den Schluß ziehen, daß der Hauptgrund, weßhalb in Amerika keine Butter ausgelaſſen wird, im Geize liegt. Nein, Geiz iſt es nicht, ſondern der eigentliche Grund liegt vielmehr darin, daß dem Amerikaner der Wohlgeſchmack Nebenſache iſt. Pflegt er doch mit der Butter nicht nur nicht karg umzugehen, ſondern ſie vielmehr auf eine wahrhaft Entſetzen erregende Weiſe zu verſchwenden! Morgens zum Kaffee kommt Butter und ditto Abends zum Thee. Ja ſogar Mittags zum Nachtiſch darf dieſes Ingredienz nicht fehlen! Ohne Butter wird gar kein Brod gegeſſen und ſelbſt der allerärmſte Yankee wäre unglücklich, ohne ſeine täglichen drei großen Butterbrode! Butter muß her um jeden Preis; aber darauf kommt es nicht viel an, ob dieſelbe rein und unverfälſcht, oder ob ſie mit Schweineſchmalz vermengt und nachher gefärbt iſt. Dieß iſt ihm ſo ziemlich gleichgültig, gerade wie er ſich auch nichts darum bekümmert, ob die Fleiſchſorten kalt oder warm auf den Tiſch kommen, denn die „Quantität“ iſt die Hauptſache, nicht die „Qualität“.

Auf dieſe Art ißt der Amerikaner und es wird ſich alſo kein Menſch darüber wundern, warum derſelbe immer über einen ſchlechten Magen und über Verdauungsloſigkeit,

ſowie überhaupt über Unterleibsbeſchwerden klagt. Er ſtopft ja ſeinen Leib tagtäglich mit lauter ſchlecht gekochten und ſchlecht ſchmeckenden Speiſen von oben bis unten an, ſo daß es ihm immerfort aufſtößt, — wie könnte er da geſund bleiben? Noch bleibt uns übrig, einige andere Eigenthümlichkeiten der Amerikaner beim Eſſen kurz zu berühren. Die Zeit, wann geſpeist wird, iſt die in der ganzen Welt übliche, d. h. die arbeitende Klaſſe nimmt das Frühſtück ungefähr um ſieben Uhr Morgens, das Mittagbrod um zwölf Uhr und das Abendeſſen zwiſchen ſechs und acht Uhr ein. Nur die Reicheren und Vornehmeren unter den Bewohnern der größern Städte ahmen die franzöſiſche oder engliſche Sitte, um fünf Uhr Abends oder noch ſpäter den Haupttiſch zu halten, nach, und erſetzen das Mittageſſen um eilf Uhr durch ein ſolennes Gabelfrühſtück, allein etwas Beſonderes können wir hierin nicht ſehen. Um ſo eigenthümlicher aber iſt die Art und Weiſe, wie in Amerika geſpeist wird. Der Yankee nimmt nemlich ſeine Mahlzeit nie mit Behagen ein, ſondern er verſchlingt ſie vielmehr mit einer Haſt, wie wenn er ſeit acht Tagen dem Hungertode ausgeſetzt geweſen wäre. Dieſe Manier zu „ſchlingen“ hat für einen Europäer, der gewohnt iſt „zu beißen und zu kauen“, ehe er ſchluckt, etwas mehr als Abſtoßendes und zwar um ſo mehr, als der Amerikaner ſogar an den feineren Wirthstafeln, ohne irgend Rückſicht auf die Nebenſitzenden zu nehmen, mit der Freßwuth eines Wehrwolfs alle Schüſſeln, die er mit den Händen erhaſchen kann, an ſich reißt, um deren Inhalt ſofort verſchwinden zu machen. Dabei kümmert ſich derſelbe ganz und gar nichts darum, ob Eins zum Andern paßt oder nicht, ſondern er macht es vielmehr wie ein Hund, der Angſt hat, [redacted]

anderer Vierfüßler ſeiner Race wolle ihm ſeine Speiſe wegnehmen. Ebenſo eigenthümlich iſt, daß der Amerikaner während der Mahlzeit ſtets den Hut auf dem Kopfe behält, und zwar nicht blos zu Hauſe in ſeinen vier Wänden, ſondern auch an einer öffentlichen Wirthstafel, wenn nicht gerade die Gegenwart höherer Gäſte oder gebildeter Damen mehr Rückſicht von ihm verlangen. Auch vom „Tellerwechſeln“ iſt der Yankee kein Freund und ſowohl im Familienkreiſe, als auch im Gaſthofe, natürlich die großen Tafeln in den Hotels erſten Ranges ausgenommen, begnügen ſich die Speiſenden mit einem einzigen Teller. Es würde ja viel zu viel Zeit hinwegnehmen, zu warten, bis der beſchmutzte Teller mit einem friſchen erſetzt wäre, und ſo nimmt man denn nach einander was nur immer kommt, alſo Süß und Sauer, Kalt und Warm, Trocken und Naß, alles durcheinander. Was einem nicht ſchmeckt, das ſchiebt man auf den Rand hinaus und holt ſich flugs eine neue Portion von einem andern Artikel, bis man am Ende den Teller ſo voll hat, daß man keine weitere Speiſen darauf unterbringen kann. Mit dieſer, allen unſeren Geſetzen des Anſtandes zuwiderlaufenden Sitte ſtimmt eine weitere amerikaniſche Eigenthümlichkeit vollkommen überein, nemlich die, daß bei jeder Mahlzeit (natürlich wieder mit Ausnahme der erſten Gaſthöfe und Reſtaurants) alle Speiſen „zumal“ aufgetragen werden. Es gibt nicht verſchiedene „Gänge“ mit den gehörigen Zwiſchenpauſen, ſondern man ſtellt vielmehr die ganze Beſcheerung auf einmal auf den Tiſch, ſo daß jeder die vollkommenſte freie Wahl hat, zu nehmen was er will. „Herz was willſt Du?“ heißt es da, warum ſollte man alſo nicht zulangen?

So wird man in Amerika meiſt ſchon in wenigen Minuten mit der Mahlzeit fertig, und die Speiſenden ſtürzen ſofort, während ſie noch den letzten Biſſen in der Kehle ſtecken haben, mit einer Haſt zum Zimmer hinaus, als ob Leben und Tod von ihrer Eile abhinge. Es wäre ein Luxus, ſeine Zeit mit der Gaſtronomie zu verſchwenden und ſomit verliert natürlich auch Niemand einen Augenblick damit, daß er ſich den Mund ausſpült oder die Hände waſcht. Nicht einmal die Lippen wiſcht man, denn man ſieht ja nirgends eine Serviette und ſogar die Tiſchtücher werden noch in manchen Gegenden für einen Ueberfluß angeſehen. Ja nicht Wenige ſind der Anſicht, daß das Sitzen zum Eſſen ebenfalls ein Luxus ſei und verzehren daher ihre Mahlzeiten ſtehend.

10.

Muſik und Muſikanten in den Vereinigten Staaten.

Herrgott im Himmel, wie unendlich unmuſikaliſch haſt du doch die Nordamerikaner erſchaffen! Millionen von Menſchen ohne Sang und Klang; Millionen von Menſchen ohne Poeſie und Melodie; Millionen von Menſchen ohne die Gabe, ein Liedchen trällern oder ein ſolches auch nur pfeifen zu können! Wer kann das begreifen?

Bei uns in Europa, wenigſtens in Frankreich, Deutſchland und Italien, gibt es faſt keinen einzigen Menſchen, der nicht wenigſtens in ſeiner Jugend der Luſt zum Singen fröhnte. Bauernbuben und Bauernmädchen, Städter und Städterinnen, Handwerksburſche und Soldaten, Gymnaſiaſten und Studenten, kurz alles, was jung iſt, bethätigt ſeine Fröhlichkeit damit, daß es ein friſches Lied anſtimmt, wenn es ihm recht wohl iſt, und ſelbſt die Alten, deren graues Haupt von ihrem geſetzten Weſen zeugt, ſtimmen zeitenweiſe fröhlich mit ein oder ſummen doch wenigſtens die Melodie vor ſich hin, wenn ſie auch vielleicht dem lauten Johlen abgeſchworen haben. Ja ſogar bei der Arbeit ſingt man bei uns, nicht blos in den Erholungsſtunden oder bei luſtigen Gelagen, und man darf alſo wohl ſagen, daß der Geſang zu unſerer innerſten

Natur gehört, weßhalb wir auch ſo reich an Volksliedern und Volksmelodien ſind. Wie ganz anders aber verhält es ſich hiemit in Nordamerika! Da gibt es keinen Menſchen, der, wenn er über Wald und Flur wandert, ein friſches Lied anſtimmte oder auch nur eins pfiffe, und nicht einmal in den Wirthshäuſern ſitzen die Leute zuſammen, um ſich durch einen fröhlichen Geſang das Herz wieder zu ſtärken. Ja in ganz Nordamerika gibt es weder ein Volkslied, noch eine Volksmelodie, und daraus erklärt ſich der mangelnde Sinn für's Singen hinlänglich.

„Wie," fragt der Leſer erſtaunt, „kein Volkslied und keine Volksmelodie? Haben denn die Amerikaner nicht das berühmte Nationallied genannt: Yankee Doodle und die noch berühmtere Nationalhymne Hail Columbia?" Gewiß haben ſie dieſe beiden Geſänge, aber hat der Leſer vielleicht einmal ſchon den Yankee-doodle gehört und weiß er vielleicht auch, wie die Amerikaner zu demſelben gekommen ſind? Es war in der berühmten Schlacht von Bunkershill, mit welcher bekanntlich der nordamerikaniſche Freiheitskrieg ſeinen Anfang nahm, da verlangten die Männer von Maſſachuſſetts beim Vorrücken gegen die Engländer, daß ihnen ein Sturmmarſch vorgeblaſen werde; allein es fehlte gänzlich an Muſikanten und nur ein eingewanderter Deutſcher befand ſich in ihren Reihen, der ſich auf die Handhabung der Pfeife verſtand. Dieſer Deutſche nun — die Einen ſagen, es ſei ein Bayer, von der Grenze der Tyrolerberge, die Andern, es ſei ein Rheinländer aus Weſtphalen geweſen — mußte ſich an die Spitze ſtellen und auf ſeiner Pfeife aus Leibeskräften blaſen, auf daß die Yankees zum Angriff begeiſtert würden. Im Drange des Augenblicks jedoch erinnerte ſich unſer armer Landsmann keiner andern

Melodie, als eines luſtigen Tanzes, welchen er oft früher bei Hochzeiten geblaſen hatte, und dieſen Tanz nun gab er mit ſchrillen Tönen zum Beſten, fort und fort blaſend bis das ganze Treffen zu Ende gekommen war. Bekanntlich ſiegten die Nordamerikaner, und weil ſie ſiegten, kam auch die Melodie, nach welcher ſie marſchirt waren, nicht mehr aus ihrem Kopfe, ſondern ſie mußte ihnen von nun an in jedem Treffen, das ſie den Engländern lieferten, vorgeblaſen werden. Auch kümmerten ſie ſich gar nichts darum, daß die Letzteren dieſen ihren Schlachtmarſch ſpottweiſe nur „das Dudeldumdei der Yankees" nannten, ſondern ſie nahmen vielmehr das Spitzwort als einen Ehrennamen an und hießen die Melodie mit freudigem Herzen den „Yankee doodle". Auf dieſe Art entſtand die beſagte amerikaniſche Nationalhymne, allein wenn man die Wahrheit ſagen will, ſo iſt ſie ein erbärmliches Tonſtück ohne irgend etwas Ergreifendes und Herzerhebendes, wie ſich dieß auch von einem „Hopſer" nicht anders erwarten läßt. Einen ganz ähnlichen Urſprung nahm auch das „Hail Columbia", auf welches die Nordamerikaner ſo ſtolz ſind, wie die Deutſchen auf die Kompoſitionen ihres Mozart. Dieſes Hail Columbia nemlich wurde während des zweiten amerikaniſch-engliſchen Kriegs anno 1812 von einem deutſchen Muſiker in Neuyork, Namens Feil, componirt und zuerſt in einem der dortigen Theater aufgeſpielt. Die Melodie fand ſtürmiſchen Beifall und dieſer Beifall erhielt bald ein Echo in den ganzen Vereinigten Staaten, ſo daß man in Kurzem nach jeder günſtigen Nachricht, welche über die Kriegsoperationen einlief, nichts mehr hören wollte, als das Hail Columbia. Freilich des deutſchen Componiſten vergaß man dabei gänzlich und jetzt würden es die Herren Yankees für

eine ſchwere Beleidigung anſehen, wenn man ihnen ſagte, daß ihre zweitgrößte Nationalhymne eben ſo gut deutſchen Urſprungs ſei, als ihr Yankee doodle.

Wie ſteht es nun aber mit den übrigen Volksliedern und Volksmelodien? Man mag ſuchen, ſo lang man will, ſo wird man nirgends in der ganzen Union etwas dergleichen finden! Einige Liedchen ſind allerdings im Gebrauch und haben ſich ſogar bei gewiſſen Menſchenklaſſen ſo beliebt gemacht, daß man ſie bei jeder Luſtbarkeit zu hören verlangt. So z. B. das bekannte: »O Susannah don't cry for me,« zu deutſch: „O Suſanna jammre nicht für mich." Allein woher ſtammt dieſes Lied? Aus keinem andern Lande, als aus England, und ebenſo verhält es ſich auch mit verſchiedenen andern ähnlichen Poeſien und Melodien. Mehrere derſelben verdanken ſogar ihren Urſprung dem tief verachteten Geſchlechte der Neger und in allen Theatern, ſowie bei ſonſtigen Gelegenheiten müſſen „Negerlieder" vorgetragen werden. Wie dieſe klingen und welchen Inhalt die ihnen zu Grunde liegenden Texte haben, darüber will ich lieber ganz ſchweigen, und der Leſer kann ſich das Nöthige denken, wenn er ſich erinnert, auf welcher Kulturſtufe die Schwarzen in Nordamerika ſtehen. Allein abgeſehen hievon, — iſt es nicht bezeichnend genug, daß die Herren Neuengländer aus Mangel an eigener Productivität ſich die Erzeugniſſe einer Menſchenklaſſe aneignen müſſen, welcher ſie das Menſchenthum ſo zu ſagen abſprechen?

Fragt man nun aber nach der Urſache, warum die Nordamerikaner gar keinen muſikaliſchen Gedanken haben, ſo darf man nicht zu weit gehen, um dieſelbe zu finden. Bei uns zu Lande iſt alles lebendig in Wald und Flur.

Ueberall zwitſchert es im Laube und wo man geht und ſteht, erſchallen die herrlichſten Vogelſtimmen. In Amerika dagegen iſt ſowohl der Wald als das Feld todt und nirgends läßt ſich in der Luft ein gefiederter Sänger hören. Da gibt es weder Droſſeln noch Finken, weder Lerchen noch Nachtigallen, weder Wachteln noch Amſeln, und wenn auch Vögel in Menge herumfliegen, ſo beſitzen ſie doch keinen Kehlkopf zum „Singen", ſondern nur zum „Kreiſchen". „Wie?" fragt der Leſer. „In ganz Nordamerika keine Singvögel? Steht ja doch beinahe kein Haus in den atlantiſchen Städten, in welchem nicht ein Vogelbauer mit einem zwitſchernden Thierchen hienge, — wie kann man alſo ſagen, es fehle in der amerikaniſchen Union an Singvögeln?" Ja freilich, „dieſe" Art von Singvögeln, die Canarienvögel nemlich, ſind da, aber ſie ſind ſämmtlich aus Europa importirt und zwar eben deßwegen, weil Amerika ſelbſt keine derartigen Thiere producirt. Es fragt ſich übrigens noch ſehr, ob die Herren Yankees ihre Vogelbauer des Vogels oder des Bauers wegen in ihren Zimmern aufhängen, denn jedenfalls iſt mancher Eingeborne auf ſeinen ſchönen luxuriöſen Käfig weit ſtolzer, als auf den kleinen Sänger, welchen er darin eingeſperrt hält. Auch ſieht er, wenn er von einem der deutſchen oder holländiſchen Importeure einen Vogel kauft, mehr auf deſſen gleichmäßige goldgelbe Farbe, als auf die übrigen Eigenſchaften, und eine Nachtigall mit ihrem unſcheinbaren Aeußern hat für ihn weit weniger Werth, als ein glänzender Colibri. Sei dem nun aber, wie ihm wolle, ſo iſt jedenfalls ſo viel ſicher, daß die Singvögel in Amerika nicht heimiſch ſind, und es werden wohl noch Jahrhunderte vergehen, bis man ſo viele derſelben über das Waſſer her-

übergeſchleppt hat, daß ſie im Stande ſind, die Felder und Wälder zu beleben. Wie kann man aber von den Einwohnern eines Landes, das in dieſer Beziehung von der Natur ſo ſehr benachtheiligt wurde, verlangen, daß ſie muſikaliſches Talent beſitzen?

„Doch wenn auch die Natur den Yankees das muſikaliſche Genie verſagt hat, ſo wird man ihnen doch nicht abſprechen wollen, daß ſie wenigſtens Freunde der Muſik ſind und die Kunſt auf alle Weiſe unterſtützen? Sieht man dieſes nicht ſchon aus dem Kaufen der Singvögel und geht es nicht noch deutlicher daraus hervor, daß in jeder größern Stadt eine eigene Oper exiſtirt, ſowie ferner daraus, daß es beinahe keine gebildete Familie gibt, welche ſich nicht ihr eigenes Piano hielte?" Gewiß dieſe Facta laſſen ſich nicht abläugnen und es geht z. B. die Maſſe der Piano's, welche in Amerika fabricirt oder dahin importirt werden, wirklich in's Unendliche. Aber handelt es ſich nicht in nur zu vielen Fällen weniger darum, daß die Familienglieder eine Freude am Klavierſpielen haben, als vielmehr darum, daß ſie ſagen können, „wir beſitzen ein Inſtrument, welches wir mit 500 oder gar mit 1000 Dollars bezahlt haben?" Freilich die Tochter des Hauſes muß das Inſtrument ſpielen lernen, und wenn ihr das Ding noch ſo ſchwer eingienge, allein wie weit bringt ſie es gewöhnlich? Ei nun, bis zum Yankee doodle, ſowie bis zur Kunſtfertigkeit, am Sonntag einen Pſalm choralmäßig abſpielen zu können! Ausnahmen gibt es allerdings, denn wo in der Welt gäbe es keine Ausnahmen, und ohnehin muß zugegeben werden, daß in den gebildeten Familien der ſüdlichen Pflanzer meiſtentheils ein ſo ſtark ausgeprägter muſikaliſcher Sinn herrſcht, als nur irgendwo

in einem europäiſchen Hauſe. Was wir alſo behaupteten, geht nur die Bewohner der nördlichen Staaten an, aber — wird ein Menſch läugnen wollen, daß dort die Ausnahmen von der Regel ſehr ſelten ſind? Dort iſt das Pianohalten „Modeſache“ und nichts weiter! Oder wie? Stimmt nicht hiemit das ganze übrige Leben zuſammen? Man gehe einmal des Sonntags in eine Kirche, wird man da eine ordentliche Muſik oder auch nur einen kräftigen Choral, welchen die ganze Gemeinde zuſammenſingt, zu hören bekommen? Ei Gott bewahre, ſondern es gibt vielmehr nicht einmal eine gute Orgel und ein eingeborener Amerikaner, der die Orgel zu ſpielen verſtände, könnte ſich als ein Wunderthier ſehen laſſen. Nur allein die katholiſchen Kirchen machen eine Ausnahme, und hier trifft man auch ein ſyſtematiſches Geläute, was man bei den ſämmtlichen proteſtantiſchen oder vielmehr akatholiſchen Gotteshäuſern nur allzu ſchmerzlich vermißt. Wäre aber dieß alles nicht längſt anders geworden, wenn die klavierſpielenden Yankeedamen in Amerika eine wirkliche Freude an der Muſik hätten?

Aber wenn dieſe Freude ſelbſt den Damen fehlt, wie kann ſich dann irgendwo eine Oper halten? Du lieber Gott, warum denn nicht? Müſſen denn die Leute, welche ihr Geld für ein Opernbillet ausgeben, nothwendiger Weiſe Sinn für Muſik haben? Geht man nicht vielmehr dorthin, weil es einmal faſhionable iſt, ſeine Schritte nach jenem Hauſe zu lenken, und weil man für einen ungebildeten Menſchen gelten würde, wenn man nicht dort geweſen wäre? Man muß nemlich wiſſen, daß die Herren Opernunternehmer in Newyork, Philadelphia u. ſ. w. klug genug ſind, für jede Saiſon eine oder einige vielbekannte

Geſangsnotabilitäten aus Europa zu verſchreiben, damit ſie einen Angelpunkt haben, an dem ſie die Nordamerikaner feſthäkeln können. Somit zahlen ſie einer Griſi, einer Jenny Lind, einer Sonntag u. ſ. w. u. ſ. w. ungeheure Preiſe, um ſie zu verlocken, in Nordamerika aufzutreten, und wenn es ihnen gelingt, eine ſolche Berühmtheit auf die Bühne zu bringen, ſo können ſie ſicher ſein, ſtets ein volles Haus zu haben. Oder welcher amerikaniſche Gentleman und welche neuengliſche Lady möchte den herben Vorwurf über ſich ergehen laſſen, eine Jenny Lind oder eine Sonntag nicht gehört zu haben? Könnte denn da nicht am Ende gar jemand glauben, man gehöre nicht in die Klaſſe der höher Gebildeten oder man habe nicht ſo viel Geld in der Taſche, um den erhöhten Eintrittspreis zu bezahlen? Beim Himmel, man muß doch mit der übrigen Haute volée ausrufen können: „ſie hat einzig, ja ſie hat göttlich geſungen," denn ſonſt würde man für einen Barbaren gelten! Man ſieht hieraus, warum der Nordamerikaner die Oper beſucht, und es handelt ſich alſo keineswegs um die Freude an der Muſik, ſondern vielmehr um den Zwang, welchen die Mode ausübt. Mag daher auch, was nicht ſelten vorkommt, die aus Europa herübergekommene Notabilität eine ausgeſungene Primadonna oder ein abgelebter alter Tenor ſein, — all' eins, wenn nur die Namen pompös klingen! Auf das, was ſolch' ein Sänger „jetzt" zu leiſten vermag, kommt es nicht an, ſondern auf „das Renommé", in welchem er in Europa ſteht; denn die Nordamerikaner werden es ſich doch nicht nachſagen laſſen, daß die in der alten Welt ihnen in irgend etwas voraus ſeien? Eben deßwegen fragt der Nordamerikaner auch gar nichts darnach, wie die Oper

„sonst" besetzt ist, und es kann ihm im Ganzen höchst gleichgültig sein, ob das Orchester die Fähigkeit hat, seinen Verpflichtungen nachzukommen, oder ob der Chor stark genug ist, um die Räume auszufüllen. Ja sogar dann, wenn Verstöße gegen das musikalische Gehör vorkommen, erbost er sich nicht, denn er geht ja nicht hin, um Musik zu hören, sondern um nachher sagen zu können, er habe die bewußte europäische Notabilität mit eigenen Augen gesehen! So steht es mit der Oper in den größeren Städten Amerika's, und wir werden wohl kaum nöthig haben, hinzuzusetzen, daß unter solchen Umständen ein an gute Musik gewöhnter Europäer sich meist nur gar wenig befriedigt findet, und unwillkürlich gezwungen ist, Vergleiche zwischen der alten und neuen Welt anzustellen, welche keineswegs zum Vortheil der letztern ausfallen.

So schlimm es nun aber auch in dieser und anderer Beziehung mit der Musik in Amerika steht, so wird doch in der That und Wahrheit nirgends mehr Musik gemacht, als in den größeren Städten Amerika's. Dem Amerikaner geht nemlich gar nichts über öffentliche Aufzüge, und er stattet diese so prunkend als nur immer möglich aus. Jede Miliz-Kompagnie, selbst die kleinste, hält jährlich drei- oder viermal eine große Scheibenschießen-Parade ab, wobei sie unter dem Schalle einer pompösen Musik durch die Hauptstraßen der Stadt zieht, und mit nicht geringeren Feierlichkeiten treten die verschiedenen Freimaurerlogen, die gesellschaftlichen oder politischen Vereine, die Feuerwehrmänner u. s. w. u. s. w. auf. Immer ist vor Allem eine starke Musikbande erforderlich, welche voranzuziehen hat und einen Höllenlärm machen muß, damit die Welt auf das Schauspiel aufmerksam werde. Sogar bei Be-

als es zu ertragen vermag, und in Folge deſſen gibt es dann am Mittag nur äußerſt ſelten noch einen nüchternen Irländer. Sobald es aber ſo weit gekommen iſt, müſſen ſich alle diejenigen, welche ſich nicht gerne in Händel verwickelt ſehen, ſo ſchleunig als möglich in ihre ſicheren Häuſer retiriren, und die Wirthe, welche nicht der irländiſchen Nation angehören, thun wohl daran, ihre Lokale ſofort zu ſchließen, denn ſie dürfen darauf zählen, daß, ſobald ein betrunkener iriſcher Haufe hereindringt, alles kurz und klein geſchlagen wird. Noch toller werden die Exceſſe gegen den Abend hin und bei einbrechender Nacht durchziehen die St. Patriksverehrer unter furchtbarem Geſchrei die Straßen, attaquiren jeden, der ihnen begegnet, und ſchießen dazu ſo toll aus Revolvern, Piſtolen oder Büchſen, daß man glauben könnte, ſie liefern einander eine Feldſchlacht. Kurz es iſt eine Heiligen-Feier, von der man bei uns in Deutſchland keinen Begriff hat, und noch am Morgen kann man Hunderte von ihnen im bewußtloſen Zuſtand in den Gaſſen liegen ſehen, welche dann von der Polizei, die ſich den Tag vorher wohlweislich nicht blicken ließ, in die Stationshäuſer „zum Rauſchausſchlafen“ geſchleppt werden; aus den Zeitungsberichten aber erfährt man ſofort, wie viele friedliche Bürger von den viehiſch Beſoffenen niedergeſchlagen und wie viele andere Brutalitäten von ihnen begangen worden ſind.

Eine zweite Eigenheit des Irländers iſt „die Großthuerei, welche er bei allen Begräbnißfeierlichkeiten entwickelt.“ Gewöhnliche Menſchen begraben ihre Todten dem Stande gemäß, welchem dieſelben im Leben angehört hatten, und es wird dabei kein größerer Aufwand gemacht, als der Geldbeutel es erlaubt. Ganz anders der Irländer.

kommen ein durchaus vollſtändiger und das Irländerthum hat dann gänzlich aufgehört.

So ſteht es mit dem Irländer in Amerika und es bleibt uns nun nur noch übrig, über einige wenige Eigenheiten zu berichten, welche ihm, ſo lange er ſich noch im friſch eingewanderten Zuſtande befindet, ankleben. Hieher gehört vor Allem die Feier des St. Patrikstages, welche alljährlich am 17. März von allen in der Union wohnenden Irländern auf's Feſtlichſte begangen wird. St. Patrik war nemlich, wie dem Leſer ohne Zweifel bekannt iſt, der Apoſtel Irlands, und es gibt keinen in jenem Lande Geborenen, der nicht mit tiefſter Ehrfurcht auf denſelben hinblickte. Warum ſollte man alſo ſeinen Ehrentag nicht feiern? Hiegegen hat nun ſicherlich auch kein Menſch etwas einzuwenden und wir würden den bewußten 17. März ganz mit Stillſchweigen übergehen, wenn das Feſt anders ausfiele, als es auszufallen pflegt. Worin beſteht aber dasſelbe? Einfach darin, daß alle Irländer an dieſem Tage ſo viel und ſo lange Whisky trinken, bis ſie vollſtändig zum Thiere geworden ſind! Am frühen Morgen ſcheint es allerdings, als ob große Feierlichkeiten ſtattfinden ſollten, denn es rücken die ſämmtlichen iriſchen Milizregimenter aus, um mit ſchallender Muſik in großer Proceſſion durch die Straßen zu ziehen. Auch finden große Zweckeſſen ſtatt, bei welchen die ſämmtlichen Theilnehmer im Sonntagsſtaate erſcheinen, und zugleich werden ſolenne Bälle angezeigt, damit die Damen ebenfalls Gelegenheit hätten, ihre Pracht zu entwickeln. Allein der gewöhnliche Verlauf des Tages iſt, daß jedes Mitglied des iriſchen Volksſtammes, ſei es nun männlichen oder weiblichen Geſchlechts, ſchon vor Tiſch eine weit größere Portion Schnaps in ſich hineingießt,

Nationen der Welt; denn die Engländer begnügten ſich, als ſie Irland eroberten, nicht damit, Land und Leute in Unterwürfigkeit zu erhalten, ſondern ſie nahmen vielmehr allen Grund und Boden als ihr Eigenthum hinweg und behandelten die früheren Beſitzer deſſelben wie Sclaven. So beſaß denn der Irländer im eigenen Vaterlande kein Stück Feld mehr, das er ſein eigen nennen konnte, und ſogar ſeine Religion wurde kaum geduldet. Kurz man betrachtete ihn als einen Auswürfling, und er genoß nicht einmal den Schutz der Geſetze, die doch für jeden Unterthan die gleiche Rechtskraft haben ſollten. Iſt es alſo ein Wunder, wenn ſich endlich in dieſer ſchwer gebeugten Nation ein tiefer Haß gegen ihre Unterdrücker feſtſetzte, und wenn Millionen über's Waſſer hinüber nach Amerika zogen, nicht blos um ihre Lage zu verbeſſern, ſondern auch, weil ſie hofften, daß es doch mit der Zeit nothwendig zu einem Kriege zwiſchen England und der Union kommen werde, durch welchen ſie dann Gelegenheit erhielten, ihre Wuth an den Britten auszulaſſen? Hierin alſo, in der Abneigung gegen Großbritannien, ſtimmen Amerikaner und Irländer überein, und dieſe Uebereinſtimmung iſt kein geringer Grund für ihre gegenſeitige Annäherung. Daher kommt es denn auch, daß das Irländerthum ſchon in der zweiten und dritten Generation ſich mit dem Yankeethum ſo zu ſagen verſchmilzt und zu dem wird, was man das jetzige Amerikanerthum nennen muß. Der Irländer denkt ja nicht daran, eine eigene Nation in Amerika zu bilden, und ſomit will ſein Sohn oder wenigſtens ſein Enkel nichts anderes ſein, als ein Amerikaner! Hat er aber vollends in eine Yankeefamilie hineingeheirathet, ſo iſt der Verſchmelzungsproceß wenigſtens bei ſeinen Nach-

Inſel weit fügſamer, als jeder andere Eingewanderte? Ja iſt der Irländer trotz ſeines rauhen, plumpen Weſens nicht ſogar kriechend-unterwürfig gegen den Yankee und redet er ihn nicht ſtets mit den Worten: „Your honor“ oder „Your reverence“, d. h. Euer Ehren oder Euer Hochwohlgeboren an? Eine ſolche Anſprache thut wohl, ſelbſt wenn ſie aus dem Munde eines ſo ungebildeten Menſchen, wie der Irländer iſt, kommt, und man überſieht über dieſem Reſpekt manches andere Widerwärtige. Zudem wo wäre ein Deutſcher oder auch ein Franzoſe in der Union zu finden, welcher ſich beeilte, ſein Deutſchthum und Franzoſenthum abzulegen? Wollen dieſe Menſchen nicht vielmehr ihre Nationalität beibehalten und erfrechen ſie ſich nicht ſogar, dem Yankee gegenüber ihren eigenen Gang zu gehen? Da iſt der Irländer ein ganz anderer Menſch, denn er fügt ſich in allem und jedem und erkennt die Superiorität des eingeborenen Amerikaners ohne Widerſtreben an. Kein Wunder alſo, wenn der Letztere lieber einen Sohn Grün-Erins beſchäftigt, als einen Nachkommen Teuts!

Dazu kommt noch ein anderer Umſtand, welcher nicht wenig dazu beiträgt, das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen eingeborenen Amerikanern und Irländern freundlich zu geſtalten, nemlich die gemeinſame Abneigung, welche beide Theile gegen die engliſche Nation hegen. Dieſe Abneigung hat, wie wir ſchon bei der Schilderung des Stockamerikaners gezeigt haben, bei dem Eingeborenen ihren Grund im Neide, den er gegen Altengland fühlt; bei dem Irländer aber entſpringt ſie aus dem Rachegefühl, von dem derſelbe gegen Alles, was engliſch heißt, beſeelt iſt. Das irländiſche Volk gehört nemlich, wie bekannt, unter die ſchwerſtgedrückten

allein ſobald irgend ein Landsmann bei ihm einkehrte oder ſich gar in der Nachbarſchaft niederließ, ſo nahm es mit der Tugend und Enthaltſamkeit bald ein Ende und die frühern Gewohnheiten ſtellten ſich in verſtärktem Maße wieder ein. Kurz ein Irländer wird es als Bauer ſelten beſonders weit bringen und es iſt daher ein wahres Glück für Nordamerika, daß nur wenige der iriſchen Einwanderer ſich auf's Land begeben, um daſelbſt dem Ackerbau obzuliegen, ſondern daß vielmehr die meiſten ſich in den größern Städten als Handarbeiter niederlaſſen.

Wie ſich in Folge deſſen das Verhältniß der Irländer zu den eingeborenen Amerikanern geſtaltet oder vielmehr geſtalten muß, dürfte nicht ſchwer zu errathen ſein. Der Irländer iſt der Knecht, der Amerikaner aber der Herr! Was braucht man weiter? Freilich ſollte man meinen, ein gebildeter Yankee werde einen unwiſſenden, rohen, ungeſchlachten und trunkſüchtigen Burſchen, wie der Irländer meiſtens iſt, nicht einmal als Knecht gern um ſich ſehen, und in der That wird auch der Amerikaner beim Anblick eines Sohnes Grün-Erins nicht ſelten von ſeinen Gefühlen ſo hingeriſſen, daß er in die harten Worte: „damned dirty irish Puppy, du verdammter ſchmutziger iriſcher Bengel" ausbricht; allein wen ſollte man denn zu den gemeineren und ſchwereren Arbeiten verwenden, wenn nicht den Irländer? Ein Eingeborener gibt ſich ja bekanntlich nicht leicht zu derlei Geſchäften her und hat auch die Kraft nicht, dieſelben zu verſehen; ein eingewanderter Deutſcher aber, der allerdings weit fleißiger, weit gewandter und weit ſolider ſeyn mag, als ein Irländer, paßt deßwegen nicht ſo gut, weil ihn der Amerikaner nicht verſteht. Ueberdem erweist ſich nicht der Sohn der Smaragd-

wenn man nicht mehr von ihm fordert, als was vermittelſt Anſtrengung der Muskeln und Gliedmaßen geleiſtet werden kann, ſo wird man beinahe immer mit ihm zufrieden ſein. Nur muß man ihm nie zumuthen, ſelbſtſtändig d. h. ohne Aufſicht und Anleitung zu arbeiten. Zur Selbſtſtändigkeit nemlich paßt er durchaus nicht, einfach deßwegen, weil er ſeine eigenen Leidenſchaften nicht zu beherrſchen verſteht, und wenn er daher irgend einmal aufhört, anderer Leute Diener zu ſein, um ein eigenes Geſchäft zu betreiben, ſo geht er regelmäßig nach kurzer Zeit zu Grunde. Ja ſogar nicht einmal als ſelbſtſtändiger Bauer oder „Farmer“ kommt er fort und man ſieht es einer Hofwirthſchaft alſobald an, ob ſie von einem Irländer betrieben wird oder nicht. Zeichnet ſich doch ſolch' ein Anweſen ſtets durch ungewöhnlichen Schmutz aus! Darf man doch bei ihm ſicher ſein, immer zerbrochene, mit Papier geflickte Scheiben zu finden! Wird doch ſein Vieh ſtets ungeputzt mit zottigen Haaren halbwild herumſtreifen! Tragen doch ſeine Felder, weil nur roh und oberflächlich bearbeitet, kaum die Hälfte der Frucht, welche ſein Nachbar, wenn dieſer ein Yankee oder ein Deutſcher iſt, erzielt! Ebenſo nachläſſig und ſchmutzig ſieht es aus, wenn man die innern Zimmer ſeiner Wirthſchaft beſucht, denn ſeine Frau läßt ſich keineswegs beſſer an, als er ſelbſt, und man iſt daher ſtets froh, wenn man einer irländiſchen Farm den Rücken kehren kann. Ausnahmen kommen allerdings hie und da vor, und gar Mancher, deſſen Beſitzthum in der Mitte von deutſchen Anſiedlungen lag, hat ſich in kurzer Zeit auffallend gebeſſert. Ja es ereignete ſich ſogar ſchon das Wunder, daß Einer ein nüchterner und geordneter Mann wurde, blos weil er kein böſes Beiſpiel mehr ſah;

mache. Umgekehrt aber, wenn einer der Buben oder eines der Mädchen ſchreiend nach Hauſe kommt, und ſich darüber beklagt, daß es der Lehrer geſchlagen habe, ſo macht ſich der zärtliche Vater, ſtatt daß er das Kind, welches die Schläge ohne allen Zweifel gar wohl verdiente, ſeinerſeits ebenfalls abſtrafte, alsbald auf die Socken, ſteigt dem Lehrer auf die Stube und droht ihm mit einer tüchtigen Tracht Prügel, wenn er ſich je unterſtehe, dem Kinde noch einmal etwas zu thun. Iſt das nicht eine prächtige Erziehung?

Die Beſchäftigung des Irländers entſpricht dem, was wir bisher über ihn bemerkten, vollkommen. Er ergreift nemlich nie eine feine Arbeit, ſondern liebt vielmehr das Rohe, ſowie überhaupt dasjenige, wobei man nicht viel zu lernen braucht. Somit wird man in ganz Nordamerika keinen einzigen irländiſchen Uhrmacher, Goldarbeiter und was dergleichen mehr iſt, treffen, und ebenſowenig iſt ſeine Race unter den Malern, Muſikern, Steinmetzen u. ſ. w. u. ſ. w. vertreten. Die Kunſt geht über ſeinen Horizont, um ſo mehr aber liebt er eine Arbeit, bei welcher körperliche Kraft erforderlich iſt, und ein großer Theil der Kanäle, Eiſenbahnen, Brücken, Straßen u. ſ. w., welche in Amerika exiſtiren, ſind durch ſeine kräftige Beihilfe entſtanden. Ueberdem fungirt er gerne als Laſtträger beim Ein- und Ausladen der Schiffe, oder als Knecht in einer Kohlenhandlung und was dergleichen mehr iſt. In den Fabriken, welche mit ſchwerer Handarbeit zu thun haben, iſt er ohnehin zu Hauſe und als Fuhrmann, beſonders wenn es ſich um die Weiterbeförderung von ſchweren Kaufmannsgütern handelt, leiſtet er ebenfalls das Seinige. Kurz, er weiß ſich als tüchtiger Arbeiter geltend zu machen, und

ſtreichende Kinder ſtößt, ſo darf man mit Beſtimmtheit darauf zählen, daß ſie dem iriſchen Stamm angehören. Auf dieſe Art wachſen die Söhne und Töchter der Irländer halb wild auf und ſie würden vielleicht total verwildern, wenn nicht mit dem ſiebenten Jahre in Amerika die Schulzeit begänne. Freilich, würde der Schulunterricht Geld koſten, ſo dürfte man ſicher darauf zählen, daß nur wenige iriſche Elternpaare daran dächten, ihre Kinder deſſelben theilhaftig werden zu laſſen, allein zum großen Glück für die letzteren ſind faſt in allen Staaten der Union „Freiſchulen" errichtet, und man hat nicht nur kein Unterrichtsgeld zu bezahlen, ſondern die Kinder bekommen auch noch die nöthigen Bücher, Landkarten, Schreibmaterialien u. ſ. w. umſonſt. Warum ſollte man ſie alſo nicht hinſchicken? Iſt ja doch der weitere Vortheil damit verbunden, daß die wilden Dinger, ſo lange ſie in der Schule ſitzen, gut aufgehoben ſind, ohne irgend einer weitern Beaufſichtigung zu bedürfen! Somit werden dieſelben jeden Morgen regelmäßig mit einem kleinen Frühſtück in der Taſche nach der Schule abgeſandt und die Mutter iſt froh, nunmehr der Laſt überhoben zu ſein, allein ſieht ſie vielleicht auch darnach, ob die junge Brut in der That und Wahrheit in die Lehranſtalt geht oder nicht? Straft ſie vielleicht die Kinder, wenn der Lehrer ihr berichtet, daß dieſelben tagweiſe ausbleiben, um ſich auf den Straßen herumzutummeln, und bekümmert ſie ſich überhaupt etwas darum, ob ihre Sprößlinge im Lernen weiter kommen? Ei Gott bewahre; weder ſie noch ihr Mann laſſen ſich dergleichen Kleinigkeiten anfechten, denn ſie denken Beide, daß man die armen Racker nicht allzuhart anſpannen müſſe, dieweil allzuviel Wiſſen Kopfweh

ſammenkünften und aus der Unbefangenheit, mit welcher ſie dabei zu Werke gehen, erſieht man deutlich genug, daß ſie keineswegs glauben, durch eine derartige Handlungsweiſe gegen den Anſtand zu handeln. Noch ſchamloſer aber erſcheint es in den Augen eines gebildeten Menſchen, wenn er ſehen muß, wie eine iriſche Mutter, die mit ihrem Säugling an der offenen Straße vor dem Hauſe ſitzt, ſobald der letztere ſchreit, ohne ſich lange zu beſinnen, das Kleid öffnet, die Bruſt heraushängt und das Kind ohne Rückſicht darauf, ob zwei oder zwanzig Männer zuſehen, öffentlich ſaugen läßt. Sollte man da nicht meinen, man habe eine Kuh vor ſich, welche den Durſt ihres Kalbes ſtillt?

Dieſer letztere Umſtand bringt uns darauf, über die Kindererziehung der Irländer einige wenige Worte zu ſagen. Eigentlich übrigens iſt das Wort „Erziehung" hier übel angebracht, indem von einer ſolchen in einem irländiſchen Haushalt nur wenig oder gar nichts zu bemerken iſt. Der Vater kümmert ſich nichts um ſeine Rangen, denn er muß ſeinem Geſchäfte nachgehen, und hat, wenn er dieſes beendigt, die Schnapskneipe zu beſuchen. Somit bleibt alles der Mutter überlaſſen, allein dieſe hat auch keine Zeit, ſich viel mit dem jungen Geſchmeiß zu befaſſen; ſondern ſie überläßt daſſelbe vielmehr den ganzen Tag lang ſich ſelbſt, feſt überzeugt, genug gethan zu haben, wenn ſie der kleinen Brut das nöthige Eſſen und Trinken reichte. Die Folge hievon iſt, daß die Knaben und Mädchen, ſobald ſie nur halbwegs krabbeln können, auf die Straße hinabgehen, um allda im Sonnenſchein zu ſpielen, und ſobald man auf ungewaſchene oder vielmehr mit Schmutz überzogene, in halbnacktem Zuſtand herum-

katholiſche Religion, d. h. über das, was ihn der Prieſter gelehrt hat, „Religion“ zu nennen, und er wird ſich z. B. um keinen Preis nachſagen laſſen, daß er je einmal am Palmſonntage die Beichte verſäumt habe. Ebenſowenig darf das Bildniß ſeines Schutzheiligen, des heiligen Patrik, an der Wand ſeiner Wohnung fehlen, und zwar in der Regel recht bunt bemalt, dieweil die grellen Farben ſeinen Schönheitsbegriffen am meiſten entſprechen. Ueberdieß lüpft er bei der bloßen Nennung des heiligen Vaters in Rom ſtets ehrfurchtsvoll den Hut, ob er gleich keine eigentliche Vorſtellung davon hat, wer und was der Pabſt iſt; allein ſein Beichtiger lehrte ihn, den beſagten Oberhirten der katholiſchen Kirche höher zu ſchätzen, als ſelbſt unſern Herrgott im Himmel, warum ſollte er es alſo nicht thun? Geht ihm doch der Ausſpruch ſeines Paters über Alles! Gehorcht er doch dieſem ſo zu ſagen blindlings! Opfert er ihm doch geradezu ſein eigenes Ich! Wäre er doch ſogar bereit zu ſtehlen, nur um den Prieſter gut zu verſorgen! Noch bigotter faſt, als die Männer, ſind die Frauen und der Religion oder vielmehr dem Prieſter zu lieb kommt es ihnen auf keinerlei Art von Opfer an. Allein wie ſie hierin das männliche Geſchlecht zu überbieten ſuchen, ſo auch in der Unwiſſenheit und Unbildung. Ja die letztere ſteigert ſich bei ihnen nicht ſelten bis zur Unfläthigkeit, und es macht z. B. einen überaus eckelhaften Eindruck, wenn man ein paar Mädchen oder Frauen neben einander ſitzen ſieht, mit nichts Anderem beſchäftigt, als ſich gegenſeitig vor aller Welt jene ungeflügelten Inſecten zu fangen, welche auf dem Hinterkopfe unreinlicher Menſchen vorzukommen pflegen. Einen ſolchen Liebesdienſt aber erweiſen ſich die Irländerinnen faſt bei allen ihren Zu-

einen empfangenen Brief buchſtabenweiſe zu enträthſeln, gehört ſchon unter die Beſten ſeiner Stammesgenoſſen. Hand in Hand hiemit geht die übrige Unwiſſenheit und es hat ſelten Einer etwas mehr gelernt, als das Ausſtecken der Kartoffeln, ſowie das Tragen der ſchweren Fruchtſäcke. In die Lehre zu irgend einem Handwerker iſt er ja nie gekommen, ebenſo wenig als in eine Schule, und ſeine ganze Bildungslaufbahn beſchränkte ſich darauf, daß er entweder auf dem Felde oder in einer Fabrik arbeitete. Ueberdieß kam er nicht weit in der Welt herum, ſondern blieb bis zu ſeiner Abreiſe nach den Vereinigten Staaten ſtets in Irland, es müßte denn ſein, daß er eine Zeit lang in der großen Seeſtadt Liverpool gearbeitet hätte. Wie kann man ihm alſo zumuthen, geiſtig oder körperlich über die allererſten Anfangsgründe hinübergekommen zu ſein? So tief er nun aber auch in der Nacht der Unwiſſenheit begraben iſt, ſo ſieht er ſich hiedurch doch keineswegs gedemüthigt, ſondern er meint vielmehr, das Wiſſen ſei förmliche Nebenſache. „Wenn man nur den wahren Glauben hat“, denkt er, „ſo iſt man des Himmels gewiß, was braucht man alſo viel zu lernen?“ Den wahren Glauben aber hat er, denn er iſt römiſch-katholiſch durch und durch, und der Prieſter, welcher ſich ſeines Seelenheils annahm, ſorgte dafür, daß der gute Mann alles Nichtkatholiſche für eitel Teufelswerk hält. Zwar allerdings gibt es auch proteſtantiſche Irländer, allein ihre Zahl iſt äußerſt gering, und ſie ſtehen in tödtlicher Feindſchaft zu dem eigentlichen Mutterſtamm, welcher eben wegen dieſes Abfalls eines Theils ſeiner Glieder um ſo eifriger darauf bedacht iſt, dem Bigottismus zu huldigen. Ihm alſo, dem wahren Irländer, geht nichts über die

Irländer, ſondern ebenſo gut von der Irländerin und man darf ſogar kühnlich behaupten, daß dieſe dem Laſter des Schnapstrinkens faſt noch leidenſchaftlicher ergeben iſt, als ihr Herr Gemahl. Gibt es doch Frauen, welche all das Geld, das der Mann vielleicht mit ſaurer Mühe verdient, regelmäßig in den Schnapsladen tragen, und ſich ſogar nicht ſchämen, all' ihr Mobiliar mit ſammt den Kleidern und überhaupt allem, was zu Geld gemacht werden kann, nach und nach zu verſilbern und in Whisky zu verwandeln! Der Gatte verſucht es vielleicht im Anfang mit guten Worten, ſie von dieſem Laſter abzubringen oder er wendet möglicher Weiſe auch, wenn die Worte nichts fruchten, etwas kräftigere Mittel an und prügelt ſeine Ehehälfte am Ende ſo lange, bis ſie verſpricht, von nun an eine gute Haushälterin zu werden; allein was hilft ein ſolches Verſprechen bei einer Irländerin? Sie kann es nicht halten, ſelbſt wenn ſie auch wollte; denn ſowie ſie nur irgendwo einen Tropfen Whisky riecht, erwacht auf einmal die alte Gierde und ſie muß, von ihrer Leidenſchaft überwältigt, ſo lange trinken, bis ſie bewußtlos umfällt. Ausnahmen mögen allerdings ſtattfinden, aber leider ſind die Beiſpiele der Trunkenboldie allzuhäufig, als daß die Ausnahmen zur Regel werden könnten.

Aus dem Bisherigen ſchon erſieht man, daß es mit der Bildung des Irländers nicht weit her ſein kann, und in der That iſt die Stufe der Cultur, auf welcher er ſteht, eine ſehr niedere. Selten kommt Einer von der Smaragdinſel nach Amerika herüber, der ſich rühmen könnte, in den Wiſſenſchaften des Leſens und Schreibens beſonders bewandert zu ſein, und derjenige, welcher im Stande iſt, ſeinen Namen auf ein Papier zu krizeln oder

je ſich in Bier oder Wein übernehme, ſondern er verachtet vielmehr das erſtere von ganzem Herzen und unter Tauſenden wird kaum Einer zu finden ſein, der je einen Tropfen „dieſes ſchmählichen Getränkes“ zu ſich genommen hätte. Einen nicht minder großen Abſcheu hat er vor dem Weine, denn dieſer koſtet ja ein höllenmäßiges Geld, und man müßte drei oder vier Flaſchen zu ſich nehmen, um eine gehörige Wirkung zu verſpüren. Da iſt es doch etwas ganz anderes beim Schnapſe, beſonders beim „Whisky“, von welchem einige wenige Gläſer hinreichen, um ſelbſt den ſtärkſten Mann zu werfen! Somit iſt der Whisky das Lieblingsgetränke des Irländers, dem er ſein Lebenlang treu bleibt; denn ſelbſt wenn er Abends toll und voll betrunken zu Bette ging, ſo erregt ihm der Schnaps doch keinen Eckel, ſondern er ſehnt ſich vielmehr ſchon in aller Frühe wieder darnach, mit einem abermaligen Becher voll Feuerwaſſer Bekanntſchaft zu machen. An einen ordentlichen Genuß, d. h. an ein ruhiges, behagliches Schlürfen denkt er dabei nicht, ſondern er trinkt vielmehr immer ſtehend und ſtürzt den Whisky, ſelbſt den ſtärkſten, glasvollweiſe mit einem Eifer hinab, als wäre es Brunnenwaſſer. Ja wenn es ihm gelingt, ſich einer ganzen Flaſche zu bemächtigen, ſo ruht er nicht, als bis er den Boden derſelben ſieht, und wenn er auch gleich den Tod davon hätte! Hierin ergeht es ihm, wie dem Löwen, der auch nicht aufhören kann, wenn er einmal Blut verſchmeckt hat, und man mag ihm ſein Laſter noch ſo eindringlich vorſtellen, ſo läßt er doch nicht davon, ſondern entſchuldigt ſich vielmehr mit ſeinem ſchlechten Magen, der ihn nöthige, hie und da „einen Tropfen Medicin“ zu ſich zu nehmen. Uebrigens gilt das, was wir hier ſagen, nicht blos vom

reitung des Fleiſches kommt es ihm aber nicht an und ebenſowenig ſieht er auf eine gute Qualität deſſelben. Die Hauptſache iſt die Quantität, ſowie daß das Fett nicht geſpart wird, und wenn er ſich z. B., was eine beſondere Liebhaberei von ihm iſt, Fiſche auftragen läßt, ſo müſſen dieſe geradezu im Schmalz ſchwimmen. Von „Feinſchmeckerei" kann man alſo bei ihm nicht reden und eben ſo wenig ſieht er auf „Feinheit" in der Wohnung. Im Gegentheil ſind die irländiſchen Behauſungen immer die ſchlechteſten in der ganzen Stadt und wo es recht ſchmutzig und heruntergekommen ausſieht, da darf man ſicher ſein, auf ein irländiſches Quartier zu ſtoßen. Ordnung und Ordnungsſinn kennt nemlich eine irländiſche Frau nur vom Hörenſagen und es iſt ihr gar nicht wohl, wenn ſie eine reinliche gutgeſäuberte Stube betritt. Für gewöhnlich iſt daher in einem iriſchen Haushalt die „Vernachläſſigung" eingebürgert und nur ſelten denkt ein Ehepaar jenes Volksſtammes daran, ſich gute Meubles anzuſchaffen. Ja ſogar auch dann, wenn ſolches einmal ausnahmsweiſe geſchieht, verliert die Einrichtung gar bald allen Glanz der Neuheit und ſchon nach einem Jahre ſehen die koſtbaren Sophas, Seſſel, Commoden u. ſ. w. u. ſ. w. gerade ſo aus, wie wenn ſie aus einem Tröblerkram angekauft worden wären. Wie könnte dieß übrigens anders ſein, da der Sinn des Irländers und ſeiner Frau nur allein auf das Trinken gerichtet iſt? Schon zu Hauſe in Altirland gab es für ihn keinen höheren Genuß, als ſein Unglück in einem Rauſche zu begraben und in Amerika, allwo der Schnaps ſo gar wohlfeil iſt, verſchafft er ſich dieſen Genuß natürlich ſo oft, als nur immer möglich. Man darf nemlich nicht daran denken, daß ein Irländer

ſich ohnehin nicht. Die Landsmannſchaft geht ihm überhaupt über Alles und es gibt keinen Irländer, der nicht im Augenblicke bereit wäre, ſeinem Stammgenoſſen beizuſtehen, ohne lange zu unterſuchen, ob derſelbe im Recht ſei oder nicht. Auch treibt er die Anhänglichkeit an ſein früheres Vaterland ſowie an ſeine Familie ſo weit, daß er den armen Verwandten zu Hauſe an Geld und Geldswerth, ſoviel er nur immer entbehren kann, ſchickt, um auch ihnen die Möglichkeit zur Auswanderung nach Amerika zu verſchaffen, — eine Eigenſchaft, die um ſo mehr hervorgehoben werden muß, als er der Luſtigkeit ſehr ergeben iſt und ſeinen Verdienſt gern bei Spiel und Tanz daraufgehen läßt. Ganz ebenſo wie der Mann zeigt ſich auch die Frau. Auch ſie flucht wie ein Dragoner und geht bei jedem Streite nur zu gerne in Thätlichkeiten über. Allein trotz dieſer ihrer Rohheit ſinkt ſie, wenn verheirathet, doch ſelten zu liederlicher Gemeinheit herab und eine grundſätzlich untreue Gattin darf eine Seltenheit genannt werden. Freilich als Mädchen, d. h. als eine unverheirathete Perſon, die noch Niemanden Treue gelobt hat, nimmt es eine Irländerin nicht ſo genau und ihre lebhaften Sinne reißen ſie nur zu leicht ſo weit hin, daß man von ihr haben kann, was man will.

Was die Lebensweiſe des Irländers in Amerika betrifft, ſo unterſcheidet ſie ſich von derjenigen, die er im alten Vaterlande führte, hauptſächlich dadurch, daß er nunmehr weit beſſer ißt, als früher. In Irland mußte er ſich für gewöhnlich mit Kartoffeln begnügen und Fleiſch war eine Rarität; in Amerika dagegen kommt letzterer Artikel jeden Tag dreimal auf den Tiſch und die Kartoffeln werden ſchnöde verachtet. Auf eine gute Zube-

ſelbſt, theils in den engliſchen Städten eine Menge ſehen, welche Jahr aus Jahr ein mit Bürſte, Waſſer und Seife in keine nähere Berührung treten. Ja ſogar ſo weit gehen ſie in der Vernachläſſigung ihres „Aeußern", daß ſie Sommers und Winters „barfüßig" einherſchreiten, und ich habe in Liverpool Hunderte geſehen, welche Hut und Schleier trugen, dagegen Strümpfe und Schuhe für einen Luxusartikel, der füglich ganz entbehrt werden könne, hielten. In Amerika jedoch legen ſie ſämmtlich dieſe Unſitte ab und geben dem Schuhmacher gerade ſo viel zu löſen, wie die Amerikanerinnen ſelbſt.

Dem Ausſehen des Irländers entſpricht ſein Charakter. Man ſieht ihm an, daß ein friſches feuriges Blut durch ſeine Adern kreist, aber nicht minder klar iſt, daß ſein Ungeſtüm ihn oft zur Rohheit und ſein Feuer nicht minder oft zur Liederlichkeit hinreißt. Eigentliche Ausdauer und Energie beſitzt er nicht und ſeine Willenskraft geht nicht ſo weit, um ein ehrgeiziges Ziel conſequent zu verfolgen; dagegen lodert er als ächter Sanguiniker augenblicklich in hellem Brande auf, ſobald ihn etwas afficirt, ſowohl in Freundſchaft als in Feindſchaft. Für den Feind hat er ſtets ſeine Fauſt oder den Knittel parat und wenn es zum Dreinſchlagen kommt, ſo wächst da, wo ſein Hieb hinfällt, kein Gras mehr. Auch flucht er ganz entſetzlich dazu und braucht Ausdrücke, welche einem gebildeten Menſchen Schauder einflößen. Umgekehrt jedoch beweist er ſich dem Freunde gegenüber ſo treu und anhänglich, als man nur immer von einem Freunde fordern kann. Ja es kommt ihm ſogar nicht darauf an, einem Kameraden oder Verwandten durch einen falſchen Schwur aus der Patſche herauszuhelfen, und vor kleineren Lügen ſcheut er

derb und ſein Blick kühn. Viel Feinheit darf man allerdings bei ihm nicht ſuchen und am allerwenigſten paßt er dazu, einen Stutzer oder Dandy vorzuſtellen; dagegen aber dürfen unſere Leſerinnen deßwegen doch nicht glauben, daß ſeine Erſcheinung eine widerliche ſei; ſondern ſie macht eher einen guten Eindruck, beſonders wenn man die leibarme Erſcheinung des Neuengländers mit ſeinen fleiſchigten Armen und Beinen vergleicht. Noch ſchöner als die Männer ſind faſt die Frauen und man trifft ſelten eine Irländerin, die ſich nicht durch eine römiſch gebogene Naſe, durch ein paar große dunkle Augen, durch eine hohe offene Stirne, durch einen lächelnden gutgeformten Mund, durch blühende roſigte Wangen, durch eine volle wogende Bruſt, ſowie endlich durch einen ſchwellenden üppigen Wuchs auszeichnete. So große Vorzüge dieß nun aber auch ſind, ſo fehlt ihr doch immer das, was man in Amerika das „Ladymäßige" nennt, d. h. die feine Nobleſſe, welche ſich in jeder Bewegung einer Dame von Stand und Erziehung kund gibt. Sonſt ſagt man: „Kleider machen Leute", allein bei dem irländiſchen Volksſtamm bewährt ſich dieſes Sprüchwort doch nicht ganz; denn man mag ein männliches Mitglied deſſelben anziehen, wie man will, ſo bekommt er doch nie das Ausſehen eines „Gentleman," und ebenſowenig läßt ſich eine Irländerin durch ſeidene Kleider und Crinolinen in eine „Dame" verwandeln. Deßwegen ſieht aber doch jedes iriſche Mädchen recht appetitlich und einladend aus, beſonders wenn es ſich die Mühe nimmt, ſeine Kleider reinlich zu halten. In dieſer Beziehung nemlich, das heißt in Beziehung auf die Reinlichkeit des Anzugs, laſtet ein ſchwerer Vorwurf auf den irländiſchen Weibern und man kann deren theils in Irland

11.

Der Irländer in Amerika.

Unter allen den europäiſchen Nationen, welche ihr Contingent nach Nordamerika hinüberſchickten, iſt außer der deutſchen die irländiſche am zahlreichſten vertreten. Genaue ſtatiſtiſche Notizen beſagen, daß nur allein in den Jahren 1691 bis 1745 263,000 Männer und Frauen aus Irland in den Häfen von Neuyork und Philadelphia angekommen ſind, und in den Jahren 1783 bis 1820 betrug dieſe Anzahl mehr als das Vierfache. Im Ganzen genommen hat „Grün-Erin" oder „die Smaragdinſel", wie man Irland gewöhnlich zu bezeichnen pflegt, nicht weniger als vier Millionen ſeiner Einwohner nach den Vereinigten Staaten hinübergeſchickt und es iſt deßhalb auch ſeine Bevölkerung in ſtetem Abnehmen begriffen, während umgekehrt in Nordamerika die größeren Städte ganze Quartiere aufweiſen, die nur von Irländern bewohnt werden. Hieraus folgt, daß das iriſche Element einen bedeutenden Einfluß in der nordamerikaniſchen Union haben muß, und wir können daher nicht umhin, demſelben einen kleinen Aufſatz zu widmen.

Dem Ausſehen nach beſitzt der Irländer viel Kraft und Muth, denn ſeine Geſtalt iſt ſtämmig, ſein Wuchs

einem früheren Beamten oder Offiziere, der von den Noten nur ſo viel verſteht, daß er ein Stückchen abſpielen kann? Es iſt freilich ein hartes Loos für einen gebildeten Mann, in einem ſolchen Locale tagtäglich die Taſten rühren zu müſſen, allein die Noth lehrt einen Eingewanderten gar Manches, an das er im alten Vaterlande nicht dachte. Ueberdieß, bleibt einem ſolchen Herrn nicht wenigſtens der Troſt, daß er ſich, ohne deßhalb von irgend Jemanden zur Rede geſtellt zu werden, in ſeinen Viſitenkarten „Professor of Musik“ nennen kann? Ja darf er ſich nicht ſogar die Freiheit nehmen, nach Deutſchland hinauszuſchreiben, daß er nun „Profeſſor der Muſik“ geworden ſei, und als ſolcher bis Nachts zwei Uhr zu thun habe? Den Bekannten in der alten Heimath braucht man den wahren Sachverhalt nicht aufzudecken, denn es iſt ſchon genug, das Bewußtſein der Schmach in ſich ſelbſt herumtragen zu müſſen!

So ſteht es mit der Muſik und den Muſikanten in den Vereinigten Staaten.

länger Muſik gemacht werden muß! Freilich — von einer wahrhaft künſtleriſchen Stellung iſt hiebei nicht die Rede, ſondern nur von der Stellung eines „Muſikanten“, allein in Amerika muß ein Menſch froh ſein, wenn er nur wenigſtens ſein Auskommen hat! Etwas ſchlimmer haben es diejenigen Muſiker, die auf keinem Blas- oder Streichinſtrumente eingeübt ſind, ſondern ſich vielmehr auf das Klavierfach verlegt haben, und hieher gehören insbeſondere die Tauſende von Dilettanten, welche in Deutſchland das Pianoſpiel nur als Liebhaberei trieben, aber nach ihrer Ankunft in Amerika durch die Noth gezwungen ſind, dieſe ihre Kunſt handwerksmäßig auszubeuten. Bei uns in Deutſchland glaubt man nun freilich, auch dieſer Sorte von Künſtlern könne es nicht fehlen; denn da ja faſt in jedem Haus ein Piano ſtehe, ſo dürfe man ſich nur als Klavierunterrichtgeber annonciren, um alſobald genug zu thun zu bekommen, und es gingen deßhalb ſchon Viele in dieſer Abſicht über's Waſſer hinüber. Aber wie bitter fühlten ſie ſich enttäuſcht, als ſie es nun verſuchten, Schüler zu bekommen! Erſtens gibt es ja der Klavierſpieler, wenigſtens in den Seeſtädten, faſt mehr als der Pflaſterſteine, und zweitens nimmt ein Amerikaner, durch die Erfahrung gewitzigt, nicht leicht Jemanden zum Lehrer ſeiner Tochter in's Haus, wenn derſelbe nicht die beſten Empfehlungsbriefe aufzuweiſen vermag. Ja ſogar „wirkliche“ Künſtler, d. h. ſolche, welche das Klavierſpiel gründlich erlernt haben, finden es nur zu oft rein unmöglich, ihr Leben durch Lectionen zu friſten, und müſſen am Ende froh ſein, wenn ſie als Klavierſpieler in einem der feineren Proſtitutionshäuſer ihre zehn Dollars in der Woche verdienen. Wie viel öfter aber paſſirt dieß einem bloßen Dilettanten, alſo

dings mit unterlaufen; allein der Hauptſtamm iſt deutſch, und man geht daher nie fehl, wenn man einen Muſikanten mit deutſcher Zunge anredet. Hierin alſo, d. h. in der Muſik, iſt das deutſche Element Meiſter und man hat daher Amerika ſchon oft das Paradies der deutſchen Muſiker genannt. Auch geht es daſelbſt in der That keinem einzigen unſerer Landsleute ſchlecht, ſobald er nur irgend ein Inſtrument verſteht. Ja Mancher hat es ſchon hiedurch, wenn auch nicht zu einer angeſehenen Stellung, ſo doch zu einem guten Auskommen und ſogar zu einigem Vermögen gebracht. Gewöhnlich bilden nemlich ſechzehn oder zwanzig ſolcher Geſellen eine eigene Bande mit einem ſogenannten „Leader" oder Oberanführer, welcher das Materielle der Geſellſchaft beſorgt und zugleich als Muſikdirektor fungirt. Sobald nun ein Deutſcher, welcher die Trompete zu blaſen oder den Fidelbogen zu führen im Stande iſt, nach Amerika hinüber kommt, ſo verfügt er ſich alſobald zu irgend einem der verſchiedenen Leader und fragt an, ob in der Bande keine Stelle vacant ſei, d. h. ob man ihn nicht als weiteres Mitglied aufnehmen wolle. Die Antwort fällt gewöhnlich bejahend aus, denn je vollzähliger eine Muſikkompagnie iſt, um ſo mehr wird ſie für Bälle und Paraden geſucht, und überdieß macht ja auch der Tod manche Lücke, ſo daß neue Rekruten von Nöthen' ſind. Sobald aber ein „Ja" erfolgt, ſo hat der Ankömmling eine vollkommen geſicherte Stellung und braucht um ſein Fortkommen nicht mehr beſorgt zu ſein. Vergeht doch faſt kein Tag, an welchem die Geſellſchaft nicht da- oder dorthin engagirt wird, während ein ordentlicher Leader ſich nie ſchlechter bezahlen läßt, als mit drei bis fünf Dollars für den Kopf, je nachdem kürzer oder

allermeiſten noch wird in jenen Straßen muſicirt, in welchen die Bierlokale der Deutſchen liegen. Da gibt es nemlich faſt jeden Abend ſogenannte „Gratis-Concerte“, d. h. muſikaliſche Aufführungen, die den Gaſt nichts koſten, ſondern vom Wirthe bezahlt werden, und aus dieſem Grunde vom Publikum äußerſt ſtark beſucht ſind. Hierin aber, in dem ſtarken Beſuche, liegt gerade die Urſache, warum der Wirth einen „muſikaliſchen Abend“ abhält; denn er miethet die paar Sängerinnen, welche ihre ſtark mit Zoten gewürzten Lieder abzuleiern haben, oder die ſechs Trompeter, die „altvaterländiſche“ Weiſen blaſen müſſen, natürlich nicht, um ſich ſelbſt ein Vergnügen zu machen oder um ſeinen gewohnten Gäſten etwas zum Beſten zu geben, ſondern um recht viel „ungewohnte“ Gäſte herbeizulocken, die ihm das Bier abtrinken und hiedurch die Auslage für die Muſikanten doppelt und dreifach erſetzen. Warum ſoll er alſo nicht eben ſo gut Muſik machen laſſen, als der berühmte Barnum vor ſeinem Muſeum?

Aus dieſer kurzen Skizze wird der Leſer erſehen haben, daß in jeder größern amerikaniſchen Stadt unendlich viel Muſikanten nöthig ſind, um das allgemeine Bedürfniß zu befriedigen, und es fragt ſich nunmehr, woher dieſe Muſikanten kommen. Amerika ſelbſt producirt ſie nicht, und wenn je unter tauſend Schnurranten ſich ein im Lande geborener befindet, ſo darf man ſicher darauf rechnen, daß entweder ſeine Mutter oder ſein Vater einer andern Menſchenrace angehörte, als dem reinen Yankeeſtamme. Um es übrigens kurz zu machen, ſo verdankt Amerika all ſeine Muſik nur allein den eingewanderten Deutſchen. Einige Franzoſen, vielleicht auch hie und da ein Italiener oder ein paar Böhmen u. ſ. w. mögen aller-

beſagten Städten auch noch zahlreiche andere Anſtalten, welche zwar ihrer Immoralität wegen geſetzlich verboten ſind, aber deßwegen doch alle Abende von einem großen Theil der männlichen Einwohnerſchaft frequentirt werden — ich meine jene Häuſer, in welchen verächtliche Weiber ihre Reize zur Schau und zum Genuß ausſtellen —, und an allen dieſen Orten, ſie mögen einen Namen führen, welchen ſie wollen, wird ebenfalls Muſik gemacht. Allerdings iſt es keine ſchmetternde Trompetermuſik, welche man da zu hören bekommt, und ebenſo wenig wird das Ohr durch das ſchrille Pfeifen des Flageolets oder durch den Brummbaß der großen Trommel beleidigt, aber um ſo gewiſſer darf man darauf zählen, daß ein Piano in dem Empfangſalon ſteht, hinter welchem ein gemietheter Klavierſpieler ſitzt und ſeine Muſikſtücke abhämmert. Ohne Tanzmuſik wären ja die Schönheiten, die man dort trifft, nicht im Stande, jene graziöſen Bewegungen zu machen, welche die Sinne aufreizen ſollen, und deßwegen muß der Inhaber einer ſolchen Anſtalt ſchon ſeines eigenen Vortheils wegen darauf bedacht ſein, einen Klaviervirtuoſen zu acquiriren, der allnächtlich zur beſtimmten Stunde erſcheint, um das Inſtrument mit dem Yankee doodle und andern ähnlichen Stücken zu quälen. In jenen andern Häuſern aber, welche mit den eigentlichen Proſtitutionsanſtalten ſo genau verwandt ſind, in den öffentlichen Tanzhäuſern nemlich, in denen ſich die Matroſen und anderes ähnliche Volk mit den Straßendirnen vergnügen, genügt nicht einmal ein ſimpler Klavierſpieler, ſondern es gehört zum allerwenigſten noch ein Geiger und Clarinettiſt dazu. Kurz, in den größern Städten Amerika's iſt an allen Ecken und Enden Muſik los und am

gräbniſſen dürfen die Muſikanten nicht fehlen, und bei Umzügen in Wahlangelegenheiten u. ſ. w. ſpielen ſie ohnehin eine Hauptrolle. Kurz, es vergeht in einer größeren Stadt Nordamerika's kein Tag, oder vielmehr faſt keine Stunde, in welcher man nicht Straßenmuſik hörte, und wenn man vielleicht auch über das „Muſikaliſche" dieſer Muſik den Kopf ſchüttelt (denn wie geſagt, „der Lärm" iſt das, was vor Allem gefordert wird, und die große Trommel ſowie die Querpfeife übertönen daher faſt immer alle anderen Inſtrumente), ſo iſt die Muſik deßwegen doch vorhanden. Dazu kommen dann noch die vielen Inſtitute, welche „ſtehende" oder vielmehr bleibende Muſikchöre halten und dem Publikum faſt den ganzen Tag über mit ſchmetternden Melodien die Ohren zerreißen. Es iſt nemlich in Amerika Sitte, daß jeder Circus und jede Menagerie, ja ſogar jedes Schauſpielhaus und Muſeum (unter Muſeum verſteht man übrigens im Lande der Yankees keine Geſellſchaft, deren Mitglieder ſich des geſelligen Vergnügens wegen, ſowie um ſich durch Zeitungslectüre u. ſ. w. einen Genuß zu verſchaffen, geeinigt haben, ſondern vielmehr eine Anſtalt, in welcher gegen ein billiges Entré alle möglichen Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten, insbeſondere Abnormitäten, Naturwunder u. ſ. w. gezeigt werden) auf den Balkon über die Eingangsthüre eine Bande von Muſikern placirt, welche den Tag über einen ungeheuren muſikaliſchen Lärmen aufzuſchlagen haben, um das Publikum anzulocken, und da es nun an Muſeen, Theatern, engliſchen Reitern u. ſ. w. in keiner größeren Stadt der neuen Welt zu mangeln pflegt, ſo kann man ſich wohl denken, wie viele Muſiker erforderlich ſind, um das immenſe Bedürfniß zu befriedigen. Ueberdieß gibt es in den

Zuerſt nemlich beſtellt er eine ſolenne Leichenwache, welche er natürlich mit Speiſe und Trank, abſonderlich aber mit Whisky ſo freigebig als möglich verſorgt. Sodann läßt er den Todesfall bei allen Freunden, Bekannten und Verwandten in der ganzen Runde anſagen und ladet die ganze Sippſchaft auf's Feierlichſte ſowohl zum Leichenbegängniß, als auch zum Leichenſchmauſe ein. Sein Zweck bei dieſer Einladung iſt, ſo viel Menſchen als möglich zu Leidtragenden zu bekommen, denn je größer der Zug iſt, der einer Bahre folgt, und insbeſondere je mehr es der Chaiſen ſind, welche hintendrein fahren, um ſo größer iſt die Ehre und die Genugthuung. In der That finden ſich deßhalb auch immer, ſelbſt bei einem ganz armen Irländer, unverhältnißmäßig viele theilnehmende Herzen ein, und es wird unendlich viel geweint, geſchluchzt und gejammert, ehe man auf den Kirchhof hinauszieht; kaum aber iſt die Beerdigung vorbei und kaum hat man das Trauerhaus wieder erreicht, ſo beginnt auch alſobald der Leichenſchmaus oder vielmehr der Leichentrunk, und nun kann man ſich leicht denken, warum ſich ſo viele Leute zu der Feierlichkeit gedrängt haben. Der Whisky fließt nemlich in Strömen und dem Todten zu Ehren werden ſo viele Libationen gebracht, daß bald die ganze Geſellſchaft, Männer, Weiber, Buben und Mädchen, ja ſelbſt Vater, Mutter, Gatte, Gattin, Schweſter, Bruder, Sohn und Tochter nicht ausgenommen — mit einem Worte Alles, was da iſt, ſich im „aufgeregteſten“ Zuſtand befindet. Auch endet ein ſolcher Leichenſchmaus oft und viel mit einer allgemeinen Prügelei und jedenfalls geht man in einer ganz andern Stimmung auseinander, als man zuſammengekommen iſt, denn „nüchtern“ oder auch nur annähernd nüchtern, entfernt ſich kein Einziger.

Unter die Dinge, welche der Irländer am meiſten liebt, gehört der Name „Paddy“, ein Diminitivum des Wortes Patrik, und wenn man nicht weiß, wie ein Sohn Grün-Erins getauft iſt, ſo rufe man ihn nur immerhin mit dem beſagten Namen, denn man darf dann gewiß ſein, daß er ſich wenigſtens umſchaut. Dasjenige Ding aber, das er am meiſten haßt, iſt das Wort „Temperenz“ oder „Mäßigkeit“. Daß er den Engländer nicht liebt, haben wir oben geſehen, und wir können ihm dieß auch nicht verübeln. Ebenſo gut mag es noch hingehen, daß ihm der Deutſche ein Dorn im Auge iſt, denn dieſer bildet ja ſo zu ſagen ſeinen Concurrenten und in nur zu vielen Fällen handelt es ſich darum, ob der eingeborene Amerikaner ihm oder dem Sohne Teuts den Vorzug geben will. Allein wie geringfügig erſcheint die Abneigung gegen Deutſchthum und Engländerthum gegenüber der furchtbaren Rache, welche er dem „Temperenzthum“ geſchworen hat, denn dieſes letztere will ihm ja das einzige Labſal, das er im Leben beſitzt, den Whisky, rauben! Bekanntlich gibt es in Nordamerika eine große religiös-politiſche Partei, die ſogenannte Temperenz-Partei, welche es ſich vorgeſetzt hat, den Genuß aller geiſtigen Getränke durch ein allgemeines geſetzliches Verbot geradezu unmöglich zu machen, und die Mitglieder derſelben, hauptſächlich methodiſtiſche Geiſtliche und exaltirte Damen, drängen ſich mit ihren Traktätlein allüberall ein, um neue Proſelyten zu gewinnen. Allein es ſoll ſich einmal eine derartige Dame (die Geiſtlichen ſind klug genug wegzubleiben) in das Haus eines Irländers verirren, — Herrgott im Himmel, wie wird ſie da empfangen! Mit einer Legion von Flüchen donnert ſie der Sohn Grün-Erins nieder und nicht blos

ſie verflucht er, ſondern auch die Mutter, welche ſie geboren, ſowie den Vater, der ſie gezeugt! Ja ihre Großeltern ſogar entgehen ſeinen Verwünſchungen nicht und mit Entſetzen ergreift ſie die Flucht, um nie mehr wiederzukehren! Aus dieſem Grunde wird man auch in den ſogenannten Neuenglandſtaaten, alſo in Connecticut, Maſſachuſſetts, Maine u. ſ. w., in welchen die Temperenzpartei beſonders mächtig iſt, nur äußerſt wenige Irländer treffen, und wenn je Einer durch die Verhältniſſe gezwungen dort ſeinen Aufenthalt nimmt, ſo betrachtet er die Stadt, in der er wohnt, keineswegs als ſeine Heimath, ſondern vielmehr als eine Art von Verbannungsort, welchen er je eher je lieber mit Neuyork, Baltimore, Philadelphia, Louisville, St. Louis oder einer andern Metropole, in welcher der Schnaps nicht verboten iſt, zu vertauſchen im Sinne hat. Ueberdieß hält er ſich, ſo lange er in Hardford, Concord, Portland und wie die andern Städte in Neuengland heißen, zu verbleiben genöthigt iſt, in Ermangelung eines Wirthshauſes, in welchem er für ſein Geld Whisky bekommen kann, immer an einen Apotheker, der ſo freundlich iſt, ihm den Schnaps, freilich ums doppelte Geld, „als Arznei" zu verkaufen.

Die „Hauptkrankheiten", an welchen die Irländer ſterben, ſind der Sonnenſtich und der Säuferwahnſinn. Der erſtere kommt, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur in den heißeſten Monaten des Sommers vor und es ſind demſelben die Abkömmlinge aller Nationen ausgeſetzt; eigenthümlicher Weiſe aber erkranken beſonders die Söhne Grün-Erins daran, und unter zehn Fällen, welche einen tödtlichen Ausgang haben, betreffen neune immer den iriſchen Volksſtamm. Dieſe auffallende Erſcheinung erklären die

Aerzte daraus, daß die Gehirnnerven der Irländer, ihres ewigen Schnapstrinkens wegen, bei weitem mehr afficirt ſind, als die anderer Amerikabewohner, und ohne Zweifel haben die gelehrten Herren hierin auch vollkommen Recht. Oder woher käme es denn, daß ſo viel iriſches Volk vom Säuferwahnſinn befallen wird? Die Urſache hievon liegt ebenfalls nirgends anders als im Whisky!

Zum Schluß bemerken wir noch, daß der friſch aus ſeinem alten Vaterlande herübergekommene Irländer immer leicht an ſeiner ſchnarrenden Sprache zu erkennen iſt, daß er dieſe aber mehr und mehr ablegt, je länger er im Lande wohnt. Die zweite Generation ſpricht ſchon nicht mehr mit iriſchem Accente und die dritte bewegt ihre Zunge ganz ſo wie der Amerikaner, deſſen Voreltern ſchon vor zweihundert Jahren in Amerika anſäſſig waren.

12.

Singsing, das große Zuchthaus.

Wenn man von Neuyork den Hudson hinauffährt, so wird man unwillkürlich an den Rhein erinnert. Links ist das Ufer des majestätischen Stromes von einem hohen Bergrücken, welchen von unten bis oben ein dichter Wald bedeckt, eingefaßt; rechts dehnt sich eine herrliche Landschaft aus, besäet mit freundlichen Städten, oder auch mit einzelnen Farmen und Landhäusern, die in ihrer weißen Festkleidung mit den grünen Jalousien so einladend und frisch aussehen, wie ein liebliches Kind am ersten Mai! Es fehlen nur die alten Burgruinen, nebst den saftig grünen Weinbergen, sowie die lieblichen Vogelstimmen, welche an beiden Ufern ihre Lerchentöne erschallen lassen. Insbesondere aber vermißt man die frohen, fröhlichen Gesichter, denen man überall am Vater Rhein begegnet und diese lassen sich durch keine auch noch so herrliche Natur ersetzen.

Ist man den Strom etwa vierzig Meilen (d. h. englische Meilen, von welchen fünf auf eine deutsche gehen) aufwärts gefahren, so hat man zur Rechten ein großes Dorf, dessen Häuser und Häuschen an der Uferhügelkette zerstreut sich wohl eine Stunde weit ausdehnen, umgeben

von fruchtbaren Feldern, zum Theil verſteckt unter Bäumen und Laubwerk; am Fuße des Dorfes aber, faſt hart am Hudſonfluſſe, erheben ſich hohe, maſſiv ſteinerne Gebäude, welche auf drei Seiten von einer nicht minder hohen und maſſiven Mauer umgeben ſind. Nur die Stromſeite iſt ohne Umfaſſungsmauer, denn der Hudſon, welcher hier eine Breite von zwei engliſchen Meilen einnimmt und in reißender Schnelligkeit dahinfließt, gewährt ſicherlich mehr Schutz, als die höchſte Mauer thun würde. Das beſagte Dorf nun heißt Singſing und innerhalb der hohen maſſiven Mauern befindet ſich das berühmte gleichnamige Zuchthaus des Staates Neuyork, welches ſchon ſo vielen andern Zuchthäuſern der alten und neuen Welt zum Muſter gedient hat.

Eigentlich ſind es zwei Zuchthäuſer, das für Männer, ſowie das für Weiber, und beide liegen ganz getrennt von einander. Zwiſchen ihnen hindurch nemlich führt die Hudson-river-rail-road, jene berühmte Eiſenbahn, welche hart am Ufer des Hudſon, oft in denſelben hineingebaut oder über breite Strombuchten hingeleitet, nach Albany hinaufführt und als ein Wunder der Baukunſt gilt. Somit kann von einer Gemeinſamkeit der beiden Zuchthäuſer nicht die Rede ſein und überdieß iſt auch das eine derſelben um ſoviel größer und umfangreicher, als das andere, daß das letztere gegenüber von dem erſteren eigentlich ganz verſchwindet. Betrachten wir uns alſo eines nach dem andern, und zwar zuerſt das männliche Zuchthaus, um dann am Schluſſe auch des weiblichen mit einigen Worten zu gedenken.

Wenn man am Landungsplatze der Dampfboote, welcher ſich am Fuße des Dorfes Singſing unweit des

Eisenbahnstationshauses befindet, ausgestiegen ist und sofort dem Zuchthause ein paar hundert Schritte weit zugewandelt ist, so wird man von ein paar Männern in langen grauen Kutten, mit noch längeren Gewehren über den Schultern, in Empfang genommen und gefragt, wohin man zu gehen begehre. Es sind dieß die Privatschutzwächter des Zuchthauses (stehendes Militär, das „hiezu" zu verwenden wäre, gibt es bekanntlich in Amerika nicht), also so zu sagen die Außenposten der Festung, denn sie haben ihren Standpunkt ringsum auf den kleinen Uferhügeln, von denen aus sie das Zuchthaus, den Hudson, sowie die ganze Umgebung übersehen und jede verdächtige Bewegung überwachen können. Ihre Anzahl beträgt im Ganzen etliche und fünfzig, aber sie wechseln alle vier Stunden mit einander ab, so daß bei Tage stets nur fünfzehn, bei Nacht aber nie weniger als sechs auf den Beinen sein müssen. Diesen Schildwachen nun nennen wir natürlich unser Begehr und sofort begleitet uns Einer von ihnen bis an's Thor der hohen Mauer. Dort befindet sich ein kleines Häuschen, in welchem der Thorschreiber sitzt und von diesem eingeladen verewigen wir unsere Namen in ein großes Buch, worin schon Tausende vor uns ebenfalls eingeschrieben stehen. Zugleich aber hinterlegt Jeder von uns zwei Schillinge, das ist nach süddeutscher Währung siebenunddreißig Kreuzer, welche als Entreegebühr gelten können. Das Geld — und es macht jährlich eine Summe von mehreren tausend Thalern aus — wird zum Nutzen der Anstalt verwendet und vertritt nebenbei auch die Stelle des Trinkgeldes an den Führer, welcher, von dem Thorschreiber durch eine Glocke citirt, nach wenigen Minuten erscheint, um uns als Cicerone zu dienen.

Wir machen uns alſo auf den Weg, voraus den Führer, der uns ebenſo freundlich als höflich begegnet. Er verſpricht uns ſämmtliche Merkwürdigkeiten zu zeigen und erklärt ſich bereit, auf alle unſere Fragen Antwort zu ertheilen; nur erſucht er uns, nirgends, wo wir uns in der Nähe der Zuchthausgefangenen befinden, am allerwenigſten aber in den Arbeitslokalen ein lautes Wort zu ſprechen. Ja nicht einmal „flüſtern" ſollen wir, denn „ſchweigen" iſt die erſte Regel in Singſing, und dieſe Regel hört blos auf, wo keine Gefangenen ſind! Wir beſehen zuerſt das eigentliche Gefängniß, das Gebäude, worin ſich die Zellen der Sträflinge befinden, alſo das große Schlafzimmergefängniß oder die „Halle", wie man dasſelbe gewöhnlich nennt. Sie iſt fünf Stockwerke hoch, fünfhundert Fuß lang, vierundvierzig Fuß tief und durchweg maſſiv aus dicken Quadern erbaut. Jedes Stockwerk enthält zweihundert Zellen, nemlich hundert gegen Mittag und andere hundert gegen Mitternacht, ſo daß ſich in allen fünf Etagen im Ganzen genommen tauſend Zellen befinden. Schmal und eng iſt jede Zelle, nur drei Fuß breit, ſechs Fuß drei Zoll lang, ſowie ſechs Fuß acht Zoll hoch. An der Wand ſieht man eine eiſerne Bettſtätte aufgeſchlagen, welche Abends, wenn man den Sträfling einſperrt, heruntergelaſſen wird, und das ganze Ameublement beſteht aus einem einfachen niederen Schemel oder Stuhl nebſt einem ſchmalen Geſims, auf welchem eine Bibel nebſt einem Geſangbuche liegt. Sobald die Bettſtelle heruntergelaſſen iſt, nimmt ſie faſt den ganzen Raum ein und der Gefangene hat dann nur die Wahl entweder auf dem Bette zu liegen oder auf demſelben zu ſitzen. Beſonders einladend ſieht letzteres aber nicht aus, denn es beſteht aus

nichts als aus einem Strohſack, einer Strohmatratze und einem Strohkiſſen, ſowie aus zwei wollenen Teppichen, den Leib zu bedecken. Doch iſt Alles reinlich und auch die Zelle ſelbſt hat einen properen Anſtrich, denn man gypſt die Wände regelmäßig alle Jahre, ſo daß ſie bei Lichte ganz weiß glänzen. Eine ſchwere eiſerne Thüre verwahrt den Eingang zu jeder Zelle und in der Thüre befindet ſich ein kleines Loch für Luft und Licht; alle die hundert Thüren aber, welche gegen Norden oder Süden hinauslaufen, ſchließen ſich vermittelſt einer einfachen Mechanik durch einen einzigen Druck, ſo wie ſie ſich auch wieder durch nur einen Druck öffnen, und ſomit können die ſämmtlichen tauſend Zellen von einem einzigen Manne gar leicht hinter Schloß und Riegel gehalten werden. Iſt das nicht ſinnreich? Im Uebrigen jedoch dürfte über die beſagten Zellen wenig mehr zu bemerken ſein, außer daß die Wände hinten und auf beiden Seiten, ſo wie der Fußboden und die Decke oben aus mächtig dicken Quadern beſtehen, ohne Zweifel damit keiner der Gefangenen von ſeinem Nachbar ein Wort oder auch nur einen Laut hören könne. So herrſcht denn in dieſen Räumen eine tiefe grabähnliche Stille, und der Tritt des Wächters, der in dem breiten Gange vor den Zellen auf und ab wandert, klingt hohl und ſchaurig, wie der eines finſtern Geſpenſtes.

Wir ſind froh, das Zellengefängniß hinter uns zu haben, denn das Unheimliche deſſelben hat uns die Herzen zuſammengeſchnürt. Treten wir nun aber in den Hof hinaus, ſo ſtehen wir alſobald vor einem anderen Gebäude; doch macht dieſes einen bei weitem beſſern Eindruck, ſchon deßwegen, weil es nicht ſo „maſſig“ iſt und nur zwei Etagen hat. In ſeinem zweiten Stockwerk

enthält es einen Betsaal für etliche hundert Personen, sowie einen Spital für etwa den dritten Theil dieser Anzahl, welche beide Lokalitäten mit hellen, hohen, wenn auch fest vergitterten Fenstern versehen sind. Aus dem ersten Stockwerk, also aus dem Parterre steigt Rauch auf, denn es befindet sich hier die mächtige Zuchthausküche, in welcher das Essen für die sämmtlichen Gefangenen bereitet wird, und gleich daneben liegt der Speisesaal, der geräumig genug ist, um tausend Sträflinge zu gleicher Zeit ihr Mittagsmahl einnehmen zu lassen. Die Einrichtung desselben ist übrigens äußerst einfach und besteht eigentlich aus nichts als verschiedenen mächtig langen Bänken und Tischen aus Tannenholz. Was braucht man auch mit Zuchthäuslern viele Umstände zu machen? Ebenso einfach erweisen sich die Speisegeräthe, denn hölzerne Schüsseln, hölzerne Teller, sowie hölzerne Löffel sind alles, dessen die Kostherren bedürfen. Die Speise selbst kann aber weder schlecht noch mangelhaft genannt werden und sogar für Abwechslung hat man wenigstens einigermaßen gesorgt. Die Gefangenen bekommen nemlich an dem einen Tag zum Mittagbrod: gesalzenes Fleisch, Kartoffeln und Brod, und am andern: Brod, Suppe nebst frischem Fleisch. Am Sonntag aber besteht die Mahlzeit aus Brod, Reis, Fleisch, Kartoffeln und Molasses, d. h. Syrup um ihn auf's Brod zu streichen. Ist das nicht genug? Zudem gibt es außer dem Mittagessen auch noch ein Frühstück, bestehend aus Kafee und Brod nebst etwas Pudding oder Mus, sowie ein Abendbrod mit Molasses und Kartoffeln. Kein Wunder also, wenn die Zuchthäusler meist wohlgenährt und zum Theil sogar besser aussehen, als zu der Zeit, die sie

in der Freiheit zubrachten! Die geregelte Lebensweiſe ſowie die Diät ſchlägt prächtig bei ihnen an!

Wir kommen nun in's Freie über große Hofräume, in welchen eine Menge langer niederer Gebäude zerſtreut liegen, denn die Anſtalt bedeckt einen Flächenraum, auf welchem eine mäßige Stadt bequem Platz hätte, und es gibt allda großartige Werkſtätten bis zu zweihundert Fuß Länge nebſt vierzig Fuß Breite. Man muß nemlich wiſſen, daß die Inſaßen des großen Zuchthauſes in Singſing nicht dazu da ſind, um „nichts“ zu thun, ſondern vielmehr dazu, um gehörig beſchäftigt zu werden, und man hat alſo verſchiedene Arbeitslokale eingerichtet, in welchen ſie den ganzen Tag die Hände rühren müſſen. Wohin gehen wir nun zunächſt? In die Eiſen- und Meſſinggießerei oder in die Hutfabrik, in die Teppichweberei oder in die Schreinerei, in die Cigarrenfabrik oder in die Schuſtershandwerksſtätte? Stille jetzt! Keinen Laut! Das geringſte Wort könnte einem Gefangenen Aufſchluß geben über einen Verſuch ſeiner Freunde, ihn zu befreien! Alſo nochmals Stille, und insbeſondere auch keine Miene verändert, damit nicht dieſer oder jener Sträfling darinnen etwas leſe! Wir treten in die Arbeitsſäle. Sie ſind groß und luftig und Alles iſt darin auf's emſigſte thätig. Jedem von ihnen ſteht ein ſogenannter „Vormann“, d. h. ein Obergeſelle vor, welcher das Ganze zu leiten hat. Es iſt dieß übrigens kein Sträfling, ſondern vielmehr ein in ſeinem Fach gut bewanderter und eben ſo gut beſoldeter Meiſter-Arbeiter, welchem es obliegt, die unwiſſenden Burſche, wenn ſie in die Anſtalt eintreten, im Handwerke zu unterrichten und Jedem ſeine tägliche Aufgabe anzuweiſen. Somit könnte man ihn, den beſagten Obergeſellen,

auch den „Geſchäftsführer“ des Saales nennen, welchem der Sträfling als Lehrling gegenüber ſteht; nicht minder aber fungirt er als „Aufſeher“, denn er hat die Pflicht, die ſämmtlichen unter ihm ſtehenden Zuchthäusler zu überwachen und zu beaufſichtigen. Kein Wort, kein Sterbenswörtchen dürfen ſie unter ſich reden, dieſe Zuchthäusler! Keine Miene darf ſich verziehen zur Zeichenſprache, kein Auge zur Augenſprache; und doch — wie beredt ſchaut uns das Auge der Gefangenen an, wenn wir in den Saal treten! Wie viel Trauer und Wehmuth, beſonders aber wie viel Hohn und Haß liegt in dieſem Auge! „Auch wieder Einer,“ ſo ſcheint uns daſſelbe zu ſagen, „auch wieder Einer, der gekommen iſt, die Menagerie von Singſing, bei der wir die Rolle der wilden Thiere vertreten, zu beſchauen!“

Sie haben kein ſtrenges Tagewerk, die Sträflinge! Sommers zwölf Stunden, nemlich von früh ſechs bis Abends ſechs Uhr; Winters aber nur von früh acht bis Abends vier ein halb Uhr, alſo im Ganzen blos acht ein halb Stunden! Ueberdieß gibt es über Mittag regelmäßig ein Interſtitium von dreißig Minuten, und im Hochſommer, während der heißeſten Jahrszeit, wird daſſelbe oft auf mehrere Stunden ausgedehnt. Doch nicht blos hiedurch erweist man ſich gegen die Zuchthäusler wohlwollend, ſondern noch viel mehr dadurch, daß ſie nicht „umſonſt“ arbeiten müſſen. Im Gegentheil werden dieſelben regelmäßig für ihr Tagewerk bezahlt und nicht einmal ſchlecht bezahlt. Die verſchiedenen Fabriken nemlich, welche ſich in Singſing befinden, gehen auf Rechnung von einzelnen Contractoren und Fabrikanten, welche vom Staate die Begünſtigung erhalten, die Zuchthäusler zu beſchäftigen

und nun den einzelnen Sträfling mit 50 bis 75 Cents, alſo mit 1 fl. 12 kr. bis 1 fl. 48 kr. für ſeine Tagesarbeit belohnen. Von dieſem Geld zieht man natürlich zuerſt die Auslagen für Koſt und Logis ab (wenn wir nicht irren 25 Cents), den Reſt aber ſchreibt man dem Sträfling zu gut und zahlt ihm denſelben nach erſtandener Strafzeit bei Heller und Pfennig aus. Iſt das nicht alles Mögliche? Ja iſt es nicht ſogar mehr, als ein Zuchthäusler nur irgend verlangen kann? Und doch — man gehe einmal in eine Fabrik „außerhalb" des Zuchthauſes und vergleiche ſie dann mit der Fabrik „im" Zuchthauſe! Luſt an der Arbeit, Luſt am Leben ſpricht aus dem Geſichte des freien Arbeiters, und ein heller friſcher Ton klingt durch den ganzen Saal; — im Zuchthauſe aber Widerwillen, Mattheit, Ueberdruß, Eckel, Haß! Ja „Haß" iſt das rechte Wort, Haß vor Allem, Haß gegen den Aufſeher, Haß gegen den Vormann, Haß gegen die Anſtalt, Haß gegen die Menſchheit! Und dazuhin ein Haß, den man tief verſchloſſen, Jahre lang tief verſchloſſen im Innern halten muß, ſo daß er nicht einmal in der Miene ſichtbar wird. „Aeußern" oder auch nur „merken laſſen" darf man ihn ja nicht, wenn man nicht ſchwerer Strafe gewärtig ſein will, äußern weder durch Worte, noch durch Bewegungen, noch durch Blicke! Der Sträfling weiß ja, daß er von allen Seiten beobachtet wird; er weiß ja, daß der Inſpector mit ſeinen verſchiedenen Untergebenen und Gehülfen ſeine Augen überall hat, und daß dieſen Aufſehern nichts entgeht, auch nicht das Geringſte! Ja daß ſie nur zu gerne geneigt ſind, ſelbſt da etwas Strafbares zu ſehen oder zu hören, wo gar nichts derartiges vorgekommen iſt! Glaubt man nun, unter ſolchen Umſtänden werde der Haß der Zuchthäusler

ſich mit der Zeit mildern? Glaubt man, ſie werden „gebeſſert“ aus der Anſtalt gehen?

Die Kleidung des Zuchthausſträflings iſt in der ganzen Welt wenn nicht die gleiche, ſo doch eine ähnliche. Sie beſteht faſt überall aus einem Wamms und Beinkleidern von Trillich, welche grau und ſchwarz gefärbt ſind. Dieſe Farben darf man ſich aber nicht „melirt“ denken, ſondern man bezweckt vielmehr einen Gegenſatz zwiſchen Grau und Schwarz, und in Singſing ſieht der Anzug gerade ſo aus, als ob er aus lauter ſchmalen ſchwarzen und grauen Streifen, immer ein ſchwarzer auf einen grauen folgend, zuſammengeſetzt wäre. Ein weiteres Kennzeichen des Sträflings iſt der Mangel an Kopfhaar, denn dieſes wird ihm beim Eintritte in die Anſtalt nicht blos kurz geſchoren, ſondern ſogar abraſirt. Auch wiederholt man natürlich dieſe Procedur alle vier oder ſechs Wochen, und ſollte daher ein Sträfling je Gelegenheit finden, aus der Anſtalt zu entfliehen, ſo würde ihn der geſchorene Kopf, von welchem die Ohren weit hervorſtehen, ſchon verrathen. Ebenſo „zuchthausmäßig“, d. h. ebenſo übereinſtimmend mit den Gewohnheiten in den übrigen Zuchthäuſern, erſcheint auch in allem Andern die Behandlung der Sträflinge, und es darf z. B. Keiner von ihnen mehr als vier Briefe im Jahr an Weib und Kinder oder überhaupt an ſeine Angehörigen (mit „Nichtangehörigen“ iſt jede Communication auf's ſtrengſte unterſagt) ſchreiben. Ueberdieß müſſen dieſe Epiſteln vorher von dem Inſpector durchgeſehen und gutgeheißen werden, ſowie auch umgekehrt alle Schreiben, welche in's Zuchthaus hereinkommen, vorher inſpicirt werden müſſen, ehe ſie an ihre Adreſſe gelangen dürfen. Beſuche ſind keine geſtattet, außer in dringenden Nothfällen

und nur von den allernächſten Verwandten, denn der Zuchthäusler ſoll ſich als von der übrigen Welt abgeſchloſſen betrachten lernen. Dagegen aber gibt man ihm Gelegenheit, wenn er etwa in der Schulbildung noch weit zurück wäre, wenigſtens das Allernothwendigſte, nemlich das Leſen und Schreiben, zu erlernen, und es ſind deßhalb ein paar eigene Lehrer angeſtellt, welche Winters und Sommers nach Beendigung der Arbeitsſtunden von Zelle zu Zelle gehen, um, in der einen Hand die Lampe, in der andern die Bücher, ſich der Unwiſſenden unter den Gefangenen anzunehmen.

Auf dieſe Art lebt man in Singſing, und es iſt ein wirklich einförmiges Leben, dieſes Zuchthausleben! Jede Woche das gleiche Eſſen und jede Woche die gleiche Beſchäftigung! Jeden Tag die gleiche Zeit beim Aufſtehen und jeden Abend dieſelbe Stunde beim Niederliegen, nur allein mit dem Unterſchied des Winters und Sommers! Doch nein, daß ich es recht ſage, der Sonntag macht eine Ausnahme. An dieſem Tage nemlich wird nach dem Gebote des Herrn nicht gearbeitet, ſondern man hält vielmehr die Arbeitsſäle geſchloſſen und die Gefangenen dürfen in ihren Zellen ausruhen. Aber liegt in „ſolcher“ Abwechslung eine Annehmlichkeit? Iſt es vielleicht eine Erholung, den ganzen Tag mit Nichtsthun beſchäftigt in tödtlicher Einſamkeit zuzubringen, mit der einzigen Unterbrechung der wenigen Minuten, welche das gemeinſame Mittageſſen in Anſpruch nimmt? Bücher zum Leſen werden ja keine gereicht, die Bibel oder ein Gebetbuch abgerechnet, und überdieß fällt es äußerſt ſchwer, bei dem wenigen Licht, das in die Zelle hereinfällt, die Buchſtaben unterſcheiden zu können. Zum Glück übrigens findet des Morgens in

dem Betſaal, deſſen wir weiter oben erwähnten, ein kurzer Gottesdienſt Statt, und da es jedem erlaubt iſt, demſelben, natürlich unter gehöriger Aufſicht, beizuwohnen, ſo drängen ſich die Gefangenen förmlich in die kleine Kapelle hinein. Aber ob ſie es thun, um für ihr Herz Erbauung zu ſuchen, oder ob ſie nicht vielmehr nur allein deßwegen hingehen, um den ſchrecklichen Qualen des einſamen Nachdenkens auf eine halbe Stunde zu entgehen, — auf dieſe Frage dürfte die Antwort nicht ſchwer ſein. Ja ſogar diejenigen, welche den Geiſtlichen der Anſtalt in ihren Zellen zu ſprechen verlangen, thun es ſicherlich nicht des religiöſen Zuſpruchs wegen, ſondern damit ſie wenigſtens auf einige Minuten einen Menſchen um ſich haben. So geht es das ganze Jahr hindurch, einen einzigen Tag abgerechnet, nemlich den 4. Juli. An dieſem Tage iſt großer Feiertag und zugleich großes Feſteſſen, denn am 4. Juli 1776 erklärten ſeiner Zeit die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit vom engliſchen Mutterlande, und darum dürfen heute die Gefangenen zu Singſing in ihren Zellen ſingen und jubiliren nach Herzensluſt, jedoch natürlich jeder für ſich allein in ſeiner Zelle, und ohne daß man ihm auch nur einen Tropfen Weins oder Biers darreichte, denn man erachtet es ſchon als eine große Begünſtigung, daß nur das tödtliche Stillſchweigen unterbrochen werden darf. Sieht man nun, wie fröhlich das Zuchthausleben iſt?

Doch auch an den gewöhnlichen Tagen gibt es, obwohl gegen den Willen der Behörden, einige Abwechslung, und dieſe beſteht darin, daß ein Kamerad ankommt, während ein anderer abgeht. Allerdings ſoll kein Sträfling von ſeinem Nachbar etwas wiſſen, nicht einmal wie er

heißt, und noch weniger, warum derſelbe zum Zuchthaus verurtheilt wurde oder wie lange er zu ſitzen hat und wann ſeine Zeit um iſt. Die Zuchthäusler ſind ja numerirt, d. h. ſie haben mit ihrem Eintritt in die Anſtalt ihren Namen abgelegt und bekommen ihn erſt wieder, wenn ihre Zuchthausperiode ein Ende erreicht hat. Auch wird ein Zeitungsblatt, aus welchem man den Namen, die Strafzeit und das Verbrechen eines Candidaten erfahren könnte, nie und nimmermehr zugelaſſen. Ja nicht einmal der geringſte Fetzen einer Zeitung darf herein, nicht ein Abſchnipfelchen, ſo groß wie ein Taubenei! Von der Welt außen brauchen die Gefangenen nichts zu erfahren, denn ſie ſind nicht mehr in der Welt, ſondern im Zuchthauſe! Allein trotz all' dieſer Strenge und all dieſer Aufſicht gewährt die Ankunft oder der Abgang eines Kameraden doch immer einige Abwechslung. Die Einſamkeit macht die Sträflinge erfinderiſch, und es gibt Leute unter ihnen, welche durch ihr Talent, durch ihre Schlauheit und Inventionsgabe ſelbſt ein ganzes Heer der ſcrupulöſeſten Aufſeher überliſten. Solche Burſche bringen es ſtets heraus, wer ihr Nachbar iſt, ſie bringen es heraus, wie er heißt, was er verbrochen hat, wie bald er loskommt, denn ſie wiſſen einander ihre Gedanken durch Zeichen mitzutheilen, von denen keine Seele ahnen kann, daß es nur Zeichen ſind. Aus der Art und Weiſe zu gehen, aus der Anzahl der Schritte, die ſie machen, aus dem Auf- und Zuknüpfen des Wamſes, welches ſie anhaben, aus dem Fallenlaſſen eines Blättchens Tabak beim Cigarrenmachen oder eines Holzſpanes beim Hobeln in der Schreinerwerkſtätte, kurz aus allem möglichen wiſſen ſie ſich eine Sprache zu bilden, und natürlich geben ſie ſich dieſe Zeichen, ohne

daß ſie dabei eine Miene verziehen, ja ohne daß ſie ihr Auge auf den Kameraden richten, mit welchem ſie ſich in Rapport geſetzt haben. Der Aufſeher ſoll ja nichts davon erfahren, und da dieſer Menſch durch lange Uebung mit ſeinem ſcharfen Auge und ſeinem noch ſchärferen Gehöre beinahe die Gabe der Allgegenwart zu acquiriren wußte, ſo gehört eine faſt übermenſchliche Verſtellung dazu, ihn zu täuſchen. Aber um ſo größer iſt auch der innere Jubel des Zuchthäuslers, wenn er es doch ſo weit bringt, und ein Feldherr kann auf eine gewonnene Feldſchlacht nicht ſtolzer ſein, als er es auf den Sieg über ſeinen Todfeind iſt.

„Ueber ſeinen Todfeind!“ — dieß iſt der richtige Ausdruck, nie gab es eine tiefere Feindſchaft, als die des Zuchthäuslers gegen ſeinen Aufſeher. Er fürchtet und haßt ihn zu gleicher Zeit, und wie fürchtet und haßt er ihn? In ihm ſieht er ja ſowohl ſeinen Angeber als ſeinen Zuchtmeiſter; in ihm ſieht er das Geſpenſt, welches ſeine Tage wie ſeine Nächte verbittert; in ihm ſieht er die Concentration aller Qual und aller Bitterkeit des Zuchthauslebens! Warum ſollte er ihn alſo nicht fürchten, wie das Meſſer, und nicht haſſen, wie den Tod? Ein einziger ſchiefer Blick und der Aufſeher meldet ihn! Ein einziges, wenn auch nur halbgeflüſtertes Wort, und die Strafe bleibt nicht aus! Eine einzige, ſelbſt die allergeringſte Verfehlung gegen die Ordnung, und die Züchtigung folgt auf dem Fuße! Ja wie oft hört und ſieht nicht der Aufſeher etwas Strafbares, wo gar nichts ſolches vorgekommen iſt? Wie oft finden nicht Meldungen ſtatt, wo der Gefangene nichts verſchuldete? Wie oft muß dieſer nicht eine Strafe erdulden, die er nicht verdiente? Der Auf-

ſeher iſt nicht ſcrupulös, ſondern denkt: „lieber zu viel als zu wenig;“ warum ſollte er es alſo mit ſeiner Angeberei beſonders genau nehmen? Vollkommen unparteiiſche Menſchen ſind ohnehin ſelten in der Welt; am allerſeltenſten aber trifft man ſie, wie es ſcheint, unter den Zuchthausaufſehern, und es paſſirt dem Einen oder dem Andern derſelben gar oft, daß er gegen irgend einen der Sträflinge von vornherein ein „Aber“ oder wie man ſagt eine „Pique“ hat, warum ſollte er alſo einen ſolchen Menſchen verſchonen? „Die Burſche verdienten ja jeden Tag ſammt und ſonders abgepeitſcht zu werden, und da leider das Peitſchen nicht geſtattet iſt, ſo kann ihnen eine gelindere Strafe ſicherlich nichts ſchaden,“ denkt der menſchenfreundliche Aufſeher, wenn er dem Wardein oder Inſpector ſeine Meldungen macht, und nun erfolgen die Züchtigungen ohne Rückſicht und Gnade, ja ohne daß man den Gemeldeten ſich auch nur verantworten ließe, denn davon, daß man ihm Glauben ſchenkte, kann ohnehin keine Rede ſein. Sieht man nun, warum der Zuchthäusler den Aufſeher zugleich haßt und fürchtet?

Doch worin beſtehen die Züchtigungen des Sträflings? Prügel ſind, wie ſo eben angedeutet, nicht erlaubt. Es wäre ja für eine ſo chriſtlich denkende Regierung, als die des Staates Neuyork iſt, himmelſchreiend, wenn ſie eine derartige inhumane, alle Menſchenwürde beleidigende Strafe duldete. Nein, nein, Prügel dürfen keine in Anwendung gebracht werden, nicht einmal gegen ganz halsſtarrige Sünder! Deßwegen gibt es aber doch Strafen und zwar ſolche, die vielleicht ebenſo draſtiſch, ja möglicherweiſe noch draſtiſcher wirken als „Fünfundzwanzig aus dem ff.“ Da iſt zuerſt der Dunkelarreſt, welcher darin

besteht, daß man einen Sträfling tageweise in ein finsteres Loch steckt, in welchem er weder sehen noch hören kann, und wo man ihm zum weiteren Troste nichts reicht, als Wasser und Brod. Dann kommt die sogenannte Krone, d. h. man setzt dem Gefangenen eine aus eisernen Banden gefertigte, wie eine Bischofsmütze geformte Haube auf, welche man ihm weder bei Tag noch bei Nacht, weder beim Essen noch beim Arbeiten, ja nicht einmal beim Schlafen abnimmt, und man kann sich also wohl denken, daß eine solche Zierrath nichts besonders Annehmliches sein kann. Noch härter ist die Strafe des Schulterjoches, welches uns unwillkürlich an die „Neck-Yokes" der Sclavenaufseher im Süden erinnert. Es besteht nämlich aus einem fünfundzwanzig Pfund schweren eisernen Instrumente, in welches man den Zuchthäusler einspannt, gerade wie einen Ochsen in sein Joch, und je mehr dann der arme Gequälte unter dieser Last seufzt und stöhnt, um so schadenfreudiger blickt ihn der Aufseher an. Die allerhöchste Strafe ist jedoch das Schauer- oder Tropfbad, und wir möchten dasselbe nicht einmal unserem Todfeinde anwünschen. Denke dir, o Leser, einen Stuhl, keinen gewöhnlichen, sondern einen Großvaterstuhl mit hoher Lehne und hohen Seiten zum Armauflegen. Dort hinein setzt man dich, und schnallt sofort deine Arme, wie deine Füße fest. Ja sogar deinen Oberkörper bindet man so, daß er sich nicht bewegen kann, und dasselbe widerfährt deinem Kopfe. Nun aber beginnt die Qual, denn aus einer Höhe von dreißig Fuß fällt ein Tropfen Wassers auf die Mitte deines Schädels und nach einer halben Minute ein zweiter, ein dritter, ein vierter. Schwer und hart fällt er auf, der Tropfen Wassers, und eisig kalt durchdringt er deine

Hirnſchale. Beim fünfzehnten Tropfen meinſt du, der Kopf zerſpringe dir; beim fünfzigſten möchteſt du raſend werden, beim hundertſten biſt du raſend! Das iſt die Strafe des Tropfbades, und nicht blos hie und da wird dieſelbe applicirt, ſondern ſie iſt vielmehr geradezu gang und gäbe. Die „Furcht“ vor ihr zähmt auch den wildeſten, und die „Gewißheit“, dieſelbe zu empfangen, macht den zahmſten wüthend; ihre „Anwendung“ aber tödtet zum mindeſten den Zehnten, wenn ſie ihn nicht auf ewig in die Nacht des Wahnſinns wirft! Und hierin übertreiben wir nicht, ſondern es ſind vielmehr, beſonders in neueſter Zeit, Geſchichten an den Tag gekommen, die wahrhaft Schauder erregend ſind. Auch hat man deßhalb von allen Seiten, ſogar öffentlich in den Blättern, auf Unterſuchung gedrungen, aber — ſah man ſich in Folge deſſen veranlaßt, das Tropfbad abzuſchaffen oder auch nur eine Milderung in ſeiner Anwendung eintreten zu laſſen? Im Gegentheil es beſteht fort und fort und alljährlich fallen demſelben eine Reihe von Sträflingen zum Opfer!

In Singſing ſind alle Stände vertreten. Alle Nationen ſind dort zu Hauſe und es gibt keine Menſchenrace, die man daſelbſt nicht finden könnte. Der Nigger arbeitet neben dem Weißen, der Mulatte neben dem Quadronen, der kupferfarbige Indianer neben dem gelben Chineſen. Amerikaner, Engländer, Deutſche, Franzoſen, Irländer, Spanier, Italiener, Schweden und Dänen geben hier ſämmtlich ihren Nationalhaß auf, um blos ihrem Beruf als Zuchthausinſaſſen zu leben, und der frühere Kaufmann oder reiche Importer dreht ſeine Cigarre neben dem früheren Laſtträger oder langfingerigen Loafer, als wären ſie von jeher Dutzbrüder geweſen. Es herrſcht eine wahre

Weltbürgerſchaft, doch muß man zugeben, daß von all' den verſchiedenen Nationalitäten die Deutſchen verhältnißmäßig am geringſten vertreten ſind. Sie ſind in der Regel keine Liebhaber vom Rauben und Morden und das Betteln führt bekanntlich nicht in's Zuchthaus. Um ſo mehr dagegen ſind die Irländer hier zu Hauſe, denn Raufhändel nebſt ein bischen Todtſchlag machen ja ihre Nationalliebhaberei aus, und vor Einbruch mit Mord ſcheuen ſie ſich hie und da auch nicht. Die abgefeimteſten und raffinirteſten Schurken liefert übrigens das „eingeborene Amerika", und wenn man nach der Herkunft eines der Gravirteſten fragt, ſo darf man darauf rechnen, den Namen eines Yankee zu hören. Die Herren Garroteurs und Bankräuber, insbeſondere die großen Wechſelfälſcher und Papiergeldnachmacher, die Spitzbuben von Genie und die Millionendiebe, ſie ſind faſt ohne Ausnahme „geborene Amerikaner". Siehſt du den Mann dort mit dem ſchlauen Geſichtsausdruck und den feinen Händen? Zwei Jahre in Singſing haben ihn noch nicht unkenntlich gemacht und in weiteren vier Jahren iſt er wieder frei. Seine Wohnung war noch vor Kurzem ein fürſtlicher Palaſt in Newyork und ſeine Caroſſen und Pferde konnten den Vergleich mit denen eines königlichen Marſtalls aushalten. Er ſpeiste nur auf Silber und trank nur aus goldenen Bechern. Seine Unterſchrift galt Hunderttauſende in der Geſchäftswelt und jetzt arbeitet er friedlich neben einem Irländer, den er früher als den Verächtlichſten der Verächtlichen mit keinem Blicke würdigte. Ihn, den früheren Bewohner „der fünften Avenue" in Newyork, bekanntlich desjenigen Theils der Stadt, in welchem die „Merchant princes", d. h. die Kaufmannsfürſten ihre Paläſte haben, brachten Wechſel-

fälſchungen von einer Million auf ſechs Jahre hieher, den Irländer aber koſtet ein einziger jähzorniger Augenblick, der ihn zum Todtſchlag eines Menſchen hinriß, zwanzig Jahre ſeiner Freiheit!

Gehen wir nun auch noch auf eine kurze Zeit in's weibliche Zuchthaus. Dieſes liegt viel luftiger, weiter oben am Uferabhang über der Eiſenbahn drüben. Keine Mauer umgibt es, denn es wohnen ja blos Frauenzimmer da, von denen man vorausſetzt, daß ſie nicht „ausbrechen". Die Zellen ſind um ein Ziemliches breiter und ſehen weit wohnlicher und freundlicher aus. Auch hat man ſie mit einem Fenſterchen verſehen, vor welchem ein kleiner weißer Vorhang hängt, und daß weibliche Hände hier herrſchen, ſieht man ſchon aus der Reinlichkeit des Stübchens, ſowie aus dem Körbchen mit Nadel und Faden und dem Blumenſtock auf dem Geſimſe. Sie arbeiten alle in einem Saale zuſammen, die weiblichen Sträflinge, und ihre ganze Beſchäftigung beſteht darin, die Hüte fertig zu machen, welche im männlichen Zuchthauſe roh angefertigt werden. Somit nähen ſie den ganzen Tag, und damit ihnen dieſes Nähen nicht allzubeſchwerlich werde, hat man ihnen Maſchinen gegeben, welche ſie, ohne ſich beſonders anzuſtrengen, leiten können. Sieht man alſo nicht ſchon hieraus, wie ſehr man ſie gegenüber den Männern bevorzugte? Noch deutlicher zeigt ſich dieß aus ihrer Kleidung, denn obwohl dieſelbe ebenfalls aus ſchwarz und grau gemiſcht iſt, ſo hat ihr Rock doch weniger etwas Zuchthausartiges, als vielmehr etwas Nonnenmäßiges, und zwar um ſo mehr, als ihnen geſtattet iſt, ihr kurz geſchnittenes Haar unter einer weißen Haube zu verſtecken. Allerdings ſind auch ſie zu lautloſer Stille verurtheilt, und dieſe Strafe trifft

ſie vielleicht härter, als die Einzelnhaft bei Nacht oder das erzwungene Faſten bei Waſſer und Brod, wenn ſie ſich widerſpenſtig zeigen. Von den ſtrengeren Züchtigungen dagegen, die man den männlichen Sträflingen angedeihen läßt, iſt hier keine Rede, denn der „Code of honor“ ſchreibt den Amerikanern vor, ſogar gegen Verbrecherinnen galant zu ſein, und man wendet daher bei ihnen weder das Tropfbad, noch das Schulterjoch, noch die Krone an. Höchſtens ſteckt man ſie auf ein paar Stunden in einen Sack, den man oben zubindet, und läßt ſie darin zappeln nach Herzensluſt. Zugegeben muß übrigens werden, daß ſie ſich meiſt ohne Zwang in die Ordnung fügen und wunderbar — die meiſten der hier Eingeſperrten erhielten dieſe ihre Strafe wegen großen Betrugs oder Diebſtahls, wegen Kinds- oder Gattenmords, oder wegen irgend einer ähnlichen ſchlimmen That, alſo jedenfalls wegen eines Verbrechens, welches große Schlechtigkeit des Herzens, eine ungemeine Rohheit der Sitten und eine tiefe Verdorbenheit des Denkens vorausſetzt. Aber dennoch, wenn man in den Saal tritt, findet man faſt keine einzige unter den Inſaſſen, welche nicht den Blick niedergeſchlagen hätte. Ja die meiſten laſſen ſich nicht einmal durch die Neugierde verlocken, von der Arbeit aufzuſehen, und von einem frechen Anſtarren der Fremden findet man vollends keine Spur. Es ſind alſo ſicherlich tiefgeſunkene Weiber, mit welchen wir es hier zu thun haben, aber, mag ein Weib auch noch ſo tief geſunken ſein, das Schamgefühl verliert es nie ganz!

Gott ſei Dank, wir ſind endlich fertig. Wir hatten an einer Beſichtigung von wenigen Stunden übrig genug, wie muß es nun erſt denen zu Muthe ſein, die Jahre lang

hier ausharren müssen und zwar nicht als Zuschauer, sondern vielmehr als factische Zuchthausmitglieder? Nicht selten werden daher auch Fluchtversuche gemacht und merkwürdigerweise nicht immer ohne Erfolg. Trotz Wachen und Mauern entkommt nämlich hie und da Einer, sei es durch einen Abzugskanal, sei es durch einen kühnen Sprung in's Wasser. Natürlich wird er verfolgt und zwar sowohl zu Lande als zu Wasser, wie denn aus diesem Grunde stets Nachen parat liegen. Allein der Mensch war nicht so dumm, bei hellem Tage zu entfliehen, sondern er wußte sich in irgend einer Cloake so lange zu verstecken, bis es dunkle Nacht war, und überdem ist er vielleicht ein guter Schwimmer, der es so lange unter dem Wasser auszuhalten vermag, bis er das andere Ufer erreicht hat. Doch wird es ihm nun wirklich gelingen zu entkommen; besonders in unsern Tagen, wo man das Signalement eines Flüchtlings vermittelst des Telegraphen in wenigen Minuten nach allen Weltgegenden verbreiten kann? Wahrhaftig eine Möglichkeit ist nur dann vorhanden, wenn derselbe Hilfe von Außen bekommt, denn ohne andere Kleidung, ohne fremdes Haar, d. h. ohne Perücke, ohne Geld, sowie ohne Freunde, die ihn für den ersten Augenblick verbergen, ist er nothwendig verloren und schon am nächsten Tage wieder eingefangen. Dessen ungeachtet treibt die Verzweiflung viele zum Aeußersten und sogar aus dem weiblichen Zuchthause hört man hie und da von einem Fluchtversuche. Nur geht in letzterem Falle immer ein Aufseher mit durch, ohne Zweifel angelockt durch die Schönheit der Gefangenen, oder auch durch die Schätze, welche sie irgendwo vergraben zu haben vorgibt.

Das weibliche Zuchthaus iſt für zweihundert Sträflinge eingerichtet und ſelten ganz voll. Die männliche Abtheilung hat tauſend Zellen und faſt nie trifft man eine derſelben leer. Ja oft ſind ſo viele Candidaten da, daß man ſie nicht einmal alle aufnehmen kann; allein deßwegen kommt man doch in keine Verlegenheit, denn das „Zuviel“ wird an „Auburn“ abgeliefert, das zweite Zuchthaus des Staates, wo dieſelbe Ordnung der Dinge herrſcht, wie in Singſing.

13.

Sclavenhandel in Amerika.

Es ist eine durch langjährige Erfahrung erwiesene Thatsache, daß in denjenigen Gegenden, in welchen blos Zucker, Kaffee, Reis, Indigo und Baumwolle gepflanzt wird, die mit dieser Cultur beschäftigten Neger eines verhältnißmäßig ziemlich kurzen Daseins (am längsten leben unter ihnen die Baumwollepflanzenden) genießen, einmal weil die Arbeit sehr hart und anstrengend ist, und zum andern, weil das Klima keineswegs unter die gesundesten, sondern vielmehr unter die ungesundesten gerechnet werden muß. Somit sterben unter jenen Himmelsstrichen immer mehr Sclaven, als geboren werden, und dieß ist besonders auf der Insel Cuba der Fall, wo man die Sclaven fast übermäßig zur Arbeit anhält. Allein auch in den zu der nordamerikanischen Union gehörigen (wir rechnen sie immer noch dahin, trotz des Krieges, welchen sie mit den nördlichen Staaten führen, denn die Entscheidungsstunde hat ja noch nicht geschlagen) Staaten Louisiana, Mississippi, Georgia, Florida, Alabama u. s. w. ist die Sterblichkeit außerordentlich groß und es überwiegt auch hier die Zahl der Gestorbenen die Zahl der Geborenen bei Weitem. Wenn deßhalb diese genannten Staaten in ihrer

Zucker-, Reis-, Indigo- und Baumwollen-Production nicht gehemmt sein wollen und wenn nicht am Ende die ganze Negerbevölkerung auf ein Minimum herabsinken oder aussterben soll, so müssen nothwendig Sclaven importirt, d. h. es müssen frische Truppen in's Feld gestellt werden, welche die abgegangenen ersetzen. Diese Thatsache steht fest, und es handelt sich also nur darum, auf welche Weise man zu dieser so überaus nothwendigen Ergänzungsarmee kommen soll.

Der natürlichste Weg ist der, sich die Neger von da zu holen, wo man auch die ersten derselben geholt hat, nämlich von Afrika. Hiezu wären nun die sämmtlichen Sclavenhalter von Herzen gern bereit, wenn nicht ein kleines „Aber" entgegenstünde. Es hat es nämlich Großbritannien nach vielen Unterhandlungen und Mühen dahin gebracht, daß die sämmtlichen Staaten der civilisirten Welt, welche bis jetzt noch die Sclaverei nicht abgeschafft haben, nämlich Nordamerika, Spanien und Brasilien, einen Vertrag mit ihm abschlossen, kraft welches der Sclavenhandel mit Afrika gänzlich sistirt sein soll. Ja nicht zufrieden damit ruhte es sogar nicht eher, als bis Frankreich und Nordamerika mit ihm übereinkamen, Kriegsschiffe an der Küste von Afrika kreuzen zu lassen, um den Sclavenhandel mit Gewalt zu verhindern, und schließlich wurde sogar der Grundsatz zum Gesetz erhoben, daß der Sclavenhandel oder der Export von Schwarzen aus Afrika ebenso bestraft werden soll, wie Seeraub und Piraterie, d. h. mit dem Tode durch den Strang. „Der Sclavenhandel", dieß war die Absicht Englands, „muß zur Unmöglichkeit gemacht werden", und in der That — sollte man nicht glauben, das System der Sclaverei werde bei richtiger Einhaltung

dieſer Verträge nach und nach ſolche Stöße erleiden, daß es ſich von denſelben nicht mehr erholen könne? Ja ſollte man nicht überzeugt ſein, daß das Sclaveninſtitut, „wenn von den vorhandenen Sclaven immer mehr ſterben als geboren werden, ohne daß neue an ihre Stelle gebracht werden können", in kurzer Zeit gänzlich aufzuhören gezwungen ſei? Gewiß ſollte man ſo denken und gewiß wollte auch England durch die beſagten Verträge die Sclaverei zwar nicht auf einmal, aber doch nach und nach, aufhören machen, und zwar ſo, daß man nicht nöthig hätte, gegen die Sclavenhaltenden Staaten Gewalt anzuwenden; allein die Abſicht iſt keineswegs erreicht worden, denn die Sclaverei beſteht ſowohl auf dem ſpaniſchen Cuba, als in der nordamerikaniſchen Union, ſowie in Braſilien in ihrer vollen Glorie fort und ſomit haben ſich offenbar die Sclavenhalter trotz der beſtehenden Verträge, was man ſagt, „zu helfen" gewußt. Es geſchah dieß und geſchieht dieß jetzt noch auf zweierlei Weiſe, zum erſten durch Umgehung jener Verträge, d. h. dadurch, daß man mit Sclavenzufuhren aus Afrika „Schleichhandel" treibt und zum andern dadurch, daß man in den Binnenländern ſelbſt eine Art von künſtlicher Ueberproduction erzeugt, indem man ſogenannte „Niggerzüchtereien" anlegt, gerade wie man an andern Orten Rindvieh-, Schweine- und Pferdezüchtereien angelegt hat.

Betrachten wir uns zuerſt den „Niggerſchmuggelhandel" mit Afrika. In früheren Zeiten, als der Niggerhandel noch offen betrieben wurde, alſo bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, war er faſt ganz in den Händen der Engländer. Allerdings betheiligten ſich auch andere Nationen, wie beſonders Franzoſen und Spanier dabei,

allein die Engländer überflügelten alle ſowohl durch ihren größeren Unternehmungsgeiſt, als auch durch die Schnelligkeit und die Anzahl ihrer Schiffe. Seitdem jedoch der beſagte Handel als Seeraub mit dem Tode beſtraft wird, läuft kein Sclavenſchiff mehr aus einem europäiſchen Hafen aus, und die ſämmtlichen ſeefahrenden Nationen der alten Welt fügten ſich gehorſam dem Commandowort Großbritanniens. Wohl würde es vielleicht auch bei uns noch manchen Schiffskapitän geben, der ſich nichts daraus machte, einmal auf den Schwarzwildpretfang auszufahren, und noch weniger möchte es vielleicht einen reichen Kaufherrn in Hamburg, Liſſabon oder London geniren, ſeine Gelder, wenn es nur irgend anginge, gewinnreich im Niggerhandel anzulegen; allein in den europäiſchen Häfen wird die Aufſicht über die Schiffe, ſowie die Controle über ihre Ladung und ihren Beſtimmungsort ſo genau geführt, daß eine Täuſchung der Behörden faſt zur Unmöglichkeit geworden iſt. Somit hat ſich dieſer Handel faſt ganz in die neue Welt zurückgezogen, in welcher man noch immer Gelegenheit hat, das Geſetz zu umgehen, und abſonderlich ſind es die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, von welchen aus derſelbe noch immer ſchwunghaft betrieben wird. Ja man darf mit Recht behaupten, daß die jetzt noch exiſtirenden Sclavenhändlerſchiffe faſt ohne Ausnahme in Neuyork, Boſton, Baltimore, Portland und Briſtol gebaut werden, ſowie daß von dieſen fünf Städten Boſton und Neuyork die meiſten liefern. Es ſind dieß faſt durchgängig Segelſchiffe und zwar von jener neueren Bauart, welche die Amerikaner eigens zu dieſem Zwecke erfunden haben, nämlich die ſogenannten „Clipper". Derartige Schiffe mögen nämlich allerdings nicht ſo ſicher ſein, als die ſonſt

gewohnten Segelboote, allein vermöge ihrer Bauart, d. h. vermöge ihres ſpitzigen Bugs übertreffen ſie alle ihre Concurrenten an Schnelligkeit, und auf die letztere Eigenſchaft kommt bei einem Sclavenſchiffe natürlich das Meiſte an. Das Geld zu ihrer Erbauung oder zu ihrem Ankauf liefern regelmäßig „eingeborene Nordamerikaner", — Großhändler von Neuyork und Boſton oder einer andern amerikaniſchen Seeſtadt, welche meiſtentheils auch noch ein Haus in der Havannah beſitzen, und man darf dreiſt behaupten, daß keine Firma darunter iſt, die ſich nicht des beſten Credits erfreute und in der kaufmänniſchen Welt den ehrenwertheſten Klang hätte. Ja, die Chefs dieſer Firmen gehören ſogar meiſtentheils irgend einer jener überaus frommen und heiligen Religionsſecten an, deren man im öſtlichen dem Puritanismus huldigenden Nordamerika ſo Viele zählt, und ſind in politiſcher Beziehung faſt immer Mitglieder jener großen Partei, welche nach der Emancipation aller Schwarzen ſtrebt und Gut und Blut für die Aufhebung der Sclaverei zu opfern ſchwört. Trotz dem aber geben ſie mit Vergnügen ihr Geld zum Ankauf und zur Ausrüſtung eines Sclavenſchiffes her, und wenn ſie vielleicht am Morgen bei einer großen öffentlichen Verſammlung eine donnernde Abolitioniſtenrede gehalten haben, ſo ſchließen ſie ſich am Abend mit irgend einem Mäkler in ihrem Geheimbureau ein, um einen Akkord in Menſchenfleiſch abzuſchließen! Im Handel kennt der Nordamerikaner weder Religion noch Politik, und gegen einen guten Profit riskirt er immer eine doppelte Portion Frömmigkeit.

Natürlich ganz offen treibt man den Handel nicht. Die Ladung, welche das Schiff einnimmt, iſt dem Anſchein nach eine ganz unſchuldige, und man clarirt das Fahrzeug

in einen Seehafen, der mit dem Sclavenhandel nichts zu thun haben kann. Auch wird die angesehene Kaufmannsfirma, welche das Geld schießt, nie offen genannt und ohnehin versteht man es, die beim Niggerhandel üblichen Waaren, sowie die zum Transport von so viel hundert Sclaven nöthigen Wasserfässer und die für die kleine Schiffsmannschaft unverhältnißmäßig große Menge von Mundvorräthen nebst den Handschellen, Ketten u. s. w. so gut zu verbergen, daß man selbst bei einer Visitation nichts zu befürchten hat. Braucht man doch alle diese Dinge erst, wenn man an Ort und Stelle angekommen, das Schiff „für die lebendige Fracht" klar macht! Allein trotz dieser Heimlichkeit ist der ganze Handel das, was man ein öffentliches Geheimniß nennt, und jedes auch nur halbwegs mit den Verhältnissen vertraute Haus weiß, wohin es sich zu wenden hat, wenn es über ein Sclavenschiff Auskunft haben oder ein zu solchem Handel taugliches Fahrzeug ankaufen will. Auch sind die Makler, welche in diesem Artikel Geschäfte machen, Jedermann bekannt, und ebensowenig unterliegt es einer Schwierigkeit, die Handlungsfirmen, welche zu derlei Unternehmungen Geld hergeben, aufzufinden; die Kapitäne aber und die Superkargos, sowie die Dolmetscher und Matrosen, deren man benöthigt ist, haben ihre eigenen Abstandsquartiere, wo man sie zu jeder Zeit auftreiben kann. Kurz das Geschäft wird ganz so regelmäßig betrieben, wie jedes andere Rhedergeschäft, nur mit dem einzigen Unterschied, daß das Aushängeschild kein offenes ist. Man gesteht vielleicht ohne Scheu zu, daß man nach und von der Küste von Afrika Handel treibe, aber man gibt sich den Anschein, als ob man „in Palmöl und Elfenbein mache", denn dieß

ſind die beiden Hauptſtapel-Artikel der Küſte von Guinea und mit ihnen kann man alſo den Sclavenhandel am beſten bemänteln.

So laufen denn, wie man genau weiß, aus den Häfen des öſtlichen Nordamerika jährlich fünfundvierzig bis fünfzig Schiffe auf den Sclavenhandel aus, und eben ſo viele vielleicht aus dem Hafen von Havannah. Hiebei iſt aber wohl zu bemerken, daß auch dieſe Fahrzeuge keine ſpaniſchen, ſondern blos amerikaniſche ſind, trotz ihres möglicher Weiſe ſpaniſch klingenden Namens. Jedes Schiff hat eine Mannſchaft von fünfzehn bis dreißig Matroſen und ſomit beſteht die Bemannung der ganzen Sclavenflotte aus etwa zweitauſend Dienſtthuenden ohne die Offiziere. In Beziehung auf ihre Größe wechſeln die Fahrzeuge von hundert bis zu ſechshundert Tonnen Gehalt, und ſie können demnach, da man auf eine Tonne Gehalt etwa einen und einen Drittels-Neger rechnet, je hundertfünfzig bis achthundert Schwarze faſſen. Durchweg nimmt man nur die beſten Segler zu dem Geſchäfte, alſo wie ſchon oben geſagt beinahe lauter Klipperſchiffe, und in neueſter Zeit hat man ſogar Dampfboote zu verwenden angefangen. Letztere Schiffe haben nemlich nicht blos den Vorzug, daß ſie überhaupt ſchneller fahren, und daß man alſo mit ihnen den Kreuzern an der afrikaniſchen Küſte leichter zu entgehen vermag, ſondern vermöge der Dampfkraft kann man auch bei conträrem Winde die gerade Richtung beibehalten und alſo ſein Ziel in ungewöhnlich kurzer Zeit erreichen. Allein deſſenungeachtet ſind Dämpfer doch nicht ſo beliebt als Klipperſchiffe, einmal weil ihre Ausrüſtung ſo wie ihr Ankauf eine ziemliche Portion Geld koſtet, zum andern, weil die kreuzenden Kriegsſchiffe den Rauch ihrer Kamine

ſchon von weitem bemerken, und zum dritten, weil ſie meiſt einen ziemlichen Tiefgang haben, ſo daß man mit ihnen nicht in jede Bucht an der Küſte von Afrika einlaufen kann. Ueberdieß iſt die Abfahrt eines Dampfers immer von größerem Aufſehen begleitet und der Zweck ſeiner Fahrt ſo wie der Inhalt ſeiner Ladung kann nicht ſo leicht bemäntelt werden, als bei einem Segelſchiffe. Frägt man nun aber nach dem Kapitale, welches alle dieſe Schiffe zuſammen koſten, ſo iſt natürlich eine ganz genaue Antwort nicht zu geben, denn es fehlen alle und jede von Regierungswegen aufgenommenen ſtatiſtiſchen Notizen. Doch iſt die gewöhnliche Annahme, daß das alljährlich im Sclavenhandel angelegte Geld über vier Millionen Dollars betrage, alſo mehr als zehn Millionen Gulden oder ſechs Millionen preußiſche Thaler, und dieſe Annahme wird durch die Nachweiſungen, welche von Zeit zu Zeit öffentlich in den Zeitungen erſcheinen, vollkommen beſtätigt. Man muß nemlich wiſſen, daß die Tagesblätter Nordamerika's ſich ganz und gar nicht ſcheuen, auf den Betrieb des Sclavenhandels des Nähern einzugehen, und zwar ohne daß irgend jemand beſonders Anſtoß daran nähme. Im Gegentheile finden Viele den Handel ganz in der Ordnung, weil ſie die Sclaverei ſelbſt für naturgemäß halten, und ſelbſt diejenigen, welche das beſagte Inſtitut unterdrückt ſehen möchten, verdammen nicht ſowohl die „Speculation", welche mit dem beſagten Artikel Geld zu machen ſucht, als vielmehr die „Speculanten", welche ſo thöricht waren, ſich über dem verbotenen Schmuggel ertappen zu laſſen.

Es iſt aber auch wirklich ein profitabler Handel, dieſer Niggerhandel, denn die Waare läßt ſich um ein geringes Geld anſchaffen und verkauft ſich am rechten Platze gar

leicht um das Zehnfache! Der Platz, an welchem man seine Einkäufe zu machen hat, ist immer noch wie in den früheſten Zeiten die Küſte des mittleren Afrika, d. i. die ſogenannte „Sclavenküſte“. Dort gibt es nemlich eine Menge Staaten und Stäätchen, in welchen ſchwarzes Menſchenfleiſch um einen geringen Preis zu haben iſt, ſo insbeſondere in den ſogenannten Königreichen Loango, Congo und Angola, ſo wie in den Fürſtenthümern Matamba und Benguela, lauter Diſtrikten mit einer Menge von Buchten, Flüſſen und Schlupfwinkeln, in welchen ſich ein Fahrzeug wochen- und monatelang bequem verbergen kann. Die Verkäufer ſind die regierenden Herren ſelbſt, denn da die verſchiedenen Negerſtämme jener Gegenden in ſtetigen blutigen Händeln mit einander leben, ſo werden alljährlich eine Menge Kriegsgefangene gemacht, und dieſe ſämmtlichen Gefangenen wiſſen zum voraus, daß ihr Loos kein anderes iſt, als in die Sclaverei verkauft zu werden. Beſteht ja doch faſt das ganze Einkommen der Negerfürſten aus dem, was ſie aus ihrer lebendigen Kriegsbeute erlöſen, warum ſollten ſie alſo mit derſelben nicht losſchlagen? Ja warum ſollten ſie nicht bei ihren Fehden nur allein auf das Gefangennehmen ausgehen und nicht blos Männer, ſondern auch Weiber und Kinder in ihre Gewalt zu bekommen ſuchen? Der Ankaufspreis iſt übrigens, der großen Concurrenz wegen, nicht hoch, ſondern ſchwankt vielmehr zwiſchen fünfzehn und zwanzig Dollars per Stück. Ueberdem wird nicht in baarem Geld bezahlt, ſondern vielmehr in ſchlechten Flinten und noch ſchlechteren Piſtolen, in kleinen Spiegeln oder in werthloſen Glasperlen, in Scheeren, Meſſern und Lanzenſpitzen, in Spieldoſen und leichten Baumwollſtoffen, kurz in lauter Flitterkram, der natürlich

immer unſinnig hoch über ſeinen wahren Werth angeſetzt wird. Hat nun ein Schiffskapitän vermittelſt der an der Küſte wohnenden, meiſt portugieſiſchen Zwiſchenhändler ſo viel Menſchenfleiſch angekauft, als er transportiren kann, ſo legt er ſich hart an's Ufer, um ſich die Waare auf ſein Fahrzeug bringen zu laſſen. Dieß geſchieht, wie man ſich in der Kunſtſprache auszudrücken pflegt, „bündelvollweiſe", d. h. die Agenten liefern ihre Nigger in Parthien von je ſechszehn bis zwanzig ab und zwar ſo, daß dieſelben gleich einem Waarenbündel mit Kuhriemen feſt aneinander geſchnallt ſind. Jede Parthie wird, ſo wie ſie vom Superkargo übernommen iſt, in den untern Raum des Schiffs hinabgebracht und dort ſorgfältig verſchloſſen gehalten, bis die ganze Ladung ihr Ende erreicht hat. Hie und da wird man damit in einem einzigen Tage fertig, nicht ſelten aber geht eine ganze Woche darüber hin und die Schiffsmannſchaft hat dann eine ſchwere Zeit, denn es iſt keine Kleinigkeit, die noch nicht gezähmten Gefangenen in Ordnung zu halten. Auch müſſen während des „Faſſens der Waare" alle Matroſen bis an die Zähne bewaffnet ſein, um gleich mit Feuer und Schwert dreinzuſchlagen, wenn es an's Revolutioniren gehen ſollte. So viel Mühe nun aber auch das Einladen koſtet, ſo beginnt die Hauptarbeit doch erſt, wenn das Schiff mit ſeiner Fracht abgefahren iſt. Die gewöhnliche Meinung unter den „Landratten" geht allerdings dahin, daß man von nun an mit den Schwarzen keine weiteren Umſtände mache, ſondern dieſelben vielmehr im Zwiſchendeck auf einander geſtapelt halte und ſich höchſtens ſo viel Zeit nehme, ihnen das nöthige Eſſen zu reichen; allein bei einer ſolchen Behandlungsweiſe würde ein Sclavenſchiff ſeine Rechnung nicht

finden. Das Zwiſchendeck nemlich oder vielmehr die verſchiedenen untern Räume, in welche die Neger zuſammengeſperrt werden, ſind ſo niedrig, daß man daſelbſt kaum aufrecht ſtehen kann, und überdem wird keinem Neger ein größerer Raum zum Liegen oder Sitzen geſtattet, als einer von ſechs Fuß Länge und drei Fuß Breite. Mehr Ausdehnung kann man ihm nicht geben, weil ſonſt das Schiff unmöglich ſo viel Waare aufnehmen könnte, als es aufnehmen muß, um einen guten Profit zu machen. Was wäre nun aber die Folge, wenn man ſich um die armen Sclaven nicht weiter bekümmern würde? Die Zuſammenſpeicherung von ſo vielen hundert Menſchen in einem ſolch' niederen dumpfigen Raum, in welchem kaum der vierte Theil mit Anſpruch auf Geſundheit exiſtiren könnte, müßte nothwendig Krankheiten aller Art erzeugen und man dürfte als ſichere Norm annehmen, daß zwei Drittheile der zu importirenden Sclaven auf der Fahrt zu Grunde gingen. Solchem Uebelſtande muß alſo vorgebeugt werden, wenigſtens ſo viel als möglich, denn die Sclaven haben ja „einen Werth", und eine Sache von Werth wird man doch nicht leichtſinnig dem Verderben ausſetzen? Freie weiße Auswanderer ſind ſchon oft auf den Transportſchiffen von Liverpool oder Havre nach Amerika aus Mangel an Luft und Reinlichkeit, ſo wie durch Mißhandlung und elende Nahrung zu Hunderten umgekommen. An ihnen liegt nichts, ſobald ſie nur ihre Paſſage bezahlt haben! Aber gegen ſchwarze Sclaven darf man wahrhaftig nicht ſo rückſichtslos verfahren, da es ja um den eigenen Geldbeutel geht, und man wird daher nirgends eine größere Reinlichkeit und eine gewiſſenhaftere Pflege finden, als auf Sclavenhandelsſchiffen.

Jeden Morgen mit Tagesanbruch, meiſt ſchon um fünf Uhr, werden die ſämmtlichen Nigger: Männer, Weiber und Kinder auf's Oberdeck getrieben und nun geht es vor Allem an eine gründliche Waſchung, ſo ungefähr wie man es mit den Schafen im Monat Mai, ehe ſie geſchoren werden, zu halten pflegt. In Parthien von fünfzehn bis zwanzig müſſen ſie ſich um mächtige mit Seewaſſer gefüllte Kübel herumkauern und die Matroſen beeilen ſich, ſie wiederholt mit vollen Eimern tüchtig zu übergießen. Iſt dieß geſchehen, ſo reibt man ſie mit grobem Segeltuch ab und ſtriegelt ihnen dazuhin noch die Haare, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Schließlich zwingt man ſie ihre Zähne zu reinigen — natürlich nicht auf die zarteſte Weiſe, aber dagegen um ſo wirkſamer — und den weiten Rachen mit einem Gemiſch aus Eſſig, Schießpulver und Seewaſſer auszuſpülen, denn ohne die letztere Procedur wäre die Reinigung nur eine halbe. Ja auf die „Scheuerung" des Mundes und der Zähne wird mit ganz beſonderer Strenge geſehen, weil ſich, wenn man dieß unterließe, nur zu leicht Geſchwüre anſetzen könnten, die in manchen Fällen ſogar einen tödtlichen Ausgang haben. Gewöhnlich dauert die Waſchungsſcene drei volle Stunden, nemlich von fünf bis acht Uhr, und alle Matroſen müſſen ſich dabei müde arbeiten; die Nigger ſelbſt aber fühlen ſich natürlich noch weit mehr angegriffen. Demgemäß läßt der Kapitän ihnen zur Stärkung eine gehörige Portion Schiffszwieback reichen, welche ſie mit etwas Rum und Waſſer hinabwürgen, und nun dürfen ſie eine Stunde lang ausruhen. Gegen zehn Uhr beginnt das Frühſtück, ein Miſchmaſch aus Bohnen, Reis und geſalzenem Fleiſch, der mit Schmalz und Mehl zu einem Brei gekocht iſt. An

Nahrhaftigkeit fehlt es also dieser Speise nicht, um so mehr aber würde sich ein Europäer über die Art und Weise, wie sie genossen werden muß, entsetzen. Man schüttet sie nemlich in lange Tröge, welche auf dem Deck aufgestellt werden, und theilt die Sache so ein, daß je zwanzig bis fünfundzwanzig Neger auf einen Trog kommen. Zugreifen dürfen die armen Menschen nach Belieben; allein davon ist keine Rede, daß man ihnen einen Löffel reichte, sondern ihre Hände sind vielmehr das einzige Instrument, dessen sie sich zu bedienen haben. Nach diesem glorioſen Frühstück werden die Schwarzen angehalten, sowohl ihr Lager in den untern Räumen, als auch das ganze Verdeck zu reinigen, und mit diesem Geschäft haben sie volle zwei Stunden zu thun, denn man sieht darauf, daß alles recht gründlich genommen wird. Nun folgt abermals eine Ruhezeit von einer bis zwei Stunden, während welcher die Neger auf dem Oberdeck herumliegen und gänzlich unbehelligt bleiben. Um drei Uhr geht es an die Mittagsmahlzeit oder vielmehr an die zweite warme „Fütterung", denn die Speise — ganz dieselbe wie die um zehn Uhr — wird natürlich wieder in Trögen aufgetragen, gerade wie man den Säuen bei uns ihre Nahrung reicht. Von jetzt an bleiben die Schwarzen gänzlich beschäftigungslos bis zu Sonnenuntergang und nicht selten erlaubt man ihnen sogar, statt müßig auf dem Verdeck herumzuliegen, sich mit einem Tanze zu vergnügen. „Mit einem Tanze?" fragt verwundert der Leser, denn er kann es nicht begreifen, daß Menschen in „dieser" Lage noch an's Tanzen denken können. Allein er kennt die Neger nicht und weiß nicht, wie diese halbthierischen Menschen sich nur dem Eindruck des Augenblicks hingeben, ohne sich mit Vergangenheit

oder Zukunft etwas zu ſchaffen zu machen. Darum ſind auch die Gefangenen, wenn ſie nur erſt ein paar Tage auf dem Schiff zugebracht haben, im Augenblicke bereit, ihre Füße nach dem Takte einer Trommel, die ein Matroſe ſchlägt, in Bewegung zu ſetzen, und ſie lachen ſogar ſo kindiſch fröhlich dazu, wie wenn ſie gar keine Urſache hätten, vor Verzweiflung außer ſich zu ſein. Um ſieben Uhr Abends wird die dritte warme Mahlzeit aufgetragen, allein ſogleich nach Beendigung derſelben treibt man die Nigger in die untern Räume hinab, verpackt ſie dort ſorgfältig gleich einigen hundert Colli's in die verſchiedenen Abtheilungen ſo eng als möglich neben einander, und hält ſie daſelbſt eingeſperrt bis an den lichten Morgen.

Solcher Art iſt das Leben auf den Sclavenſchiffen, und man ſieht daraus, daß die ſtrengen Zwangsmaßregeln, welche man gegen „widerſpenſtige“ Gefangene anwenden muß und auch anzuwenden nicht zaudert (denn zu was hätte man ſonſt die Handſchellen, die Fußeiſen und die Ochſenziemer oder Sclavenpeitſchen mitgenommen?), jedenfalls von der außerordentlichen Sorgfalt, die man den ſchwarzen Paſſagieren angedeihen läßt, bei weitem übertroffen werden. Trotz aller dieſer Sorgfalt aber iſt die Sterblichkeit unter den Niggern doch oft groß genug und nicht ſelten bringt man von urſprünglichen achthundert nur noch fünf- oder ſechshundert nach Amerika hinüber; geht aber blos der achte oder zehnte Theil zu Grunde, ſo iſt man höchlich zufrieden und nennt es eine glückliche Fahrt. Uebrigens auch beim Verluſt von der Hälfte der ſchwarzen Waare würden die Sclavenhändler immer noch „ungeſchlagen“ davon kommen, und wenn ſie blos den dritten Theil als Manco zu rechnen haben, ſo iſt ſogar ein Profit vorhanden und

zwar kein geringer. Bei einer nur halbwegs günſtigeren Fahrt dagegen haben ſie einen ſo ungeheuern Nutzen, daß es uns nicht mehr wundern kann, wenn die frommen, ſcheinheiligen Puritaner Neuenglands der Lockung nicht zu widerſtehen vermochten. Berechnen wir einmal, um den Beweis für dieſe unſere Behauptung zu liefern, die Koſten einer ſolchen Sclaveneinfuhrſchmuggelfahrt und nehmen wir dazu das Dampfboot „Pajano del Oceano", das vor noch nicht langer Zeit von einer Geſellſchaft von Kaufleuten, die ſich zum Sclavenhandel aſſocirten, angekauft worden iſt. Das Schiff wurde ſeiner Zeit in Boſton gebaut, erhielt in der Taufe den Namen „Ocean-Bird", d. i. der Seevogel, und machte darauf als Paſſagierboot manche Fahrt zwiſchen New-York und Havannah. Weil es aber ſeinem Namen in Beziehung auf ſeine Geſchwindigkeit ſo gar ſehr entſprach, ſo warfen einige Boſtoner Großhändler, drei ſehr gottesfürchtige Herren, welche den Sclavenhandel öffentlich als die größte aller Schmach, ja ſogar als einen Fluch Gottes verdammten, und in den Kirchen für die Abſchaffung des Niggerthums zu beten pflegten, ihr Augenmerk darauf, erwarben es ſofort um die Summe von hunderttauſendfünfzig Dollars und tauften es ſchließlich, um die Augen der Behörden irre zu führen, und weil ſie zugleich in der Havannah eine Kommandite hielten, in's Spaniſche um. Sehen wir nun, ob dieſe frommen Herrn ihre Rechnung bei dem Kaufe fanden. Zuerſt ſahen ſie ſich nach einem guten Kapitän um, allein natürlich mußte dieß nicht blos ein im Allgemeinen erfahrener Seemann, ſondern auch ein insbeſondere mit der Küſte Afrika's vertrauter Schiffsführer ſein, und überdieß durfte er kein engherziges Gewiſſen haben. Steht ja doch Todesſtrafe

darauf, wenn der Kommandant eines Sclavenſchiffes, was man ſagt: »in flagranti« ertappt wird, ſo daß ſich nur Männer, welche allen beſtehenden Geſetzen Trotz bieten, zu einem derartigen Geſchäfte hergeben! Der Kapitän alſo, den ſie ſuchten und auch richtig fanden, war ein gewiegter Burſche, ließ ſich aber nicht um ein Naſenwaſſer zu dem Wagniß herbei, ſondern verlangte für ſeinen Antheil die Kleinigkeit von zwanzigtauſend Dollars, welche ihm auch ſofort zugeſichert wurden. Nun ging es an's Anwerben des gemeinen Schiffsvolks mit den Unteroffizieren nebſt den übrigen Bedienſteten und dieſe koſteten zuſammen nicht weniger als dreißigtauſend Dollars. Matroſen, welche ſich zu einem ſolchen Unternehmen hergeben, müſſen immer dreimal ſo gut bezahlt werden, und ſelbſt der geringſte unter ihnen bekommt nur ſelten unter dreihundert Dollars für die Fahrt. Die Steuermänner aber, ſo wie der Dolmetſcher und der Superkargo oder Rechner machen auf achthundert bis tauſend Dollars Anſpruch. Die Ausgaben betrugen alſo mit dem Ankauf des Schiffes bereits zweimalhunderttauſend Dollars, allein damit war die Sache noch nicht zu Ende. Der Seevogel konnte zweitauſendfünfhundert Sclaven faſſen, denn es hatten früher, als er noch Paketbootdienſte verrichtete, fünfhundert Paſſagiere auf ihm Platz, und in den Raum, welchen ein gewöhnlicher Reiſender einnimmt, bringt man bequem fünf Neger. Somit mußte man das Fahrzeug für zweitauſendfünfhundert Schwarze verproviantiren und die Koſten dieſer Ausrüſtung, ſo wie ſpäter die Koſten für den Ankauf der Nigger betrugen zuſammen nicht ganz vierzigtauſend Dollars. Dazu kamen noch die verſchiedenen Gratificationen, welche man an die Beamten der Küſte, an welcher die Neger gelandet

werden ſollten, zu bezahlen hatte, denn nur um Geld iſt die Gerechtigkeit blind. Dieſe betrugen fünfzigtauſend Dollars, nemlich zwanzig Dollars auf den Kopf, nicht mehr, nicht weniger. Für unvorhergeſehene Fälle wurden weitere zehntauſend Dollars in Anſchlag gebracht, und ſomit war die Summa Summarum dreimalhunderttauſend Dollars. Eine ſolch' ungeheure Summe mußte alſo zuſammen geſchoſſen werden, um den Seevogel auszurüſten, und dafür hatte man nichts, als die Hoffnung, an der Küſte von Afrika zweitauſendfünfhundert Stück Sclaven in Empfang zu nehmen. Rechnen wir nun weiter. Das Schiff fuhr ab, kam glücklich am Congofluſſe an, kaufte die zweitauſendfünfhundert Nigger und machte ſich damit auf den Rückweg nach der Inſel Cuba. Dieſe erreichte es auch, ohne von einem der verſchiedenen Kreuzer beſonders moleſtirt worden zu ſein; allein deßwegen war die Fahrt doch keine ganz glückliche zu nennen, denn es gingen während derſelben durch verſchiedene widrige Zufälle gegen fünfhundert Stück der ſchwarzen Ladung zu Grunde. Somit blieben nur etwas über zweitauſend Neger zum Verkaufe übrig; doch — welches Facit ſtellte ſich nun heraus? Der Preis der Waare ſtand gerade nicht allzu hoch, doch zahlte man im Durchſchnitt ſiebenhundertfünfzig Dollars für den Kopf und demgemäß betrug die ganze Erlösſumme 1,500,000 Dollars. Ziehen wir nun hievon das ganze Anlagekapital ab, ſo bleiben als Reinprofit nicht weniger als 1,200,000 Dollars übrig, welche die frommen Herren von Boſton unter ſich theilten. War nun um ſolchen Preis nicht etwas zu wagen? Durfte man für einen ſolch' ungeheuren Nutzen nicht ſein Gewiſſen ein klein wenig belaſten?

Dieſes eine Beiſpiel möge den Leſer belehren, wie

außerordentlich profitabel der Handel mit ſchwarzer Waare iſt, und man muß dabei noch extra wohl bedenken, daß Klipperſchiffe gewöhnlich noch weit beſſere Geſchäfte machen, denn ſowohl ihr Ankauf als auch ihre Ausrüſtung ſtellt ſich verhältnißmäßig um Vieles geringer, als dieß bei einem Dampfboote der Fall iſt. Im Durchſchnitt berechnet man, daß die vier Millionen Dollars, welche, wie wir oben ſchon ſagten, alljährlich von den Nordamerikanern im Sclavenhandel angelegt werden, die hübſche Summe von zwölf Millionen Dollars, d. i. von dreißig Millionen Gulden eintragen, und es iſt ſchon mancher Kaufmann, nachdem er ein paar Jahre lang Sclavenhandel getrieben, ſo immens reich geworden, daß er das Geſchäft als Millionär aufgeben konnte. Hat Einer aber einmal in Amerika des Geldes genug erworben, ſo fragt kein Menſch darnach, auf welchen Wegen und durch welche Mittel er zu demſelben gekommen iſt, ſondern der Mann ſteht im Gegentheil im höchſten Anſehen, einfach deßwegen, „weil“ er ſo viel erworben hat. Läßt er ſich ſodann etwa noch herbei, einen Theil dieſes Blutgeldes, nur wenige tauſend Dollars, zu einer milden Stiftung, zu einem Kirchenbau oder noch beſſer zur Fundirung der Beſoldung eines geiſtlichen Herrn und was dergleichen mehr iſt, zu verwenden, ſo ſteigt ſein moraliſcher Kredit ſo ſehr, daß er ohne allen Zweifel unter die Heiligen verſetzt würde, wenn er nicht zufälligerweiſe Akatholik wäre. Siehſt du nun, o Leſer, welch' prächtiges Geſchäft der Sclavenhandel iſt?

Wegen des Abſatzes ſeiner Waare darf ein Sclavenhändler nie in Verlegenheit ſein. Dieſer Artikel iſt immer geſucht, und ſogar ſo geſucht, daß man die Nachfrage nie ganz befriedigen kann. Man hört daher auch nie „von

gedrückten Preisen", wie bei anderen Waaren, welche der Concurrenz unterliegen, sondern im Gegentheil steigern sich die Preise fast mit jedem Jahre, je mehr die Zucker- und Baumwoll-Plantagen sich ausdehnen. Als Hauptabsatzquelle gilt gegenwärtig die Insel Cuba, die Perle der Antillen, wie sie gewöhnlich genannt wird. Sie steht allerdings unter spanischer Herrschaft, denn sie ist der einzige Ueberbleibsel der einst so großartigen Besitzungen, welche Spanien in Amerika hatte; allein gerade weil sie unter spanischer Herrschaft steht, hat man es um so leichter, die Sclavenwaare dort zu landen. Die Generalkapitäne nemlich, d. i. die Gouverneure von Cuba, betrachten, wie es scheint, die herrliche Insel als einen vollen Schwamm, den man ihnen auszudrücken Gelegenheit gibt, und schließen gegen eine bestimmte Summe Geldes recht gern ein Auge oder vielmehr beide Augen zu. Möglicher Weise besitzt ein solch' vornehmer Herr so viel Schicklichkeitssinn, daß er die Bestechungssumme nicht selbst in eigener Person in Empfang nimmt; aber um so sicherer thut's sein Sekretär, sein geheimes Faktotum, so wie die sämmtliche übrige von ihm abhängige Beamtenwelt, und dem Sclavenhandel wird demnach keinerlei wirkliches Hinderniß in den Weg gelegt. Alles was dagegen geschieht, geschieht nur zum Schein, nur um die Wachsamkeit der Engländer zu täuschen, und darin liegt auch der Grund, warum noch jeder Generalkapitän von Cuba nach wenigen Jahren ein reicher Mann geworden ist. Die Hauptlandungsplätze auf der Insel sind übrigens nicht Havannah, die Hauptstadt derselben und zugleich deren erster Seehafen, denn hier liegen immer eine Menge englischer und französischer Kriegsschiffe, vor denen man sich in Acht nehmen muß, — sondern vielmehr einige

entferntere Buchten, worunter beſonders „Sierra Morena“ und „Sagua la Grande“. Hier können Kriegsſchiffe, welche einen nur etwas bedeutenden Tiefgang haben, und dieß iſt bekanntlich beinahe immer der Fall, nicht landen, und die Sclavenfahrzeuge, denen es glückt, in eine dieſer heimlichen Baien einzufahren, ſind dann immer ſo ziemlich geſichert. Daß ihnen dieſes aber glückt, dafür ſorgen die vielen Fiſcher- und Lootſenboote, welche an der Küſte von Cuba herumſchwimmen und alle insgeheim im Solde der Sclavenhändler und Sclavenbeſitzer ſtehen. Dieſe benachrichtigen einen herannahenden Sclavenſchiffkapitän immer ganz getreu über den Stand der engliſchen Kreuzer, und zum Ueberfluß kommt auch noch ſtets vom Lande ſelbſt die genaueſte Kunde, wann die beſte Zeit zum Einlaufen ſei. Das Handlungshaus, welchem das Sclavenſchiff gehört, hat nemlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſeine verſchiedenen Agenten auf der Inſel, und da dieſe mit den einflußreichſten Landſclavenhändlern, ſo wie mit den Behörden ſelbſt in der intimſten Verbindung ſtehen, ſo wiſſen ſie immer zum voraus, ob Gefahr droht oder nicht. Dem in Sicht kommenden Schiffe wird alſo regelmäßig durch Raketen oder ſonſtige Lichter ein Zeichen gegeben, wann es ſich ungefährdet in die Bucht wagen darf, und natürlich braucht man dann nicht lange Zeit, um die Neger auszuſchiffen. Im Gegentheil ſtehen die Agenten bereits auf der Lauer, zahlen baar oder in guten Wechſeln aus, und eine Stunde nach der Landung iſt die friſch importirte Waare bereits in's Innere transportirt. Erhält nun auch nachträglich ein engliſcher Kreuzer Wind davon, daß ein Sclavenſchiff gelandet ſei, ſo bleibt ihm nichts übrig, als das Nachſehen, denn ſobald er ſich zeigt, wird das Schiff an zehn Punkten

zumal in Brand gesteckt, um hiedurch das Corpus delicti aus dem Wege zu räumen, der werthvolle Inhalt desselben aber, d. h. die Negerwaare ist verschwunden und kann nicht mehr aufgefunden werden. Wer würde auch im Innern der Insel den Angeber machen? Das Bedürfniß nach frischem Menschenfleisch ist ja so groß, daß die Zwischenhändler immer schon lange vor der Ankunft eines Sclavenschiffes von den verschiedenen Plantagenbesitzern Auftrag zum Ankauf von so und so viel Rekruten haben, und deßwegen finden sich stets für die ganze Ladung in unglaublich kurzer Zeit stabile, sichere Herren!

So geht's in unsern Tagen beim Niggerhandel zu. Doch darf man nicht glauben, daß die Insel Cuba der „einzige" Zielpunkt des Sclavenschmugglers sei, sondern es werden im Gegentheil in die südlichen Staaten der nordamerikanischen Union eben so gut afrikanische Neger eingeführt, als in jenes Ueberbleibsel der spanischen Herrschaft. Ja man berechnet den besagten Import von Afrika auf jährlich mehr denn fünfzehntausend Stück und in manchem Jahre dürfte diese Summe noch weit zu niedrig gegriffen sein. Die Hauptstapelplätze sind: Florida, der südlichste Staat der Union, welcher wegen der Nähe Cuba's (es gehört nur eine Fahrt von wenigen Tagen dazu, um zwischen der Küste von Cuba und Florida hin und her zu fahren) sich besonders gut zu solchem Geschäfte eignet, so wie Louisiana, d. h. der Theil der Küste des Staates Louisiana, welcher sich westlich von New-Orleans an der Mündung der Sabina hindehnt. Auch die Mündung des Pearlflusses im Staate Mississippi wird von Sclavenschiffen oft besucht und nicht selten zeigen dieß die südländischen Zeitungen ganz offen und ungenirt an. Früher,

vor dem Jahr 1845, als Texas noch nicht zu den Vereinigten Staaten gehörte, wurde der Handel noch viel schwunghafter getrieben, da die Buchten an der Grenzscheide von Texas und Louisiana das Einfahren der Sclavenschiffe ganz außerordentlich begünstigten. Damals brachte der Import solcher Waare fast gar keine Gefahr, denn die Schmuggler fanden in dem unabhängigen Texas stets eine sichere Zuflucht; allein nunmehr kreuzen stets Kriegsschiffe vor den Buchten umher. Doch sieht auch jetzt noch die Sache viel ernster und gefährlicher aus, als sie es in der Wirklichkeit ist. Wenn nemlich anders die Plantagenbesitzer mit den Händlern einverstanden sind — und daran ist natürlich um so weniger zu zweifeln, als die frische Waare stets wohlfeiler gegeben werden kann, wie die im Lande gezogene —, so ist an eine Abfassung der gelandeten Neger oder gar an eine Aufbringung des Sclavenschiffes selbst sammt seinem Inhalt kaum zu denken. Dem Ausland gegenüber behaupten allerdings die Nordamerikaner, daß der Handel mit importirten Sclaven in der Union gänzlich aufgehört habe, allein es bedarf blos einer kurzen Reise in den Süden hinab, so wie nur einiger Beobachtungsgabe, um die Unwahrheit dieser Behauptung sogleich einzusehen. Heißt man doch im ganzen Süden allgemein die frisch importirte Waare zum Unterschied von der im Inlande erzeugten: „Guinea-Nigger", und gibt es doch in Mississippi, Louisiana, Florida, Alabama u. s. w. fast keine einzige Plantage, auf welcher nicht wenigstens „einige" Guinea-Nigger anzutreffen wären! Der Nigger-Schmuggelhandel blüht also fort und fort, und die Bewohner des rothen Flusses wissen ohne Zweifel mehr davon zu erzählen, als wir in dieser kurzen Skizze zu thun im Stande waren.

Wie kommt dieß nun aber, da doch die Regierung der Vereinigten Staaten ſich verpflichtet hat, denſelben mit allen ihr zu Gebot ſtehenden Mitteln zu unterdrücken? Konnte England in ſeinen vielen ausgedehnten Kolonieen dieß bewerkſtelligen, warum Nordamerika nicht? Die Antwort hierauf iſt einfach. Einmal geſchah es nicht, weil die Mittel der Vereinigten Staaten nicht „ausreichten", die betreffenden Geſetze durchzuführen, und zum andern, weil die betreffenden Beamten ſie nicht durchführen „wollten". Die Küſte der Staaten, in welchen Sclavenſchiffe willkommen ſind, iſt eine außerordentlich ausgedehnte, und es würde eine mehr als fünfmal ſo große Seemacht, als die Union beſitzt, dazu gehören, um allen Schmuggel zu unterdrücken. Soll man nun der paar tauſend Sclaven wegen das viele Geld ausgeben? Soll man wegen des Bischen Schmuggels das ganze Regierungsſyſtem, welches eine ſo kleine Militär- und Seemacht, als nur irgend möglich iſt, verlangt, um dem Präſidenten der Union nicht zu viele Gewalt in die Hand zu geben, — umändern und umorgeln? Gott bewahre! Die bisherigen Beſtimmungen müſſen ausreichen, und ſie können es auch, wie man amerikaniſcherſeits behauptet. Oder wie? Hat man nicht in den letzten zehn Jahren vielleicht fünfzig Schiffe weggenommen, die auf den Sclavenhandel auslaufen wollten? Gewiß that man das und die Amerikaner haben alſo ganz recht, wenn ſie auf dieſes Reſultat pochen; allein umgekehrt, — gelang es nicht mehr als der zwanzigfachen Anzahl von Sclavenſchiffen ganz ungehindert auszufahren? Ueberdieß wie viele derſelben ſind, nachdem ſie einmal die hohe See erreicht hatten, eingefangen worden? Allerdings hat die Unionsregierung in jedem ihrer Seehäfen einen

Beamten, den ſogenannten „United-States-Marſhal“, welchem die Pflicht obliegt, den geſetzloſen Handel vollſtändig zu unterdrücken. Auch beſitzt dieſer Beamte die ausgedehnteſte Machtvollkommenheit, jedes verdächtige Schiff wegzunehmen und den Kapitän deſſelben nebſt der Mannſchaft vor Gericht zu ſtellen, wo ſich dann bald zeigen muß, ob das Fahrzeug zum Sclavenhandel ausgerüſtet war oder nicht. Ja man gab dem beſagten Marſchal ſogar ein Anſpornmittel und zwar ein ächt amerikaniſches Anſpornmittel, um ſeine Pflicht zu erfüllen; denn das Schiff wird, wenn überwieſen, ſofort für gute Priſe erklärt und ſein Verkauf trägt den Officianten nicht wenig Geld ein. Allein wie ſelten wird es den Behörden nur überhaupt bekannt, daß ein Sclavenſchiff in der Ausrüſtung begriffen iſt? Wie oft verrathen die von der Gegenpartei erkauften Spione, welche der Marſchal hält, das Geheimniß eines ſolchen Fahrzeugs erſt dann, wenn dieſes längſt den Hafen verlaſſen hat? Wie häufig kommt es nicht vor, daß der Marſchal ſelbſt die Augen zudrückt, ſobald man ihm ein ſchwer goldenes Pflaſter über dieſelben legt? Ueberdieß, wenn es auch je gelingt, einen Fang zu machen und ein Schiff zu confiſciren, iſt dann der Ausrüſter deſſelben oder auch nur ſein Kapitän ebenfalls entdeckt? Gott bewahre! Das Schiff führte falſche Papiere und der wahre Kapitän war noch nicht an Bord, als daſſelbe vom Marſchal weggenommen wurde! Der „rechte“ Kapitän beſteigt nemlich ſein Schiff immer erſt außerhalb des Hafens, wo die Jurisdiktion des Marſchals aufhört, und folgt dem Klipper in einem unſchuldigen Fiſchernachen ſo lange von weitem, bis er weiß, daß er ganz ſicher iſt. Darum hat man auch beinahe gar kein Beiſpiel, daß je ein Sclaven-

händler dieſes Handels wegen geſtraft worden wäre, und ſogar die Matroſen, die man etwa in den gekaperten Schiffen vorfand, ſind noch immer oder wenigſtens „faſt immer“ frei ausgegangen, einfach, weil ſie nicht überwieſen werden konnten, vielleicht auch, weil man ſie nicht überweiſen wollte, denn Geld iſt eine Macht in Amerika!

So ſteht es mit den „auslaufenden“ Sclavenſchiffen. Nur ſelten wird eines confiscirt, und wenn auch einmal ein ſolches Unglück paſſirt, was thut es? Eine einzige glückliche Fahrt bringt ja ſo viel ein, daß drei oder vier Schiffe verloren gehen können! Wie ſteht es nun aber mit den bereits „ausgelaufenen“ Fahrzeugen? Du lieber Gott im Himmel, der Fang eines ſolchen auf hoher See oder an den Küſten von Afrika oder endlich beim Anlanden in Cuba und Südamerika gehört zu den größten Seltenheiten! Die Schiffe ſind gute Segler und zu deren Kapitänen nimmt man ſtets die verwegenſten und erfahrenſten Seeleute, die es in der Welt gibt. So entkommen ſie denn den Kreuzern beinahe regelmäßig. Ueberdieß darf kein engliſches Kriegsſchiff ein anderes unterſuchen, das unter amerikaniſcher Flagge ſegelt und eben ſo umgekehrt. Natürlich hiſſen alſo Sclavenſchiffe, die einem Engländer begegnen, die amerikaniſche Flagge auf; werden ſie aber von einem amerikaniſchen Kreuzer verfolgt, ſo zeigen ſie die engliſchen Farben. Zwar führen auch die Kreuzer nicht ſelten falſche Flaggen und weiſen erſt dann ihre wirklichen nationalen Farben, wenn ſie einem Sclavenſchiff ſo nahe gekommen ſind, daß daſſelbe ihnen nicht mehr entgehen kann; allein die Kapitäne, die ſich mit dem Menſchenhandel befaſſen, laſſen ſich durch ein ſolches Manoeuver nur ſelten täuſchen. Kennen ſie doch die ganze Kreuzerflotte

aus dem Fundamente! Sehen ſie es doch jedem Kriegsſchiff ſchon von weitem an ſeiner Bauart an, ob es der engliſchen oder amerikaniſchen Nation angehört! Ueberdieß, wenn alle Stränge reißen, ſo verſenken ſie lieber die ſämmtlichen Schwarzen, die ſie an Bord haben, an der Ankerkette in's Meer, ehe ſie ihre Fahrzeuge auf hoher See als Sclavenſchiffe kapern ließen, denn dann ginge es ja um ihren Kopf. Es iſt dieß freilich ein mehr als teufliſches Mittel, aber deßwegen hat man doch den Beweis der ſo eben angeführten Thatſache in den Händen, und — wie kann dann der Sclavenhandel erwieſen werden, wenn das corpus delicti fehlt? Sind die Sclavenhändler aber erſt an der befreundeten Küſte angelangt, und haben dort ihre Nigger gelandet, dann iſt vollends eine Abfaſſung und Entdeckung unmöglich, denn, wie weiter oben ſchon angedeutet, in dieſem Falle verbrennen die meiſten Kapitäne ihr Schiff, um alle und jede Spur ihres Handels zu vertilgen. Es trägt ſich ja aus!

Trotz allem dem aber bleibt der „unmittelbare" Import der Nigger aus Afrika immer ein gefährlicher Erwerbszweig, und nur die verwegenſten Geſellen laſſen ſich mit demſelben ein. Ja es ſind meiſtens Burſche, die eben ſo gut bereit wären, das Piratenhandwerk zu ergreifen, und Viele von ihnen haben ſchon mehr als einen Mord auf dem Gewiſſen. Es iſt ein Miſchmaſch aus aller Herren Länder, Portugieſen wie Schweden, Deutſche wie Spanier, Engländer wie Dänen, Amerikaner wie Europäer. Ja ſogar Schwarze befinden ſich unter denſelben und ſo unglaublich es klingt, ſo bleibt es deßwegen doch eine erhärtete Thatſache, daß Nigger ſelbſt ſich dazu hergeben, Nigger einzufangen! Möglicher Weiſe verirrt ſich hie und da auch,

durch den Mangel getrieben, ein ordentlicheres Subjekt unter jene Cohorte, aber bei weitem die meiſten gehören dem Abſchaum der Menſchheit an, und es bleibt daher immer für einen Rheder oder Kaufmann ein immenſes Wagniß, mit dieſer Seeräuberbrut ein Bündniß zu ſchließen. Eben darum hat auch der Sclavenhandel zur See kein rechtes Gedeihen, und da in Folge deſſen die Zufuhr aus Afrika bei weitem nicht hinreicht, um den Bedarf an Niggerfleiſch für die ſüdlichen Staaten zu decken, ſo mußte man auf andere nachhaltigere Auskunftsmittel denken. Welches Mittel könnte aber von größerem Werthe ſein, als die „künſtliche" Produktion des Abmangels im eigenen Lande? Allerdings eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, weßwegen man noch vorher den Verſuch machte, ſogenannte „freie Nigger" als Tagelöhner aus Afrika zu importiren. Zu dieſem Zwecke organiſirte ſich z. B. in Louiſiana eine Kompagnie, welcher die Legislatur jenes Staates die Erlaubniß ertheilte, vor der Hand zur Probe zweitauſendfünfhundert ſolcher freiwilligen Tagelöhner mit einer unwiderruflichen Dienſtzeit von fünfzehn Jahren herbeizuſchaffen; allein die Probe fiel ſchlecht aus. Ueberdieß konnte die Bundesregierung nicht umhin, das beſagte Manoeuver für Sclavenhandel zu erklären und als ſolchen zu verbieten. War ja doch der Ausdruck „freiwillige Tagelöhner" offenbar nur auf eine Täuſchung berechnet, indem dieſelben nicht anders behandelt wurden als die wirklichen Sclaven! Lag doch ſogar ſchon darin eine Fälſchung, daß man jene Nigger nicht auf eine beſtimmte Dienſtzeit „miethete", ſondern ſie vielmehr von den afrikaniſchen Händlern geradezu „ankaufte". So erwies ſich denn auch dieſes Mittel als unausführbar und es blieb daher den

Amerikanern nichts übrig, als zu ihrem Haupttremedium zu greifen, nemlich zur „Sclaven- und Niggerzüchterei“.

„Niggerzüchterei?“ Unſinn! Wahnſinn! Wie können denn „Menſchen“ gezüchtet werden? Und doch exiſtirt dieſer Wahnſinn in der Wirklichkeit! Der Leſer begebe ſich gefälligſt in die ſogenannten Borderſtaaten, d. h. in die Staaten der Union, welche zwiſchen den freien und den Baumwollſtaaten mitten inne liegen, alſo nach Virginien, Nordcarolina, Kentucky, Maryland und Delaware, — ſo wird er ſich ſogleich von dem Faktum überzeugen können. Die genannten fünf Staaten oder wenigſtens die vier größten derſelben (denn das kleine Delaware nähert ſich immer mehr der Einrichtung der freien Staaten und iſt auf dem Punkte ganz in die Reihen derſelben einzutreten) haben zu Bebauung ihrer Felder bei weitem keine ſo große Anzahl von Negern nothwendig, als die ſüdlicher gelegenen, und dennoch halten ſie deren, wenn nicht eben ſo viele, doch wenigſtens eine annähernde Anzahl. Sie halten ſie aber nicht wegen ihrer Nothwendigkeit „zum Feldbau“, ſondern wegen ihrer „Nachkommenſchaft“. Dieß iſt im Augenblicke erſichtlich, wenn man ihre Plantagen beſucht, denn ſie pflanzen nur ganz wenig, zum Theil gar keine Baumwolle, und Reis, Indigo oder Zucker ſind ohnehin vollſtändig ausgeſchloſſen. Ihre Produkte ſind vielmehr Tabak, Mais, ſo wie verſchiedene andere Erzeugniſſe der gemäßigten Zone, welche alle weit weniger Arbeit erfordern, als die Produkte des Südens, und ſie könnten daher mit der Hälfte der Nigger auskommen, als ſie beſitzen. Ja ſie könnten ſogar die Sclaven leicht gänzlich entbehren und würden, wenn es ihnen blos

um die Bebauung ihrer Felder zu thun wäre, mit freien, weißen Arbeitern weit wohlfeiler und beſſer zurecht kommen. Allein da würden ſie ja am Ende zu „Bauern“ herabſinken, während ſie bisher „Edelhofbeſitzer“ waren, und um dieſem viel befürchteten Uebelſtande vorzubeugen, ſind ſie auf ein Auskunftsmittel verfallen, das ihnen erlaubt, ohne beſondere Einbuße an Vermögen und Einkommen, auf die bisherige Weiſe fortzuwirthſchaften. Dieſes Mittel nun iſt die Produktion oder Züchterei von ſo viel Sclaven, als möglich; natürlich aber nicht, um ſie auf ihren Gütern zu verwenden, ſondern vielmehr, um mit denſelben „loszuſchlagen“, ſobald man ſie bis zur Arbeitsfähigkeit groß gezogen. Alſo gerade wie man auch die Fohlen erſt zu verkaufen pflegt, wenn ſie ſtark genug geworden ſind, um eingeſpannt oder geritten zu werden! Im Süden nennt man dieſen Zweig des Plantagenbetriebs „Stock-Raiſing“, d. h. auf Deutſch: Vermehrung des Viehſtandes (zum beſten Beweis, daß die Herren Pflanzer zwiſchen Niggern und Vieh keinen Unterſchied machen), und fragt man, wo das Stock-Raiſing am meiſten zu Hauſe ſei, ſo werden in erſter Linie immer die Staaten Virginien, Kentucky und Nordcarolina, in zweiter aber Maryland und Delaware genannt werden. In allen dieſen Staaten iſt das Klima ſehr geſund, wenigſtens viel geſünder als weiter ſüdlich, und insbeſondere ſcheint es den Niggern wohl zu bekommen. Auch bringt es die Art der Arbeit, welche die Sclaven hier zu verrichten haben, mit ſich, daß ſie ſich nicht allzuſehr anzuſtrengen brauchen (weil ja keine Baumwolle, Reis u. ſ. w. gepflanzt wird), ſondern daß ihnen ihr Tagwerk nur zur geſunden Motion dient. Dazu kommt noch, daß die Nahrung eine weit kräftigere und

gesündere ist, als weiter unten in Georgia, Florida, Louisiana u. s. w., denn der Virginier oder Kentuckier, der seinen Waizen, seinen Mais, seine Kartoffel, sein Fleisch und seine Milch selbst erzeugt, geht nicht so sparsam damit um, als der Baumwollenbaron, welcher dergleichen Artikel kaufen muß. Somit kann es nicht fehlen, daß die Negerheirathen in den sogenannten Bordersstaaten sich schon „von Natur aus" weit produktiver erweisen, als in den übrigen Sclavenländern. Außerdem aber trägt der virginische und kentuckische Pflanzer, was ihm nur irgend möglich ist, dazu bei, diese Produktivität zu einer recht ergiebigen und nachhaltigen zu machen. Nicht blos nemlich sieht er (außer der guten Nahrung) auf große Reinlichkeit, so wie überhaupt auf Alles, was die Gesundheit und das Wohlbefinden des Körpers befördert und erhält, sondern er sorgt auch dafür, daß die jungen Mädchen und Bursche unter seinen Negern zu rechter Zeit, d. h. nicht zu frühe und nicht zu spät, das Band der Ehe eingehen, wenn man überhaupt das Zusammenleben dieser Menschenklasse eine Ehe nennen kann. Auch unterläßt man es nie, Negerinnen, die viele Kinder gebären, zu bevorzugen und besonders gut zu halten, damit sie ihren Kamerädinnen zur Nacheiferung dienen. So werden sie z. B. nie verkauft, sondern bleiben auf der Plantage ihr Leben lang, während die Unfruchtbaren, die dem Pflanzer nutzlos sind, versichert sein dürfen, daß man sie so schnell als möglich fortschafft. Eben so große Sorgfalt erweist man den Kindern, namentlich den Neugeborenen, und nicht blos hält man die Mütter an, daß sie denselben gut abwarten, sondern man zieht auch bei dem geringsten Anzeichen von Krankheit alsobald den Arzt zu Rathe. Es wäre ja ein

Unglück, wenn die ſchwarze Brut nicht gedeihen würde oder gar ſtürbe, da dieſelbe nach wenigen Jahren einen bedeutenden Werth erlangt! Auf dieſe Art und durch noch andere Mittel, deren ſpecielle Aufführung mir erlaſſen bleiben möge, weil die Sprache keine decenten Worte dafür hat, wird es möglich, daß nur allein in Virginien jährlich über zwanzigtauſend Sclaven mehr geboren werden, als ſterben, und natürlich — dieſe zwanzigtauſend werden exportirt und verkauft. Eben ſo machen es Kentucky, Nordcarolina und Maryland. Kurz die Bordersſtaaten führen zuſammen jährlich etwa ſiebzigtauſend Neger mit einem Geſammtwerth von mehr als ſechszig Millionen Dollars aus und damit kann der Ausfall des Südens beinahe gänzlich gedeckt werden. Hat nun der Leſer einen Begriff davon was unter Niggerzüchterei zu verſtehen iſt? Er muß ſich die Sache gerade ſo denken, wie z. B. die großen Stutereien in Mecklenburg. Dort zieht der Edelmann und der reiche Bauer ſein Haupteinkommen vom Verkauf der herangezogenen Füllen, hier der Pflanzer vom Verkauf der überzähligen Sclaven!

Auch die Art und Weiſe des Verkaufs iſt beinahe ganz dieſelbe, denn wie der Pferdehändler die großen Roßmärkte beſucht, um ſeine Waare an den Mann zu bringen, ſo beſucht der Niggerhändler die großen Sclavenmärkte, um ſein Eigenthum ſo theuer als möglich zu verwerthen. Allerdings iſt der „Unterderhandverkauf“ auch nicht ausgeſchloſſen, ſo wenig als der Detailhandel. In Deutſchland pflegt ja ebenfalls ein Nachbar vom andern eine Kuh oder ein anderes Stück Vieh zu kaufen, warum ſollte alſo in Amerika kein Pflanzer dem andern einen Sclaven feil machen? Allein ein Ankauf oder Verkauf „im Großen“

iſt auf dieſe Art nicht zu bewerkſtelligen. Der ſüdliche Pflanzer kann nicht im Lande herumziehen, um auf den Gütern der virginiſchen Edelhofbeſitzer die verkäuflichen Nigger in Erfahrung zu bringen, denn dieß würde ihn viel zu viel Zeit koſten und entſpräche auch ſeinem Stande keineswegs. Darum gibt es nicht blos eine eigene Klaſſe von Menſchen, die ſogenannten Mäkler und Agenten, welche ſich mit dem Zwiſchenhandel beſchäftigen, ſondern wir finden auch verſchiedene Städte, in welchen dieſe Art von Geſchäftsbetrieb beſonders zu Hauſe iſt, — Städte, welche ſchon durch ihre gute Lage darauf hingewieſen ſind, den Verkehr des Sclavenhandels in ihre Mauern zu ziehen. In dieſen Städten nun blühen „förmliche Sclavenmärkte“, welche von den Händlern mit ihren „Heerden“ bezogen werden, und die Ortsbehörden wenden natürlich ſchon der Vortheile wegen, die damit verbunden ſind, Alles auf, um die Märkte ſo ſehr als möglich zu heben. Es werden ja hiedurch eine Menge von Fremden herbeigezogen, warum ſollte man alſo für dieſen Zweck nicht ein Uebriges thun? Früher war ein ſolcher Hauptmark in Waſhington ſelbſt, alſo am Sitze der Centralgewalt dieſes „freien und glücklichen Landes“, wie der Amerikaner ſein Vaterland gewöhnlich zu nennen beliebt; allein ſeit dem Jahre 1850 hat doch das Schicklichkeitsgefühl des Kongreſſes ſo weit geſiegt, daß dieſer öffentliche Scandal endlich beſeitigt werden konnte. Seit jener Zeit finden in Waſhington keine öffentlichen Märkte, d. h. keine öffentlichen Sclavenverſteigerungen mehr ſtatt, es müßte denn bei einer Erbtheilung oder bei einem Konkurſe ſein, wo natürlich der Neger eben ſo gut unter den Hammer des Auktionators kommt, wie ein Stück Land, ein Haus, ein Pferd oder

ein werthvolles Meubel. An Hauptmärkten fehlt es aber doch nicht, ſondern ſie ſind nur etwas weiter gegen Süden hinabgerückt, und als die großartigſten dürften wohl die von Richmond, Charles-Town, Savannah, Nashville, Raleigh, New-Orleans u. ſ. w. gelten. In allen dieſen Städten hat man ein Ziemliches aufgewendet, um recht großartige Verkaufslokale herzuſtellen, und wir erinnern in dieſer Beziehung nur an New-Orleans, wo der Sclavenmarkt im großen Saale der Börſe, nemlich in jener mächtigen runden Halle der Saint Louis Exchange, die mit ihren luftigen griechiſchen Säulen an ein Baudenkmal der alten Zeit erinnert, abgehalten wird. Auch in Richmond iſt das Lokal mit vielem Prunk ausgeſtattet und es finden darin mehr als tauſend Menſchen mit Bequemlichkeit Platz. Kurz, man darf nicht glauben, daß für derlei Märkte nichts geſchehen ſei, allein es war dieß auch um ſo nothwendiger, als die großen Sclavenauktionen ſowohl im Winter als im Sommer nie ausgeſetzt werden, und es alſo leicht hätte paſſiren können, daß man die vornehmen Herren Käufer dem Regen, der Kälte, oder einer ſonſtigen ſchlimmen Witterung hätte ausſetzen müſſen. So rückſichtslos darf man doch nicht gegen Leute ſein, die ſo viel Geld in der Taſche haben, als die Baumwollenbarone! Dieweil es nun aber einem Eingeborenen der alten Welt äußerſt ſchwer iſt, ſich von einem ſolchen Markte einen richtigen Begriff zu machen, ſo wollen wir den Leſer in eine derartige Halle ohne Weiteres einführen.

Wir treten in den Saal ein durch das Schenkzimmer, d. h. durch den ſogenannten Barroom, wo auf einem außerordentlich langen und wohlverzierten Tiſche Getränke aller Art, ſo wie auch einzelne Speiſen zur Schau aufgeſtellt

ſind. Während der Auktionstage hat die Bar den ganzen Tag über vollauf zu thun, und fünf oder ſechs Kellner, welche hinter derſelben ſtehen, genügen kaum, um die verſchiedenen Bedürfniſſe der Kunden zu befriedigen. In der Mitte des Saales uns gerade gegenüber befindet ſich ein erhöhter Raum, eine Art von Katheder oder Kanzel. Dort hat ſich der Auktionator aufgepflanzt, ein lebhafter, beweglicher, liſtig ausſehender Mann, deſſen Zunge wie ein Rad ſchnarrt und deſſen Kehle die Eigenthümlichkeit hat, nie heiſer zu werden. Vor ihm ſteht das „Human-Cattle", oder das Menſchenvieh, wie man die ſchwarzen Sclaven im Süden zu nennen beliebt, links in langer Reihe die Niggerinnen, rechts in noch längerer Flur die Neger. Sie ſind alle friſch gewaſchen, ſo wie nett und reinlich in Leinwand oder Calico gekleidet. Auch haben ſie ſämmtlich ein ſauberes, zum Theil ſogar, beſonders was die weiblichen Prachtexemplare betrifft, ein geputztes Ausſehen. Ein Pferd, welches dem Kaufsliebhaber vorgeritten wird, iſt ebenfalls friſch geſtriegelt und hinlänglich gut gefüttert, warum ſollte man alſo mit dem Human-Cattle anders verfahren? Es mögen im Ganzen ſieben bis achthundert Sclaven anweſend ſein, wie ſich von ſelbſt verſteht an dem einen Verkaufstag mehr, an dem andern weniger. Eben ſo wechſelt auch die Anzahl der Kaufsliebhaber, und im hohen Sommer trifft man deren nicht ſo viele, als zu Ausgang der Wintermonate. Dieſelben beſtehen größtentheils aus Mannsperſonen oder um uns richtiger auszudrücken aus „Gentlemen", und die meiſten haben ſich im Reithabit mit der Peitſche in der Hand eingefunden; doch trifft man auch einzelne Damen und dieſe zeichnen ſich dann ſtets durch den vollkommenen Putz aus, mit welchem ſie vor den

„Herren“ zu glänzen ſich beſtreben. Käufer wie Käuferinnen gehen im Saale auf und ab; ſie ſchwatzen, ſie erzählen, ſie grüßen ſich, ſie beſehen ſich die Nigger! Jetzt treten einige der Herren in die Reſtauration und laden andere ein, ihnen zu folgen. Sie trinken ein Glas an der Bar, dann kommen ſie wieder, ſtehen in Gruppen zuſammen, gehen abermals auf und ab, lachen, ſcherzen und ſind guter Dinge. Die Nigger aber bleiben unbeweglich, ſchweigſam auf ihrem Platze, als ob ſie Statuen von Ebenholz wären. Fortwährend rollen ihre großen Augen im Kopfe herum; allein es ſieht doch nicht ſo aus, als ob ſie um ihr Schickſal beſonders bekümmert ſeien, denn ſie laſſen die Köpfe nicht hängen. Nur einige Weiber haben den Blick zu Boden geſenkt, und eben ſo ſchauen auch einige Männer finſter darein. Sie gedenken vielleicht ihrer Kinder oder auch ihrer Eltern und ſonſtigen Verwandten, die ſie in der frühern Heimath auf der Plantage, auf welcher ſie geboren und erzogen wurden, zurückgelaſſen haben, — wer kann es wiſſen?

So ſieht es im Saale unmittelbar vor der Auktion aus. Allein ſtille jetzt, denn der Auktionator klopft mit ſeinem Hammer auf den Tiſch und ruft einen der Sclaven mit Namen auf. Es iſt dieß ſtets ein prächtig klingender Name, etwa aus der römiſchen oder griechiſchen Geſchichte, wie Cäſar, Brutus, Cicero, Demoſthenes, Sokrates u. ſ. w. Oder aus dem alten Teſtamente, wie Eliſa, Daniel, Tobias, Eva u. ſ. w. Oder aus der Idyllenwelt, wie Doris, Phyllis, Lais u. ſ. w. Oder endlich aus der proſaiſchen Gegenwart, wie Sally, Harry, Jonny, Jemmy u. ſ. w. Am öfteſten jedoch wiederholen ſich die alten Götternamen, wie Neptun, Jupiter, Juno, Venus, Diana u. ſ. w., denn

der Neger liebt das Prunkvolle über Alles. Der aufgerufene Sclave tritt vor und ſtellt ſich auf die niedere Plattform, welche hart vor dem Katheder des Auktionators errichtet iſt. Hieher muß er ſich ſtellen, damit man ihn von allen Seiten ſehen kann, denn man kann doch niemand zumuthen, eine Katze im Sack zu kaufen. Nun geht's an's Anpreiſen der Waare. Alle guten Eigenſchaften des Niggers werden von dem Auktionator hervorgehoben, die ſchlechten aber bleiben ſo viel möglich verſchwiegen. Er rühmt die Jugend der zu verkaufenden Waare, er rühmt ihre Schönheit, ihre Geſchicklichkeit, ihre Kraft, ihren Fleiß, ihre Folgſamkeit, ihren Verſtand, ihre Treue! Wahrhaftig ein ganzes Lexikon voll Tugenden! Jede Kleinigkeit wird hervorgeſucht, um den Sclaven ſo werthvoll als möglich hinzuſtellen, und der Auktionator vergißt auch nicht einen einzigen Umſtand, der auf den Verkauf günſtig einwirken könnte. „Es iſt ein wahrer Spottpreis, für den dieſer Trajan oder jene Semiramis losgeſchlagen werden ſoll", allein die Kaufsliebhaber gehen doch nicht ſo blindlings darein. Sie beſehen ſich vielmehr ihre Waare, ehe ſie ein Angebot machen; ſie wollen prüfen, ehe ſie kaufen, und darum „muſtern" ſie! Dem Leſer iſt es ohne Zweifel, ſelbſt wenn er in der Stadt wohnt, gar wohl bekannt, wie es unſere Metzger auf dem Lande machen, wenn ſie einen Ochſen, eine Kuh oder auch nur ein Kalb im Handel haben, und gerade dieſelben Manipulationen wendet auch der Nigger-Kaufsliebhaber an. Ja er zeigt ſich zum Theil noch viel minutiöſer und denkt an Dinge, welche ſelbſt der ſcrupulöſeſte Metzger überſehen würde. So öffnet er dem einen Sclaven den Mund, um ſich deſſen Zähne zu betrachten, und einem andern kneipt er

in die Arme oder Beine, um die Muskelstärke zu prüfen. Einem dritten befiehlt er, jetzt langsam, dann schnell, darauf noch schneller auf und ab zu gehen, damit man sehe, wie sich derselbe bewegen könne, und ein vierter muß sich bald nach rechts, bald nach links, bald nach vornen, bald nach hinten biegen und bücken, ob er nicht möglicher Weise gebrochen oder gar lendenlahm sei. So geht es die ganze Zeit über und der Sclave fügt sich Allem geduldig. Er weiß es ja, daß er sich eine solche Musterung gefallen lassen muß, und überdieß ist er bereits an die Sache gewöhnt, oder haben ihm seine Mitsclaven schon oft hievon erzählt. Eben deßwegen kommt es ihm auch nicht sonderbar vor, wenn ihm möglicher Weise zugemuthet wird, sich seiner Kleider gänzlich zu entledigen, damit man etwaige Körpermängel entdecken könne, und er unterwirft sich einer solchen Procedur ohne irgend Schamgefühl zu zeigen. Man glaube aber ja nicht, daß blos männliche Sclaven hiezu angehalten werden, sondern ganz der nemliche Befehl ergeht auch an die weiblichen Exemplare, und kein Mensch im Saale nimmt irgend Anstoß daran. Ja sogar die anwesenden Damen geniren sich nicht im geringsten, eine derartige Musterung mit durchzumachen, und stellen sich oft sogar in die erste Reihe der Zuschauer. Eine bloße „Sache" kann man doch sicherlich ohne zu erröthen in ihrer Nacktheit besehen und mehr als eine geschlechtslose Sache ist ein Sclave in den Augen einer Südländerin nicht! Zugegeben muß übrigens werden, daß seit den letzten zehn Jahren auf das Decorum bei weitem mehr Rücksicht genommen wird, als früher; denn es gibt nun neben dem Auktionssaal ein besonderes Lokal, in welchem man die „nackten Besichtigungen" vornimmt,

und in ſo fern alſo iſt der Gemeinheit wenigſtens in Etwas ein Riegel vorgeſchoben.

Endlich hat einer drauf geſchlagen!

„Zwölfhundert Dollars zum erſten!“ ruft der Auktionator. „Ein Prachtexemplar von einer Sclavin! Iſt ihre fünfzehnhundert unter Brüdern werth!“

Jetzt ſchlägt ein anderer drauf.

„Zwölfhundertundfünfzig!“ ſchreit der Auktionator. „Sehen Sie den ſtraffen Körper, die volle Bruſt! Eine wahre Juno! Wird herrliche Kinder gebären und hat ſchon Beweiſe geliefert! Kann ſie wahrhaft unter vierzehnhundert Dollars nicht losſchlagen!“

So geht es fort und fort, bis endlich der Zuſchlag kommt. Dann wird ein neuer Sclave vorgeführt, und die ſo eben beſchriebene Scene wiederholt ſich von neuem. So wie jedoch ein Nigger verkauft iſt, übergibt ihn der Auktionator dem neuen Eigenthümer, und der Gerichtsſchreiber ſtellt eine Urkunde über den Verkauf aus, welche der Sheriff, der die Auktion als Magiſtratsperſon überwacht, unterſchreibt. Gegen Mittag nimmt das Schauſpiel gewöhnlich ein Ende und die nicht verkauften Stücke werden ſofort in die „Sclavenſtälle“ zurückgeführt. Dieſe aber ſind nichts anderes, als lange hölzerne Schuppen in der Nähe der Markthalle, in welchen die Nigger zu hunderten auf dem bloßen Boden, übrigens bei guter Verpflegung, aufgeſtapelt bleiben, bis ſie endlich an den Mann gebracht ſind oder auf einen andern Markt weiter geführt werden.

Der Preis für einen kräftigen Burſchen von achtzehn bis vierundzwanzig Jahren, oder für eine tadelloſe Dirne von ſechszehn bis zweiundzwanzig Jahren ſteht zwiſchen vierzehnhundert und ſechszehnhundert Dollars mitten inne.

Junge Schlingel von zwölf bis siebzehn oder Mädchen von zehn bis fünfzehn Jahren gelten von sechshundert Thalern an. Aeltere Sclaven in gleichem Verhältniß. Ueber vierzig Jahre alte, zur Arbeit schon etwas untauglich gewordene Exemplare können nicht mehr leicht verkauft werden und man sieht daher auf den größeren Märkten nur wenige bejahrte Nigger, es müßten denn solche sein, die wegen einer Erbschaft oder aus einem andern ähnlichen Grunde „um jeden Preis" verkauft werden müssen. Auffallender übrigens als alle diese Besonderheiten ist für einen Fremden die oft fast ganz weiße Farbe der sogenannten Nigger, denn es gibt unter denselben nicht wenige, welche sogar einem Europäer in dieser Beziehung nichts nachgeben, wenn dieser nemlich etliche Sommer unter der heißen Zone Georgia's oder Alabama's zugebracht hat. Es sind dieß Sprößlinge von Weißen und Halbmulatten, sogenannte Quadronen oder auch Quinteronen, die in Europa für ebenbürtig gehalten würden. Oft sind es aber auch „wirkliche" Weiße, welche irgendwo in einer großen Stadt des Nordens als Kinder geraubt wurden, und nun, nachdem man sie bis in's zwölfte Jahr groß gefüttert, als Sclaven unter den Hammer kommen. „Kidnapping" heißt man diese Art von Handel, und derselbe kommt öfter vor, als man glaubt. Auch „wirklich freie" Neger, d. h. solche, die entweder von ihren Herren freigelassen waren oder die sich selbst losgekauft haben, werden nicht selten versteigert, sei es wegen Schulden, die sie nicht bezahlen können (in diesem Fall haftet der Neger mit seinem Körper für das Geld), sei es weil sie das Dokument ihrer Freiheit nicht mehr aufzuweisen vermögen. In Amerika macht man nicht viele Umstände! Das Schändlichste bei dem ganzen schmählichen

Handel iſt jedoch die oft gewaltſame Trennung zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Vater und Sohn, zwiſchen Mutter und Tochter. Früher, noch vor zwanzig Jahren, erkannte der Süden keine „Familie“ unter den Sclaven an. Die Ehe des Niggers galt nur als ein wildes Zuſammenleben, als ein geduldetes oder vielmehr erwünſchtes, d. h. wegen der Nachkommenſchaft erwünſchtes Konkubinat; keineswegs aber als ein geſetzliches, geheiligtes Bündniß. Sogar die Kinder gehörten nicht den Eltern, ſondern ſie wurden der Mutter nur ſo lange gelaſſen, bis ſie im Stande waren, ihre Nahrung ſelbſt zu ſich zu nehmen. Auch verkaufte der Sclavenhalter die Mitglieder einer Niggerfamilie nach Belieben ganz getrennt von einander, den Sohn nach Louiſiana, die Mutter nach Carolina, den Vater nach Texas, die Tochter nach Arkanſas. „Findet einander wieder, wenn ihr könnt,“ ſo hieß es damals! Jetzt iſt ſolche gewaltſame Trennung in den meiſten ſüdlichen Staaten der Union geſetzlich verboten, und es dürfen ganze Familien nur noch „zuſammen“ verkauft werden; alſo der Gatte nur mit der Gattin, und die Kinder, d. h. die unter vierzehn Jahren alten Kinder nur mit den Eltern. Deßwegen kommt aber eine Umgehung des Geſetzes trotz aller der unmenſchlichen Grauſamkeit, die darin liegt, doch noch oft genug vor; zwar allerdings nicht bei ſoliden und gebildeten Pflanzern, dagegen um ſo häufiger bei liederlichen Subjekten, bei Tyrannen oder bei Geizhälſen, welchen der Vortheil über alles geht. Warum auch nicht? Wer ſoll denn einen Pflanzer verklagen, wenn es ihm beliebt, das Geſetz nicht zu beobachten? Etwa der betheiligte Nigger? Er hat kein Klagerecht, ſondern muß zuſehen, ob ihm nicht etwa ein Weißer aus Mitleid beiſpringt; allein wie ſelten ſind ſolche mitleidsvolle Seelen?

Die meiſten Einkäufe auf den Sclavenmärkten machen die Pflanzer von Louiſiana und Miſſiſſippi, denn dort werden die meiſten Nigger „verbraucht“. Darum fürchtet ſich aber auch ein Sclave nicht wenig vor einem ſolchen Verkaufe und man ſieht es der Verzweiflung in ſeinem Geſichte an, was er fühlt, wenn er dem Eigenthümer einer Zuckerplantage zugeſchlagen wird. Es iſt gerade, als ob man ihm ſein Todesurtheil vorläſe! Noch mehr, als das Klima von Louiſiana, fürchten die Sclaven den Verkauf an einen Plantagenbeſitzer franzöſiſcher oder ſpaniſcher Abkunft. Zwar iſt ohnehin auf allen ganz ſüdlichen Pflanzungen eine weit härtere Disciplin eingeführt, als auf den mehr „gemäßigt“ gelegenen, denn jene Plantagen erfordern ihrer großen Ausdehnung wegen auch eine größere Anzahl von Negern und machen eben deßwegen, um alle Meuterei ſchon im Keime zu erſticken, eine ſtrengere Aufſicht nothwendig. Allein deßwegen findet doch ſelbſt auf den ſüdlichſten Pflanzungen, ja ſogar auf den Zuckerplantagen, welche in jeder Beziehung die härteſten ſind, ein großer Unterſchied in der Behandlung ſtatt, und man zieht von Seiten der Nigger die Abkömmlinge der angelſächſiſchen Race den Kreolen bei weitem vor. Jene haben, wenn ſie auch als noch ſo gebieteriſche Herren auftreten, doch immer noch ein Herz im Leibe, den franzöſiſchen Kreolen aber, ſo wie insbeſondere den franzöſiſchen Sclavenaufſehern ſcheint alles Gefühl gänzlich abhanden gekommen zu ſein. Deßwegen hat man auch ſchon Beiſpiele erlebt, daß ſich einzelne Neger ſogleich nach ſtattgehabter Auktion ſelbſt zu entleiben verſuchten, nur um der langſamen Tortur ihrer kreoliſchen Käufer zu entgehen! Im Allgemeinen genommen jedoch geht der Schwarze, wenn er verkauft iſt,

ſeinem Schickſale mit ſtoiſchem Gleichmuthe oder vielmehr mit thieriſch-ſtumpfer Ergebenheit entgegen. Er hat ja nicht gelernt, ſich über ſich ſelbſt und ſeine Zukunft Gedanken zu machen, warum ſollte er ſich alſo grämen?

Die Tage, ſo lange die Auktion dauert, ſind einem Neger die liebſten, denn während dieſer Zeit hat er nichts zu arbeiten und bekommt zu eſſen, ja ſogar zu trinken im Vollauf. Wenn dieſe Zeit nur ewig währte!

14.

Hotel Park in New-York.

Wenn in Deutſchland ein Handwerksburſche reist, ſo weiß er, wo er einzukehren und zu übernachten hat, nemlich in der Herberge; wenn ein ehrlicher Bürgersmann ſich über Feld macht und fremder Herren Länder beſucht, ſo geht er, falls er ſich müde gelaufen und ſich nach einem guten Bette ſehnt, in ein Gaſthaus, ſei es nun das Gaſthaus zum ſchwarzen Mohren oder zum rothen Ochſen; iſt's ein Student oder ein Weinreiſender oder Einer, der in Leder macht, oder ſonſt Einer, der auf „dieſer" Stufe der Bildung ſteht, ſo wird ein Gaſthof aufgeſucht, denn wenn auch die „Herberge" vielleicht dem Inhalt des Geldbeutels mehr entſpräche, ſo erlaubt es doch der Rang, den man in der Geſellſchaft einnimmt, nicht, ein anderes Wirthshaus zu erwählen; thut aber vollends ein Staatsdiener, oder ein Offizier, oder ein Adeliger, oder überhaupt ein Mann aus den höheren Klaſſen eine Reiſe, ſo genügt ihm ein „Gaſthof" nicht mehr, ſondern er ſucht ein Hotel auf, alſo das Hotel de Ruſſie, oder das d'Angleterre, oder das de Bavière, oder ein anderes mit noch großartigerem Titel.

So iſt im lieben Deutſchland Alles recht hübſch ein-

getheilt und es weiß ein Jeder, wohin er gehört, beinahe ſchon gleich nach ſeiner Geburt. Wie gar ſonderbar muß es alſo Einem von uns vorkommen, wenn er in ein Land geräth, wo man von dieſer wohllöblichen Ordnung gar keinen Begriff hat; ja wo man dieſelbe vollſtändig umkehrt und auf den Kopf ſtellt! Da weiß man ja wahrhaftig gar nicht, wo man nur ſeinen Schoppen trinken, ſeinen Braten eſſen und ſein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen ſolle, denn wenn z. B. „jedes“ Einkehrhaus „Hotel“ getauft iſt, ſo kann einen ja das Schickſal bei Nacht und Nebel in eine Lokalität führen, wo man zwei Thaler für ſein bischen Bequemlichkeit zahlen muß, während das ganze Vermögen vielleicht blos in dreißig Kreuzern beſteht! Es iſt ſchrecklich nur daran zu denken, daß es Städte von ſolcher Polizeiwidrigkeit geben ſoll, und doch gibt es dergleichen, wie z. B. die große Stadt New-York in Nordamerika. Dort heißt nemlich jedes Wirthshaus, in welchem man Nachtherberge finden kann, ohne Unterſchied entweder „Hotel“ oder „Houſe“, und es kommt am Ende auf Eins heraus, ob es dieſen oder jenen Titel führt, dieweil man hieraus, aus dem Titel nemlich, durchaus nicht auf die Qualität und Beſchaffenheit deſſelben, oder auch nur auf ſeine mehr oder minder großen Preiſe ſchließen kann.

Alſo jede Herberge oder Logir-Gelegenheit, ob ſie nun vornehm ſei oder gering, groß oder klein, theuer oder wohlfeil, heißt in Nordamerika „Houſe oder Hotel“. Aber, du grundgütiger Vater im Himmel, welch' furchtbarer Unterſchied zwiſchen Hotel und Hotel! Welch' ungeheurer Gegenſatz zwiſchen Houſe und Houſe! Da ſtehſt Du vielleicht vor einem. Es führt den ſtolzen Titel „European

Hotel", zu Deutſch: „Europäiſcher Hof". Du ſiehſt es Dir etwas näher an und es kommt Dir akkurat vor, wie eine erbärmliche Holzbarake, welche über Nacht von ſelbſt einfallen wird. Du gehſt hinein, indem Du denkſt, in einem Hauſe, das einen ſo grandioſen Namen führt, könne es doch nicht ſo gar ſchlecht ſeyn. Aber, welche Täuſchung! Eine Wirthsſtube voll Schmutz und Unrath; eine Wirthin mit zwei Schnupftabaksprise-Tropfen unter der Naſe, ſo wie mit wirrem, ungekämmtem Haar; ein Gaſtgeber mit ſchnapsgerötheten Augen und ſchwerbetrunkenen Knieen empfangen Dich. Du verlangſt ein Zimmer. „Ein Zimmer?" Es gibt im ganzen Hauſe nur zwei Fremdenzimmer und dieſe müſſen für die Geſammtheit der Gäſte genügen! Man führt Dich die ſchmale wankende Treppe hinauf, und richtig da ſind die zwei Zimmer, wenn man nemlich derartigen, den Ratten zum Spielplatz dienenden Lokalitäten den Namen „Zimmer" geben darf. In jedem derſelben ſtehen drei, vielleicht vier Betten, und zwar lauter große breite Betten; aber jedes iſt für zwei, zur Noth für drei Perſonen beſtimmt. Du kannſt wählen; mußt Dir es jedoch jedenfalls gefallen laſſen, einen Schlafkameraden zu bekommen, und zwar was für einen? Einen Burſchen, der polternd tief in der Nacht ankömmt und es vielleicht vergißt, auch nur ſeine kothigen Stiefel auszuziehen, oder gar Einen, der möglicherweiſe noch ſchlimmere Gewohnheiten hat! In Gottes Namen, denkſt Du, und beſiehſt Dir das Bett etwas näher. Es beſteht aus nichts, als aus einer mächtigen Seegrasmatrazze, einem Seegraskopfkiſſen, einem wollenen Teppich und einem Leintuche, das nicht aus Linnen, ſondern aus Shirting gefertigt iſt. Beſonders weich und warm wird alſo das Bett nicht ſein,

überlegſt Du bei Dir ſelbſt; allein was thut's, wenn's nur reinlich iſt. Du deckſt alſo den Teppich auf, unter dem Du die Nacht zubringen ſollſt, um einen Blick in's Innere zu werfen, aber hilf Himmel, mit welchem Schauder fährſt Du zurück! Das Leintuch iſt vielleicht ſeit ſechs Wochen nicht gewechſelt worden, und die Millionen Wanzen, welche das Bett bevölkern, haben es wie mit Blut beſprenkelt. Wem ſollte es bei ſolchem Anblick nicht übel werden? Voll Ekel alſo wendeſt Du Dich ab und biſt mit drei Sätzen zum Hauſe hinaus, der Beſitzer des European-Hotels aber flucht hinter Dir drein und nennt Dich einen verdammten eigenſinnigen deutſchen Lumpen, der ſchon noch lernen werde, ſich in die Welt zu fügen.

So ſieht es in dem „Europäiſchen Hofe" aus, ſchlimmer, als in der ſchlimmſten deutſchen Herberge, in der man auf Stroh ſchlafen muß. Aber ſiehe da, nach wenigen Schritten ſtehſt Du vor einem andern Hotel. Dieſes führt keinen ſo ſtolzen Titel, wie das ſo eben beſchriebene, ſondern heißt ganz einfach „St. Nicolas Hotel". Hier wird beſſer wohnen ſein, denkſt Du bei Dir ſelbſt, und betrachteſt Dir das Haus von außen. Es hat eine Höhe von fünf Stockwerken, eine Front von zweihundertfünfzig Fuß, iſt ganz aus Marmor erbaut und ſteht in Broadway. Mit dem letzteren Wort iſt eigentlich ſchon genug geſagt, denn der Broadway in New-York übertrifft bekanntlich ſelbſt das ſchönſte Boulevard von Paris an Splendidität, Reichthum und Großartigkeit. Um Dich jedoch über das wahre Weſen dieſes Hotels ſogleich in's Klare zu ſetzen, halten vor deſſen großer breiter Freitreppe mehr denn zwanzig elegante Fuhrwerke, und die Damen oder Herren, welche denſelben entſteigen, gehören ſämmtlich wenn nicht der

vornehmſten, doch wenigſtens der vornehmſt gekleideten Menſchenklaſſe an. Du betrittſt die Treppe. Sie iſt von Marmor, aber doch mit Teppichen belegt. Ein breiter Gang führt Dich in den Barroom oder die Herrentrinkſtube. Welchen Luxus entfaltet nicht der mächtige Schenktiſch! Wie hell blinken nicht die kryſtallenen Karaffen! Wie einladend ſchimmert nicht ihr goldener Inhalt! Welch' außerordentliche Gewandtheit entwickeln nicht die Kellner hinter der Bar! Wie ſchnell biſt Du nicht bedient, Du magſt auch verlangen, was Du willſt! Nachdem Du Dich erquickt, ſchreiteſt Du weiter und betrittſt den Billardſalon. Beim Himmel, die gleiche luxuriöſe Ausſtattung! Die Spieler ſämmtlich gekleidet, als wären ſie Fürſten! Die Billards ſämmtlich aus der Hand der erſten Meiſter und keines im Werth von weniger als fünfhundert Dollars! Nach dem Billardſalon kommt der Leſeſalon. Welche Unmaſſe von Zeitungen, deren Benützung Dir vollkommen frei ſteht! Welche Bequemlichkeit der Lehnſtühle, um ſich darin auszuruhen und mit Muſe zu ſtudiren! Unmittelbar an den Leſeſalon grenzt der Schreib- oder Geſellſchaftsſalon, und wahrhaftig dieſer ſieht noch eleganter aus als die früheren. Lauter kleine Marmortiſchchen und auf jedem ein zierlicher Schreibzeug mit dem feinſten Poſtpapier und den niedlichſten Briefcouverts daneben! Kein Wunder, daß faſt jedes dieſer Tiſchchen in Anſpruch genommen iſt, denn es muß eine wahre Freude ſein, hier ſeine Korreſpondenz zu führen! Haſt Du nun aber all dieſe Bequemlichkeiten und all dieſen Luxus zur Genüge betrachtet, ſo wendeſt Du Dich ſeitwärts, um auf einem andern Wege in das Schenkzimmer zurückzukehren, aber wohin geräthſt Du nun auf einmal? Bisher ſahſt Du lauter Zimmer oder viel-

überlegſt Du bei Dir ſelbſt; allein was thut's, wenn's nur reinlich iſt. Du deckſt alſo den Teppich auf, unter dem Du die Nacht zubringen ſollſt, um einen Blick in's Innere zu werfen, aber hilf Himmel, mit welchem Schauder fährſt Du zurück! Das Leintuch iſt vielleicht ſeit ſechs Wochen nicht gewechſelt worden, und die Millionen Wanzen, welche das Bett bevölkern, haben es wie mit Blut beſprenkelt. Wem ſollte es bei ſolchem Anblick nicht übel werden? Voll Ekel alſo wendeſt Du Dich ab und biſt mit drei Sätzen zum Hauſe hinaus, der Beſitzer des European-Hotels aber flucht hinter Dir drein und nennt Dich einen verdammten eigenſinnigen deutſchen Lumpen, der ſchon noch lernen werde, ſich in die Welt zu fügen.

So ſieht es in dem „Europäiſchen Hofe" aus, ſchlimmer, als in der ſchlimmſten deutſchen Herberge, in der man auf Stroh ſchlafen muß. Aber ſiehe da, nach wenigen Schritten ſtehſt Du vor einem andern Hotel. Dieſes führt keinen ſo ſtolzen Titel, wie das ſo eben beſchriebene, ſondern heißt ganz einfach „St. Nicolas Hotel". Hier wird beſſer wohnen ſein, denkſt Du bei Dir ſelbſt, und betrachteſt Dir das Haus von außen. Es hat eine Höhe von fünf Stockwerken, eine Front von zweihundertfünfzig Fuß, iſt ganz aus Marmor erbaut und ſteht in Broadway. Mit dem letzteren Wort iſt eigentlich ſchon genug geſagt, denn der Broadway in New-York übertrifft bekanntlich ſelbſt das ſchönſte Boulevard von Paris an Splendidität, Reichthum und Großartigkeit. Um Dich jedoch über das wahre Weſen dieſes Hotels ſogleich in's Klare zu ſetzen, halten vor deſſen großer breiter Freitreppe mehr denn zwanzig elegante Fuhrwerke, und die Damen oder Herren, welche denſelben entſteigen, gehören ſämmtlich wenn nicht der

vornehmſten, doch wenigſtens der vornehmſt gekleideten Menſchenklaſſe an. Du betrittſt die Treppe. Sie iſt von Marmor, aber doch mit Teppichen belegt. Ein breiter Gang führt Dich in den Barroom oder die Herrentrinkſtube. Welchen Luxus entfaltet nicht der mächtige Schenktiſch! Wie hell blinken nicht die kryſtallenen Karaffen! Wie einladend ſchimmert nicht ihr goldener Inhalt! Welch' außerordentliche Gewandtheit entwickeln nicht die Kellner hinter der Bar! Wie ſchnell biſt Du nicht bedient, Du magſt auch verlangen, was Du willſt! Nachdem Du Dich erquickt, ſchreiteſt Du weiter und betrittſt den Billardſalon. Beim Himmel, die gleiche luxuriöſe Ausſtattung! Die Spieler ſämmtlich gekleidet, als wären ſie Fürſten! Die Billards ſämmtlich aus der Hand der erſten Meiſter und keines im Werth von weniger als fünfhundert Dollars! Nach dem Billardſalon kommt der Leſeſalon. Welche Unmaſſe von Zeitungen, deren Benützung Dir vollkommen frei ſteht! Welche Bequemlichkeit der Lehnſtühle, um ſich darin auszuruhen und mit Muſe zu ſtudiren! Unmittelbar an den Leſeſalon grenzt der Schreib- oder Geſellſchaftsſalon, und wahrhaftig dieſer ſieht noch eleganter aus als die früheren. Lauter kleine Marmortiſchchen und auf jedem ein zierlicher Schreibzeug mit dem feinſten Poſtpapier und den niedlichſten Briefcouverts daneben! Kein Wunder, daß faſt jedes dieſer Tiſchchen in Anſpruch genommen iſt, denn es muß eine wahre Freude ſein, hier ſeine Korreſpondenz zu führen! Haſt Du nun aber all dieſe Bequemlichkeiten und all dieſen Luxus zur Genüge betrachtet, ſo wendeſt Du Dich ſeitwärts, um auf einem andern Wege in das Schenkzimmer zurückzukehren, aber wohin geräthſt Du nun auf einmal? Bisher ſahſt Du lauter Zimmer oder viel-

mehr Säle, deren jeder wenigſtens alle Deine „Erwartungen“ befriedigte, aber nun trittſt Du in einen Salon, deſſen Reichthum, Pracht und Herrlichkeit Dich förmlich „ſchwindeln“ macht. Rechts und links nichts als Sammt und Seide! Unten und oben nur Gold und Goldeswerth! Schwellende Teppiche zieren den Boden, der Spiegel reicht von der Decke bis an die Erde, die Meubels ſind von Paliſanderholz, an den Vorhängen wurde die Stickerei verſchwendet und auf ſolchen Ottomanen mit ſolchen Springfedern haſt Du in Deinem Leben noch nicht geruht! Das iſt der Damenſalon des Hotels, und da die Damen nach amerikaniſchen Begriffen weniger Menſchen als Engel ſind, ſo mußte natürlich auch himmliſche Pracht an ihn verſchwendet werden. Doch nun regt ſich der Hunger in Dir und Du läßſt Dir den Speiſeſalon zeigen. Auch ſeine Einrichtung iſt ſplendid genug, aber Du nimmſt Dir keine Zeit zu langen Beobachtungen, ſondern ſetzſt Dich gleich an die Tafel. Das Frühſtück allda beſteht aus Thee, Kaffee oder Chocolade, und dazu haſt Du Eier, Boeufſteaks, Cottelets, Schinken, Fiſche, Geflügel, nach Belieben. Ganz im ſelben Verhältniſſe fällt das Mittag- und Abendeſſen aus und wollteſt Du von Allem nur „verſuchen“, ſo müßteſt Du einen herkuliſchen Appetit haben. Ich unterlaſſe daher die Beſchreibung, denn ſie würde uns für jetzt zu weit führen, dagegen — haſt Du vielleicht Luſt ein Bad zu nehmen? Eine ganze Reihe von Zimmern ſteht zu dieſem Zweck parat und Du brauchſt keine Minute zu warten, bis das naſſe Element Dich aufnimmt. Oder willſt Du Dich raſiren und friſiren laſſen? Du darfſt Dich nur die Treppe hinabbemühen und ſogleich nimmt Dich der Barbier mit ſeinen Gehilfen in Behandlung. Ihm

iſt ja ein beſonderes Lokal im Souterrain angewieſen und eine ſolche Barbierſtube findeſt Du in ganz Deutſchland nicht. Wahrhaftig wer in dem St. Nicolas Hotel ſeine Befriedigung nicht findet, den möchte ich ſehen! Die ganze Nacht ſchimmert daſſelbe in einem Gasmeere, denn das Gas wird im Hauſe ſelbſt bereitet, und man geht damit um, als ob ſeine Fabrikation keinen Heller koſtete. Tauſend Perſonen können alle Tage logirt werden und vierhundert Dienſtboten ſind in den verſchiedenen Zimmern und Salons, ſo wie in Küche und Keller aufgeſtellt, um die Gäſte zu bedienen. Ja fünfhundert Fremde „müſſen" jeden Tag hier verkehren, wenn das Hotel nicht fallit gehen ſoll; ſo groß iſt der tägliche Aufwand! Dafür zahlt aber auch eine Perſon täglich von dreieinhalb bis ſieben Dollars für Koſt und Logis, je nachdem die letztere feiner oder einfacher verlangt wird. Haſt Du nun einen Begriff vom St. Nicolas Hotel in New-York?

Sicherleich kein Hotel in der Welt wird es an Größe und Luxus übertreffen; aber doch fallen Dir einige Dinge darin widerwärtig auf. Abgeſehen nemlich von den Speiſen und Getränken, die zwar äußerlich prächtig ausſehen und im reichlichſten Maßſtabe vorhanden ſind, die aber dennoch möglicher oder vielmehr wahrſcheinlicher Weiſe Deinem Gaumen nicht entſprechen, findeſt Du auch keine Geſellſchaft, die Dich anzieht. In allen Salons, beſonders im Barroom, triffſt Du nur Raucher und Trinker, deren jeder für ſich lebt, ohne daß Einer den Andern anſpricht. Dazu ſpuken ſie ekelerregend aus, und wenn ſie ſitzen, mußt Du froh ſein, wenn ſie ihre Füße nicht auf Deine Achſel legen. Eben ſo einſam und verlaſſen fühlſt Du Dich im Damenſalon, es müßte denn ſein, Du fändeſt darin eine Be-

ſchützerin. Iſt aber letzteres nicht der Fall, ſo ſieht man Dich mit ſonderbaren Augen an, wenn Du den Saal nicht ſogleich wieder verläßſt, und am Ende frägt Dich ſogar eine der Schönheiten, ob Du ein Recht habeſt, hier zu erſcheinen. Noch weniger befriedigt biſt Du von Deinem Schlafzimmer. Einige wenige der hiezu beſtimmten Gemächer ſind allerdings geräumig und ſchön, wenn nicht gar prächtig eingerichtet, nemlich die, welche man den verheiratheten Paaren anweist, und insbeſondere die ſogenannten „Brautzimmer", denn es gibt in jedem großen Hotel eigene Weddingrooms, in welchen blos „Hochzeitsreiſende" einlogirt werden. Hierunter verſtehen wir junge Paare, welche den Honigmonat auf Reiſen feiern, und deren Name regelmäßig immer den andern Tag als „Inhaber eines Weddingroom" zu Deinem großen Entſetzen mit breiter Schrift in den Zeitungen prangt. „Zu Deinem großen Entſetzen," ſage ich, „denn Du biſt noch nicht über Dein dummes deutſches Schamgefühl hinaus, und meinſt, über eine ſolche gemeine Profanation des Gottes Hymen müſſe ſich Dein Innerſtes umkehren, während eine amerikaniſche Lady, wenn ſie den Zeitungsbericht über ihr eigenes Logement im Hochzeitsnachtbett lieſt, noch nicht einmal erröthet! Allein ſo prächtig auch derartige Appartements ausgerüſtet ſein mögen, ſo hat doch das „Dir" angewieſene Zimmer nicht die geringſte Aehnlichkeit mit einem Weddingroom, ſondern iſt vielmehr „ſehr" klein und „ſehr" einfach. Ja ſogar „äußerſt" klein und einfach kommt es Dir vor, denn es enthält außer einem Bett, einem Stuhl und einem Waſchtiſch höchſtens ein paar Nägel, an welchen Du Rock und Hoſen aufhängen kannſt. Da ſieht es doch in den Gaſtzimmern der deutſchen Hotels ganz anders aus, allein

wozu die vielen Umſtände? Wozu einen Sopha, einen Schreibtiſch, eine Kommode und was dergleichen mehr iſt? Du hältſt Dich ja den ganzen Tag nicht in Deinem Privatzimmer, ſondern vielmehr in den verſchiedenen Salons, deren Benützung Dir vollkommen frei ſteht, auf, was brauchſt Du alſo mehr, als ein Eckchen im Hauſe, in welchem Du Platz haſt „zum übernachten"? So iſt es Sitte in Amerika und nach jedes Landes Sitte muß man ſich richten!

Mitten inne zwiſchen dem European Hotel und dem St. Nicolas Hotel liegen die übrigen Gaſthöfe New-Yorks, und nicht wenige derſelben nähern ſich in Größe und Luxus dem Nicolas Hotel, ſo z. B. das Metropolitan Hotel, das Aſtor Houſe, das Lafarge Hotel, das Girard Houſe, das Delmonico Hotel, das Howard Hotel und wie ſie alle heißen; viele aber, ſogar ſehr viele, gehen eine Stufe um die andere weiter herunter und kommen am Ende auf dem Standpunkte an, welchen die Winkelherberge, genannt European Hotel einnimmt. Doch „Ein" Hotel haben wir vergeſſen, ein Hotel, wie es kein zweites gibt auf Gottes weiter Erde, das berühmte Hotel Park! Wie geſagt, saubere und unſaubere, theure und wohlfeile, großartige und winzige Gaſthäuſer findet man in Leipzig, wie in Paris, in Stuttgart, wie in Katzenellenbogen, aber ein „Hotel Park" gibt es nur in New-York. Nicht einmal Amerika hat ein zweites der Art aufzuweiſen, ſondern nur die einzige Stadt New-York beſitzt es. Ja, es iſt das größte und beſuchteſte, ſo wie das wohlfeilſte und zugänglichſte in der ganzen Welt, und ſo weit man reiſen mag in Aſien, Europa oder Afrika, ſo findet man nicht ſeines-gleichen!

Vor dem großen Marmor-Rathhauſe in New-York, der

ſogenannten Cityhall, dehnt ſich ein ziemlich weitläufiger Park aus, mit grünen Raſen und ſchattigen Bäumen. Er mag wohl zehn Acres groß ſein, dieſer Park, und im Sommer, wenn die Sonnenſtrahlen glühend herabfallen, ergehen ſich täglich Zehntauſende in demſelben, denn er erſcheint wie eine liebliche Oaſe mitten in dem ungeheuern Häuſermeere. Hier ſäuſeln Dir die hohen Bäume eine herrliche friſche Luft entgegen und die Waſſerwerke inmitten der grünen Umgebung erfriſchen Deinen lechzenden Mund. Breite Marmorſtufen führen zu der Cityhall hinauf und doriſche Säulen ſchmücken den Eingang. Zierliche Fußwege, von friſchem Raſen eingefaßt, führen im Zickzack um das weißglänzende Rathhaus herum, und man fühlt ſich im Freien, in Gottes Natur, mitten in der geſchäftsdurchwühlten, von Luxus und Elend gepeitſchten Stadt. Iſt es alſo ein Wunder, wenn den Tag über Zehntauſende hieherkommen, um einen geſunden Athemzug zu thun? Iſt es ein Wunder, wenn die ſchöne Welt ſich hier ſammelt und ihren Luxus entfaltet? Iſt es ein Wunder, wenn die ganze liebliche Kinderwelt ſich hier Rendezvous gibt und wenn ſogar alte Matronen von neuem aufleben, ſobald ſie die kleine Oaſe betreten? Umgekehrt aber, wenn die Sonne längſt hinuntergegangen iſt im fernen Weſten; wenn das Regiment des Mondes und der Sterne beginnen; wenn das Gewühl in den Straßen ſich gelegt und die Spaziergänger alle in ihren Wohnungen der Ruhe genießen; wenn man nichts mehr hört, als die fernen Karoſſen, welche die Reichen aus den Theatern und Concerten heimführen, oder den Tritt der leichtfüßigen Nymphe, die ſich am Arme des Galans verſpätet und nun mit geflügelter Eile ihr kleines Zimmerchen aufſucht; wenn man nichts mehr ſieht als den

lauernden Dieb, der an einer Straßenecke ſich niederduckt, oder den faulen Polizeiſchutzmann, welcher das Auge kaum offen zu halten vermag; dann — dann ſammelt ſich's wieder an im berühmten Parke von Cityhall! Von allen Seiten kommen ſie herbei, leiſen und unſicheren Trittes, kraftlos, wie von Elend niedergebeugt. Vom Broadway und der Cathamſtreet, von der Centreſtreet und von der Williamsſtreet, vom Nordriver wie vom Eaſtriver, von überall her nahen ſie ſich und laſſen ſich im Parke nieder. Lautlos, ohne ein Wort zu ſprechen, ſchleichen ſie ſich heran, und Keiner wagt es, dem Nachbar auch nur einen Gruß zuzuflüſtern. Der Eine ſetzt ſich auf die breiten Marmorſtufen, die zum Rathhauſe hinaufführen; der Andere lehnt ſich an eine der doriſchen Säulen; der Dritte macht ſich's in einer Ecke bequem und der Vierte ſtreckt ſich unter einem der hohen Bäume. Wohl denen, die einen dieſer bevorzugten Plätze bekommen haben! Die Meiſten müſſen ſich damit begnügen, auf die harten Platten oder den eben ſo harten Grasboden zu liegen, weil die beſſeren Lokalitäten ſchon alle beſetzt ſind. Ein Stein iſt dann das Kopfkiſſen, auf welches das müde Haupt niederſinkt, die nackte Erde iſt die Matraze, auf welcher ſich der Leib dehnt, der abgeſchabte Rock iſt die Bettdecke, die vor Kälte, Sturm und Regen ſchützen ſoll!

Und nicht „Einzelne" ſind's, die allda ihr Nachtquartier aufſchlagen. Auch nicht Dutzende ſind es, ſondern man kann ſie vielmehr nach Hunderten zählen! Freilich im Winter geht dieſe Zahl etwas zuſammen, denn die Meiſten ſuchen dann eine Unterkunft in den Stationshäuſern. Die Polizei in New-York hat nemlich in jedem ihrer acht Diſtrikte vier oder fünf Quartiere, ſogenannte Stationshäuſer, und

in keinem dieſer Häuſer fehlt ein geheiztes Zimmer für die „Mühſeligen und Beladenen“, welche kein Nachtquartier fanden. Aber wie oft ſind deren ſo viele, daß ſie die Stationshäuſer nicht alle zu faſſen vermögen! Wie oft fängt die Polizei eine ſolche Menge von Vagabunden, Betrunkenen und Dieben ein, daß die „freiwillig Gekommenen“, alſo die „Mühſeligen und Beladenen“ keinen Raum mehr finden! Wohin ſollen ſich nun „dieſe“ wenden? Wohin anders, als in ihr altes Quartier, den Park vor City-hall? Haben ſie eine Stunde da geſchlafen, ſo weckt ſie der Hunger; dann richten ſie ſich auf, recken die ſtarren Glieder, rennen durch ein paar Straßen, bis das Blut wieder warm fließt, und treffen ſofort abermals auf den harten Marmorſtufen von Cityhall zuſammen. Der Hunger iſt es alſo allein, welcher ſie vor dem Erfrieren rettet, und doch gibt es unter ihnen nicht wenige, die man allmorgentlich im Winter ganz ſteif und kalt findet und die dann das Spital von ihren Leiden erlöst, denn aus dem Spitale kehrt nur ſelten einer geſund und friſch in's Leben zurück!

Das iſt das berühmte „Hotel Park“, der beſuchteſte Gaſthof in ganz New-York!

Und wer ſind nun dieſe Unglücklichen, die allda ihr Nachtquartier aufſchlagen? Sind's Bettler und Vagabunden, oder ſind's gar Diebe und Räuber? O nein, es ſind weder Bettler noch Vagabunden, weder Diebe noch Räuber! Der Bettler in New-York iſt nicht ſchlecht daran. Gibt man ihm nicht „gern“, ſo gibt man ihm doch „ungern“, nur um den Zudringlichen los zu werden. Er hat ſeine Heimath, ſeine Familie, ſein Nachtquartier, und mancher Abend vergeht ihm in Saus und Braus, wenn das Tage-

werk ein glückliches geweſen! Noch beſſer ſteht's mit dem Diebe und Räuber. Ihm darf es nicht bange ſein, etwas „Stehlbares" zu finden, und an Abſatzwegen des Geſtohlenen fehlt es noch weniger. Der Schlechte, der Nichtsnutzige, der, dem alle Mittel recht ſind, kommt ſicherlich durch in New-York. Ja, er hat ſogar ein gutes Leben und braucht ſich nicht davor zu fürchten, einmal die Marmorſtufen von Cityhall als Schlafkabinet benützen zu müſſen! Diejenigen dagegen, welche ſich hiezu genöthigt ſehen, ſind ehrliche Leute, aber Leute, die keine Arbeit finden. Es ſind Menſchen, die zu viel Schamgefühl haben, um eine milde Gabe zu erflehen und zu viel Gewiſſen, um nach fremdem Gute zu greifen. Es ſind Menſchen, die den ganzen Tag von einem Platz zum andern rennen, um ſich ein Geſchäft zu verſchaffen, Menſchen, die keine Mühe ſcheuen, um nur ein Stückchen Brod auf rechtliche Weiſe zu erwerben, Menſchen, welche, nachdem ſie den letzten Heller ausgegeben, nicht wiſſen, wie ſie eine Schlafſtätte bezahlen ſollen.

„Wie," fragt der Leſer verwundert, „in New-York gibt's Leute, die ſo ſchrecklich herabgekommen ſind? In New-York, wo doch jeder Beſchäftigung und Lohn findet, der nur den Willen hat, die Hände zu rühren?" O ja, freilich, die Gevatter Schneider und Schuhmacher finden Arbeit. Auch die Schreiner und Polſterer oder die Schloſſer und Schmiede finden ſolche, und ſogar für die Tagelöhner und Bauernknechte von Haus aus gibt's immer was zu thun, wenigſtens ſo viel, daß ſie ſelbſt in den ſchlechteſten Zeiten ihr „Warmes" verdienen, ſowie ein Plätzchen unter dem Dache zum Schlafen. Aber wie ſteht es mit den Gebildeten und Halbgebildeten? Den Gelehrten und Halbge-

lehrten? Den Proviſoren und Schulmeiſtern, den Theologen und Juriſten, den Philologen und Philoſophen, den Künſtlern und Kaufleuten? Das ſchwindelt und windbeutelt in den deutſchen Zeitungen, wenn das Frühjahr herankömmt! Das lobpreist und lobhudelt in den Anlockungsannoncen zur Auswanderung! Das lügt und betrügt in Reiſehandbüchern und anderen im Solde der amerikaniſchen Ländereienbeſitzer geſchriebenen Broſchüren, und wenn dann Einer, dem die Luft zu ſchwül wurde im alten Vaterlande, wenn Einer, der ſein Glück nicht fand auf dem heimiſchem Boden, wenn ſolch Einer ſich verlocken läßt, hinüberzugehen in's Eldorado nicht der Auswanderer, ſondern der Auswanderungs-Agenten und Agenturen, was bleibt ihm gewöhnlich? Das Loos ein Handarbeiter zu werden, d. h. ein Bauernknecht oder ein Schneider, wenn er nicht etwa das Schreinerhandwerk vorzieht! Und Monate braucht er, um ſich an ein neues Geſchäft zu gewöhnen, Monate, es zu erlernen! Wenn ihm aber inzwiſchen das Geld ausgeht, ſo iſt ſein Loos: — ein Nachtquartier im Hotel Park!

Eingeborene Amerikaner ſieht man unter den Gäſten dieſes berühmten Hotels keine oder jedenfalls nur ſehr wenige. Wenn ſich aber einer unter ihnen befindet, ſo iſt es ſicherlich ein ſolcher, der vor Jahren vielleicht Hunderttauſende beſaß, aber durch einen ſpeculativen Wurf um Alles kam, auch um den beſten Freund! Oder ein ſolcher, der früher als Stadtbeamter oder Kaufmann hochgeachtet die Stufen zur Cityhall hinanſtieg, nunmehr aber durch Spiel und Freudenhäuſer ruinirt, durch Betrug und Schlechtigkeit blamirt, keinen Weg mehr findet, in die alte Geſellſchaft zurückzukehren! Jedenfalls iſt's ein Auswürfling, ein von Freund und Feind Verlaſſener, und ſo tief ſinkt nur ſelten

ein Eingeborener hinunter. Weit öfter ſieht man allda Irländer, aber dieſe wiſſen ſich auch hier zu tröſten, und ihr Troſt iſt der Branntwein, der Whisky. Wir kennen den Sohn Grün-Erins aus einer früheren Beſchreibung, und wiſſen alſo, daß er als Laſtträger, als Kohlenführer, als Holzſpälter u. ſ. w. immer etwas verdient. Kommt nun auch eine Zeit, wo dieſer Verdienſt nicht groß genug iſt, um ſich ehrlich und redlich „in einem Koſthauſe“ durchzuſchlagen, ſo nimmt er doch immer noch ſo viel ein, um Brod und Whisky kaufen zu können. Hat er aber Branntwein, was will er mehr? Zwei Gläſer „Niggerbrändy“ — ein Miſchmaſch aus Scheidewaſſer und Alcohol, das in New-York als „ſtarker Franzbranntwein“ verkauft wird — zwei Gläſer Niggerbrändy um einen Sixpence, alſo um zwei gute Groſchen oder neun Kreuzer, machen ihn ſchon taumeln, gießt er dann das dritte Glas hinab, ſo wird er toll, verrückt, wahnwitzig, und nun ſieht er die ſteinernen Stufen von Cityhall für ein Flaumenbett an, das die Houris des Paradieſes gemacht haben. Der andere Morgen findet ihn allerdings wie zerſchlagen, gerädert, zermalmt; ſeine Augen triefen, ſeine Zunge klebt ihm am Gaumen, ſeine Glieder zittern von Froſt und Hitze; aber — ein neues Glas Niggerbrändy und Alles iſt wieder im Blei. Fort eilt er ſo ſchnell als möglich, wieder ein paar Groſchen zu verdienen, und die nächſte Nacht ſchläft er wieder ſo ſelig im Hotel Park, als läge er im beſten Bette von St. Nicolas.

Doch auch nicht Irländer ſind die Hauptbeſucher von Hotel Park, und ebenſowenig Franzoſen oder Italiener, wenn auch vielleicht einzelne darunter ſein mögen. Nein, die Hauptbeſucher ſind Deutſche, und zwar zu mehr als

Dreiviertheilen Deutſche! Sie, unſere Landsleute, darf man die „Stammgäſte“ nennen, und wie könnte dieß auch anders ſein? Sie kommen hinüber in's ferne Land, ohne der dort herrſchenden Sprache mächtig zu ſein; und gehören alſo zu den letzten, auf welchen ein Amerikaner beim Beſchäftigunggeben Rückſicht nimmt! Sie kommen hinüber zum Theil wenigſtens ohne ein Handwerk zu verſtehen, wie ſollen ſie ſich alſo fortbringen unter Menſchen, welche durch und durch praktiſch ſind, in einem Lande, wo Wiſſenſchaft und Kunſt erſt anfangen, Wurzeln zu ſchlagen? In Deutſchland hat man vielleicht keine Ahnung davon, wie viele Profeſſoren und Doctoren, freilich nicht Medicinae aber Philosophiae und Juris utriusque, an den Canälen und Eiſenbahnen New-Yorks und Pennſylvaniens arbeiteten, weil es für ſie unmöglich war, mit geiſtiger Beſchäftigung ſich ein Fortkommen zu erwerben; aber beträgt nicht ihre Zahl viele Hunderte, und war es beinahe nicht immer das Ende ihres traurigen Geſchickes, daß ſie Stammgäſte im Hotel Park wurden? Freilich ihre Verwandten und Angehörigen in der alten Heimath erfuhren nichts von dieſem ihrem herben Looſe, denn ſie ſchämten ſich, die Wahrheit hinauszuberichten, und ſtarben lieber unbekannt und unbeweint, aber wie mancher liegt nicht auf dem Armenkirchhof in Pottersfield eingeſcharrt, der „draußen“ ſeiner Zeit die Univerſitäten beſucht oder ſonſtigen gelehrten Studien obgelegen hatte?

Noch immer ſehe ich ihn vor mir, den dicken Profeſſor aus dem Heſſenlande. Er verſtand lateiniſch, griechiſch und hebräiſch. Er verſtand Mathematik, Numismatik und noch vieles Andere. Weil er ſich aber drüben im alten Vaterlande mit ſeiner Behörde überworfen, ergriff er den

Wanderſtab und ging in die neue Welt. Er wollte den Amerikanern Unterricht ertheilen und — wie ſollte es einem Manne mit ſo vielen Kenntniſſen fehlen? Natürlich war er klug genug, ſich vorher, ehe er ging, auf's Engliſche zu werfen und ſtudirte dieſe Sprache ſogar noch während der Reiſe, zu welchem Zwecke er immer ein Lexikon und eine Grammatik in der Taſche hatte; aber wie er nun nach New-York kam, ſah er ein, daß er eigentlich gar nicht engliſch verſtehe, denn er vermochte es nicht, auch nur den einfachſten Satz richtig zu ſprechen. Das Verſtändniß eines engliſchen Buches hatte er wohl, allein wenn er den Mund aufthat und ein paar Worte herwälſchte, ſo ſchüttelten die Amerikaner den Kopf und kein Menſch wollte ihn verſtehen. Nun gab er ſich Mühe, unſäglich viele Mühe, und nach einem Vierteljahr konnte er ſich in der That erträglicher ausdrücken. Freilich, dieſes Vierteljahr koſtete ihn faſt all ſein baar Geld, doch hoffte er nun das ausgelegte Kapital mit Zinſen wieder hereinzubringen. Allein wie ſehr täuſchte er ſich nicht! Kein Menſch wollte griechiſch, lateiniſch oder gar hebräiſch lernen; kein Menſch dachte daran, Mathematik oder Numismatik zu ſtudiren! Er wandte ſich an Dutzende von Inſtituts- und Collegienvorſtehern. Alle Stellen waren beſetzt, und wenn je eine ſolche vakant werden ſollte, ſo hatten ſich ſchon ſo viele Kandidaten vor ihm gemeldet, daß „ſeine" Kandidatur erſt weit hintendreinkam. Vor Jahr und Tag war alſo gar nicht daran zu denken, placirt zu werden, und wenn er im Unmuth in eine andere Stadt gegangen wäre, um dort ſein Glück zu verſuchen, ſo hätte er mit dem Suppliciren natürlich wieder von vorne anfangen müſſen. Somit blieb er und ſuchte ſich da oder dort bei Landsleuten ſo

gut es ging mit Briefſchreiben, Rechnungenſtellen u. ſ. w. nützlich zu machen; aber von Tag zu Tag wurde er magerer, von Tag zu Tag bläſſer. Er logirte ſo wohlfeil als nur immer möglich, er ſpeiste in dem gewöhnlichſten oder vielmehr in einem der ärmlichſten Eßhäuſer. Ja am Ende ſchränkte er ſich ſo ein, daß er nur noch eine einzige Mahlzeit den Tag zu ſich nahm, und vom Trinken, d. h. vom Bier- oder Weintrinken war bei ihm ohnehin ſchon lange keine Rede mehr. „Dieſen" Luxus hatte er gleich in den erſten vier Wochen nach ſeiner Ankunft in Amerika aufgegeben! Aber dennoch ſchrumpfte ſein Geldbeutel immer mehr zuſammen, und er konnte den Tag vorausſehen, an welchem förmliche Ebbe eintreten mußte. Auf einmal war er verſchwunden und kein Menſch wußte, wohin er gerathen ſein konnte; allein wer kümmerte ſich auch viel darum? In einem ſo ſelbſtſüchtigen Lande, wie Amerika iſt, hat Jeder für ſich ſelbſt zu ſorgen, und wenn man auch hie und da nach einem andern fragt, ſo geſchieht's mit ſolcher Gleichgültigkeit, daß man wohl ſieht, es kommt nicht von Herzen. Der Profeſſor war alſo verſchwunden, ohne daß ſich Jemand daran gekehrt hätte, doch ſiehe da, eines Tags war er wieder da! Aber — Gott im Himmel wie ſah er aus! Hatte er nemlich ſchon lange keine Farbe im Geſicht und kein Fleiſch auf dem Leibe gehabt, ſo ſchien er jetzt förmlich zum Skelett geworden zu ſein, und ich wunderte mich auch nicht darüber, als ich ſpäter die näheren Umſtände erfuhr. Wie der arme Mann nemlich ſah, daß ſein Geld total verſchwunden und keine Hoffnung da ſei, etwas zu erwerben, beſchloß er unter fremdem Namen an dem großen Kanale, der damals gegraben wurde, zu arbeiten. Geſagt, gethan; aber der gute Profeſſor dachte

nicht daran, daß er in seinem Leben nie eine Schaufel oder Hacke in der Hand gehabt habe. Somit hielt er es kaum drei Wochen aus; dann warf ihn die harte Arbeit sowie die ungesunde sumpfige Luft in ein Fieber und mit dem Fieber in's Spital, so daß er nicht mehr hoffen konnte, lebendig davon zu kommen. Und doch kam er davon, zu seinem eigenen Leidwesen! Als man ihn nun aber „als gesund" entließ, während er doch noch zu schwach war, auf seinen Beinen zu stehen, schleppte er sich nach New-York zurück. Nach unsäglichen Mühseligkeiten kam er dort an, allein ohne Geld, ohne Hoffnung, mit gebrochenem Herzen, mit siechem Leibe! Jetzt ward das Hotel Park sein Kost- und Logishaus zu gleicher Zeit, denn er wußte weder wo zu übernachten, noch was zu speisen. So ging es noch vierzehn Tage. Da fand man ihn eines Morgens halb erstarrt, halb verhungert, halb erfroren. Man brachte ihn abermals in's Spital, und einige Landsleute, die von seinem Unglück hörten, sammelten einige wenige Gaben. Noch einmal konnte er sich gütlich thun an deutschem Wein, aber nur noch einmal. Am zweiten Tage starb er; denn das herbe Unglück hatte seinen Lebensnerv total zerstört. Man schleppte seine Leiche nach Pottersfield, wo die Lumpen und Selbstmörder liegen, und scharrte ihn dort ein ohne Sang und Klang. Was kann ein deutscher Professor in Amerika mehr verlangen?

Einem Andern ging's besser; ja das Hotel Park wurde der Gründer seines Glückes! Er war zwar kein Professor und auch kein Doctor, wohl aber ein Kaufmann und noch dazuhin ein sehr geschickter, der verschiedene lebende Sprachen verstand und zwar ziemlich viel vom Englischen. Seine Eltern gehörten in Deutschland zu den wohlhabendsten

Familien, und ſomit wurde er nicht nur im Reichthum erzogen, ſondern er lernte auch Anſprüche machen, wie ſie die Reichen zu machen gewohnt ſind. Da ſtarb ſein Vater, und nun zeigte es ſich, daß die Wohlhabenheit deſſelben auf einem hohlen Grunde geſtanden hatte. Man ſprach den Bankerott über ſeinem Grabe aus und aus Scham und Gram legte ſich auch die Mutter auf's Todtenbett. So ſtand der reich erzogene Sohn plötzlich verlaſſen da und hatte keine andere Ausſicht, als eine Commisſtelle anzunehmen. Dazu jedoch konnte er ſich nicht entſchließen, denn er glaubte, man deute mit Fingern auf ihn. Demgemäß ergriff er den Wanderſtab und ging nach Amerika. Ohne Zweifel dachte er, es könne ihm dort bei ſeinen kaufmänniſchen Kenntniſſen nicht fehlen, allein der Menſch denkt und Gott lenkt. Im Anfang war er nämlich etwas ſcrupulös und wollte ſich nicht zu jedem Dienſt hergeben; allein es fand ſich keine Stelle, wie er eine anſprechen zu dürfen glaubte. Er wartete alſo und hoffte auf beſſere Zeiten; doch dieſe wollten ſich nicht einſtellen. Einmal hätte er einen geringen Platz auf einem Comptoir erhalten können, — einen Platz, der ihn doch wenigſtens ernährt hätte, allein er ſchlug ihn aus als zu gering. Der deutſche Hochmuth war ihm immer noch nicht vergangen! Gleich darauf aber verging er ihm. Das mitgebrachte Geld verſchwand; ein Kleidungsſtück nach dem andern wanderte in's Pfandhaus, und urplötzlich ſtand er da ſo hilflos, als Einer. Wie es nun nichts mehr zum Verſetzen gab, wurde das Hotel Park ſein Nachtquartier; allein welches Ausſehen hiedurch Rock und Beinkleider, die einzigen, die er noch hatte, bekommen mußten, kann man ſich denken. Eines Abends, als er ſich eben zu früherer Stunde als

gewöhnlich — er konnte vor Hunger kaum mehr gehen — in ſein Hotel zurückziehen wollte, begegnete ihm ein Mädchen. Es war die Tochter ſeiner Amme, und ſie hatten alſo ihre erſte Jugendzeit in Deutſchland zuſammen gelebt.

„Sind Sie's, Herr Wilhelm?“ rief das Mädchen erſchrocken, denn der Jüngling, welchen es ſich nur als den Sohn des reichen Fabrikanten, bei dem ihre Mutter in Dienſten geweſen, denken konnte, ſah gar zu herabgekommen aus. Zwar war es nicht das erſte Mal, daß ſie ſich in New-York ſahen — das Mädchen, welches Verwandte allda beſaß, war ſchon vor einigen Jahren nach Amerika gegangen —, allein „damals“ beſaß der junge Kaufmann noch Geld und lebte ſtandesgemäß im Gaſthof; jetzt aber —!“

„Gewiß Marie, ich bin's,“ erwiderte der junge Mann. „Doch warum erſchrickſt du ſo gar ſehr an mir?“

Marie ſtotterte. Sie mochte ihm nicht ſagen, wie ſehr er ſich zu ſeinem Nachtheile verändert habe.

„O, ich ſehe ſchon,“ verſetzte der Jüngling mit bitterem Hohne; „du ſcheuſt dich mit der Sprache herauszurücken. Allein, was iſt da zu verhehlen? Du ſiehſt ja, ich logire im Hotel Park!“

Wenn nun aber Jemand in New-York zu einem andern ſagt, er logire im Hotel Park, ſo weiß dieſer ſchon, was ſolches bedeuten ſoll, und man braucht ihm nicht weiter mit dem Holzſchlegel zu winken. Marie wurde daher tief innerlich bewegt. Er, ihr Milchbruder, der reiche ſchöne Jüngling, der nur das Theuerſte und Ausgeſuchteſte gewöhnt war, Er im Hotel Park! Thränen traten ihr in die Augen, aber ſie unterdrückte ſie ſchnell, damit er's nicht merke und dadurch beleidigt werde.

„Ich habe mir etwas erſpart," ſagte ſie endlich ſchüchtern. „Es iſt zwar nicht viel, aber vielleicht würde es doch ausreichen, um...."

Sie konnte nicht fortfahren, denn er hielt ihr den Mund mit der Hand zu. „Sprich nicht weiter," rief er, „denn jedes deiner Worte bringt mir wie ein Dolchſtich in's Herz. Gewiß, gewiß, es iſt eine Todſchande, daß ein kräftiger Mann, wie ich, es ſo weit kommen ließ, aber noch tiefer will ich nicht ſinken. Beim Himmel, ich würde lieber verhungern, ehe ich eine Unterſtützung annähme!"

„Doch," warf ſie mit ihrer ſchüchternen Stimme ein, „ich bewohne ein Stübchen für mich allein und die Meubles darinnen ſind mein Eigenthum. Wenn ich nun auf die nächſten paar Tage zu meinen Verwandten zöge, und gewiß und wahrhaftig ich bin dort ganz willkommen, ſo könnten Sie auch ſo lang mein Zimmer benützen. Es iſt zwar nicht nicht ſo, wie Sie's ſonſt gewohnt waren, allein...."

Abermals lag ſeine Hand auf ihrem Munde. „Du biſt das beſte, treueſte Herz auf der Welt," ſagte er, ſeine Rührung nur mit Mühe unterdrückend. Auf ihren Antrag jedoch gab er ihr keine Antwort, denn er dachte wohl, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß er dieſen Vorſchlag nicht annehmen könne. „Du biſt das beſte treueſte Herz von der Welt," wiederholte er nach einer kurzen Pauſe, ihr tief in die Augen ſehend, „allein ſprechen wir jetzt ſtatt von mir, auch von dir.. Wie geht es dir, Marie? Wo arbeiteſt du gegenwärtig?"

„O mir geht es ganz gut," erwiderte ſie. „Ich bin nämlich jetzt in einer Tintenfabrik in Duaneſtreet beſchäftigt, wo ich mehr verdiene, als ich brauche. Da habe ich

die kleinen Gläſer (in New-York verkauft man die Tinte nicht dem Maaße nach, ſondern immer in kleinen Fläſchchen) zu füllen und petſchiren, wofür man mir per Dutzend vier Cents bezahlt. Es iſt dieß zwar kein ſehr hoher Lohn, allein man kann ganz gut ſeine ſechszehn bis achtzehn Dutzend den Tag über fertig bringen, und ſomit ſtelle ich mich in der Woche immerhin auf vier bis viereinhalb Dollars. Nur leider ſind wir gegenwärtig etwas aufgehalten, weil unſer Chemiker, der die Tinte macht, krank geworden iſt, und ſo viele Mühe ſich auch ſchon der Bos — in der New-Yorker Sprache nennt man den Meiſter, ſo wie überhaupt den Arbeitgeber immer Bos — gab, einen andern zu finden, ſo wollte es ſich doch bis jetzt nicht ſchicken. Er ſelbſt aber verſteht ſich nicht recht auf die Sache und . . . .“

„Was ſagſt du?“ unterbrach ſie der Jüngling haſtig. „Dein Bos ſucht einen Chemiker, wie viel Nummer iſt dein Shop, Marie?“

Marie merkte nun ſogleich, wo er hinaus wolle, als er nach der Nummer ihres Arbeitslocales — dieß iſt nämlich die Bedeutung des Wortes Shop — fragte, denn es konnte in dieſer Frage doch nichts anderes liegen, als daß er ſich um die Stelle des Chemikers bewerben wolle. Somit nannte ſie ihm nicht blos die Nummer, ſondern gab ihm auch noch überdieß in der Freude ihres Herzens ungefragt jedwede weitere Auskunft, die er nur immer wünſchen konnte. Freilich, hätte man dem jungen Manne ein halbes Jahr vorher geſagt, er werde noch froh daran ſein, die Stelle eines „Tintenmiſchers“ zu bekommen, ſo hätte Er einen die Treppe hinabgeworfen, jetzt aber war ſein Stolz gebrochen und zwar durch das Hotel Park. Doch trug

vielleicht auch die Begegnung der Marie und ſein Geſpräch mit ihr Manches dazu bei, ſeinem Hochmuth ein Ende zu machen. Was ſollen wir aber nun noch weiter hinzuſetzen? Es war dieß die letzte Nacht, welche der junge Mann im Hotel Park zubrachte. Den andern Tag nämlich ſtellte er ſich in aller Frühe bei dem „Tintenbos" ein und erhielt auch wirklich, nachdem er ſich über ſeine Befähigung zur Tintenfabrikation praktiſch ausgewieſen, die Stelle des Chemikers. Abends begleitete er die Marie nach ihrer Wohnung und genirte ſich nun gar nicht, von ihr etliche Thaler zu borgen, damit er ſich in einem anſtändigen Logirhauſe einmiethen könne. Ueberdieß blieb es nicht einmal beim Geldentlehnen, ſondern er verlangte von ihr noch etwas mehr, nämlich ihr Herz und ihre Hand. Das ging allerdings etwas ſchnell, allein er hatte längſt ſchon bemerkt, wie unſäglich ihn das Mädchen liebe; doch bei ihm ließ es der anerzogene Hochmuth jetzt erſt zu, ſich ſelbſt zu geſtehen, daß auch er dem lieben Kinde gut ſei, ob es gleich nur ſeiner Amme Töchterlein war!

Mit der Hochzeit — und obgleich eine ſtille, war's doch eine recht fröhliche — ſtand's auch gar nicht lange an, denn der Tintenbos merkte bald, daß ſein Chemiker außer dem Tintenmiſchen noch verſchiedene andere Dinge verſtehe, mit denen man Geld machen könne. So kamen ſie zuerſt über das Produkt einer neuen Stiefelwichſe, ſowie ſpäter über die Fabrikation einer unübertrefflichen Waſchbläue mit einander in's Reine und am Ende wurde gar eine Schwefelhölzchenfabrik errichtet, in welche der junge Kaufmann als Aſſocié eintrat. Die Fabrik gedieh über Erwarten und die Schwefelhölzchen, ganz nach Wiener Art und Färbung, fanden überall Anklang; die junge Frau des

Herrn Wilhelm ließ es ſich aber nicht nehmen, die Aufſicht über die Sortirmädchen zu übernehmen, damit ſie doch wenigſtens ſo viel verdiene, als die einfache Haushaltung koſtete.

Ob Herr Wilhelm jetzt noch Schwefelhölzchen fabricirt oder ob er abermals eine Stufe weiter nach Aufwärts erklommen hat, kann ich dem Leſer leider nicht mittheilen, allein ſo viel erhellt ſchon aus dem Bisherigen, daß das Hotel Park doch hie und da auch ſeinen Nutzen hat, alldieweil es dem Stolz und Hochmuth das Genick bricht.

15.

Indianerjagd im Weſten.

In den ſogenannten civiliſirten Staaten der amerikaniſchen Union exiſtiren nur noch wenige Reſte von Indianern und dieſe wenigen ſogar kann man nicht mehr den „reinen“ Rothhäuten beizählen. Die Kultur iſt über ſie gekommen und hat ſich ihrem Blute mitgetheilt! Man wollte ſie bekehren und in der Bekehrungswuth umarmten die weißen Miſſionäre die rothen Weiber, ſo daß die urſprüngliche Race eine mehr oder minder vollſtändige Umwandlung erlitten hat. Hierüber in's Nähere einzugehen, fühle ich mich nicht verpflichtet, ſondern bemerke nur ſtatt alles Weitern, daß viele der indianiſchen Männer ihre neugeborenen Kinder ſelbſt mit Hohn und Spott „Miſſionaries“ zu nennen pflegen, zum beſten Beweiſe, was ſie von der Sache denken. Civiliſirt aber kann man deßwegen dieſe indianiſchen Ueberreſte doch nicht nennen, ſondern ſie nehmen vielmehr den Standpunkt der Halbwilden ein und gehören weder der Neuzeit noch der Vergangenheit an. Zum Chriſtenthum ſind ſie allerdings bekehrt, allein von der Religion verſtehen ſie nichts, als einige äußere Gebräuche, und heimlich verehren ſie noch immer ihre alten Idole. Ebenſo zwitterhaft erſcheinen ſie in Beziehung auf

ihre Kleidung. Sie tragen nämlich Sommers und Winters eine wollene Decke, welche sie vermittelst einer bunten Schärpe um den Leib befestigen und ihre Füße stecken in Mocassins aus Hirsch- oder Elendshaut, unter den Mocassins aber sieht man keine nackten Beine mehr, wie früher, sondern vielmehr Strümpfe, die bis an die Knie reichen, und auf dem Kopfe prangt ganz im Gegensatze gegen die Sitte ihrer Vorfahren, fast regelmäßig eine rothe oder blaue Mütze. Ihr Anzug ist also ein Mischmasch aus dem Altindianischen und Neuamerikanischen, denn wo hätte je eine Vollblutrothhaut daran gedacht, sich das Haupt zu bedecken oder die Beine in Wolle zu kleiden? Ganz dieselbe Halbheit zeigt auch ihre Lebensweise. Krieg und Jagd war früher die Losung des Indianers, jetzt aber ist der Krieg vollständig verschwunden und von der Jagd blieb nur ein ganz kleiner Rest übrig. Umgekehrt jedoch verstehen sich die genannten Halbwilden keineswegs zum Ackerbau oder zum Betrieb eines regelmäßigen Gewerbes, sondern sie finden vielmehr ihre Hauptnahrung im Fischfang, sowie in der Anfertigung von Fischergeräthschaften. Ueberdieß verfertigen die Frauen perlengestickte Pantoffeln sowie einige andere ähnliche Kleinigkeiten, welche sich leicht verkaufen lassen. Kurz sie leben auf eine ganz ähnliche Weise, wie bei uns vor wenigen Jahren noch die Zigeuner, und von Seiten der Amerikaner werden sie auch als nichts Besseres angesehen. Allzulange dürfte es jedoch nicht mehr dauern, bis sie gänzlich verschwunden sind, denn ihre Anzahl nimmt von Jahr zu Jahr ab, und von den sogenannten sechs Nationen, welche ehemals die weiten Reviere des östlichen Amerika bevölkerten, gibt's jetzt nur noch um die großen Seen herum, besonders am Erin- und

Ontarioſee, einige wenige nichtsſagende Trümmer. Die dürftige Lebensweiſe, der Branntwein und die Pocken haben furchtbar unter ihnen aufgeräumt, und überdieß darf man ja diejenigen, welche in den öſtlichen Staaten zurückblieben, eigentlich nur als den Auswurf oder als den Hefenſatz anſehen, da die Lebensfähigen unter ihnen ſich nach Beendigung des amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieges ſämmtlich nach dem Weſten zurückzogen. Das Wild verläßt ſtets die Wälder, in welchen die Axt des Anſiedlers erklingt und gerade ſo machten es auch die Indianer!

Wenn man alſo von eigentlichen und wahrhaftigen Rothhäuten ſprechen will, ſo darf man nicht an jene wenige hundert verkommene Familien denken, welche ihre Fabrikate in die Curioſitätenſammlungen — die Amerikaner nennen derartige Anſtalten „Muſeen“ — am Niagarafalle abliefern, ſondern man muß vielmehr nach den Felſengebirgen und über dieſe hinüberziehen, denn nur dort, in den großen Territorien Waſhington, Utah, Miſſourie u. ſ. w., ſowie in den weiten Gebieten von Oregon und Californien ſind noch wirkliche Indianer zu Hauſe. Dort leben ſie, wie vor Jahrhunderten, von der Jagd und vom Kriege, und nur ſelten laſſen ſie ſich dazu herbei, auch ein klein wenig Mais zu bauen! Dort wohnen ſie, wie ihre Voreltern, in ſchlechten Zelten, und wenn auch im Winter die Kälte ſie faſt erſtarren macht, ſo daß ſie dann ſelbſt in den tiefſten und windgeſchützteſten Wäldern dem Elemente kaum zu trotzen vermögen, ſo wollen ſie ſich doch um keinen Preis dazu verſtehen, feſte Wohnungen zu bauen! Leider jedoch blieben ſie ſelbſt in dieſen fernen Regionen nicht lange ungeſtört, ſondern der Fuß des Weißen drang mit jedem Jahre weiter vorwärts, und als endlich gar die

Goldminen von Californien entdeckt wurden, kamen die Bleichgesichter, statt zu Dutzenden, — zu Hunderten, zu Tausenden, zu Zehntausenden. Ohne zu fragen, durchzogen dieselben die Jagdgründe des rothen Mannes, schossen dessen Wild weg, wie es ihnen beliebte, und nahmen Besitz von dem Grund und Boden, als hätten sie ein vollkommenes Recht dazu. Hierüber wurden, wie man wohl sich denken kann, die Indianer im höchsten Grade empört und setzten sich nicht nur in einzelnen Fällen zur Wehre, sondern vereinigten sich sogar nicht selten zu gemeinsamen Angriffen. Der weiße Mann galt ihnen ohne Ausnahme als Dieb und Räuber, und deßwegen suchten sie die „ganze" Race zu vertilgen! Natürlich konnte die Regierung der Vereinigten Staaten ein derartiges Vergehen nicht dulden, sondern fühlte sich gedrungen, die angelsächsischen Einwanderer zu schützen, und errichtete also in den verschiedenen Territorien kleine Forts oder Festungen, deren Besatzungen die Rothhäute im Zaum halten sollten. Man suchte also die Indianer mit Gewalt zur Unterwürfigkeit zu bringen, und dachte nicht daran, dieselben durch Milde und Unterricht in einen Bruderstamm zu verwandeln! Freilich unterließ man es nicht, bei jeder kleinen Festung im Indianergebiet auch eine Missionsstation zu errichten, allein was lag den Missionären an der „Bildung" der Rothhäute? Was lag ihnen an ihrer „Erziehung"? Das ganze Missionsgeschäft bestand vielmehr darin, nach Hause berichten zu können, man habe so und so viel Heiden „getauft", und zu diesem Zwecke versprach man den indianischen Kindern eine lockere Mahlzeit, den Erwachsenen aber irgend ein Kleidungsstück oder eine werthlose Zierrath, wenn sie sich herbeiließen, das heilige Wasser über sich ausgießen zu

laſſen. Konnten unter ſolchen Umſtänden die Indianer wirklich civiliſirt werden?

Von Jahr zu Jahr nahm die weiße Bevölkerung zu und mit jeder neuen Anſiedlung ſteigerte ſich auch der Haß zwiſchen den Rothhäuten und Bleichgeſichtern. In der alten Welt gingen, wie wir aus der Geſchichte wiſſen, die eroberten Völker regelmäßig in den Eroberern auf, ſo daß am Ende ein neuer Volksſtamm mit neuer Sprache daraus entſtand; zwiſchen den Indianern und Weißen aber herrſchte ein wahrer Racenhaß und es handelte ſich nie und nimmer um „Amalgamation", ſondern ſtets blos um „Aufreibung". Ja der Weiße hielt ſich geradezu für berechtigt, eine Rothhaut, wo er ſie nur irgend treffe, wie einen Fuchs oder Haſen niederzuſchießen. — Wie kam dieß nun aber ſo? Ei nun ſehr einfach! Die erſten Angloſachſen nämlich, welche über die Felſengebirge hinüber nach Oregon und Californien kamen, waren meiſt eben ſo rohe als wilde Abenteurer, und hatten ſelbſt in ihrer frühern Heimath das Eigenthum ihrer Nebenmenſchen nur ſelten reſpektirt. Um ſo weniger machten ſie ſich ein Gewiſſen daraus, das Beſitzthum eines Indianers ohne Weiteres an ſich zu reißen und ihm ſogar Weib und Kind zu ſtehlen. Eine Rothhaut hatte in ihren Augen gar kein Recht, ſondern galt vielmehr, eben ihrer rothen Haut wegen, keineswegs als ein Bruder und Mitmenſch, ſondern als ein Weſen niederer Gattung (gerade wie der Nigger), ja als vollkommen vogelfrei; warum hätte ſich alſo einer jener rohen Geſellen nur im Geringſten bedenken ſollen, ſich die nächſte beſte Indianerin als Kebsweib beizulegen? An weißen Frauen und Mädchen war ja im Anfange der Beſitznahme Californiens vollkommener Mangel, die Stellvertretung

der rothen Weiber ſchien alſo von der Natur geboten! Eben ſo ſehr mangelte es in jenen Zeiten an Dienſtboten und man mußte einem ſolchen in St. Francisko monatlich nebſt freier Koſt und Wohnung immerhin 60 bis 70 Dollars Lohn geben. Somit zahlte eine Familie für ein erwachſenes Indianermädchen ohne Anſtand ein für allemal 2 bis 300 Dollars, behandelte dann aber daſſelbe natürlich wie eine erkaufte Sclavin, welche nie mehr über die Freiheit ihrer Perſon disponiren könne. So ſtand es in den Jahren 1848—54, allein wie hätte ſich unter ſolchen Umſtänden ein weißer Strolch abhalten laſſen, in den Gebirgen indianiſche Mädchen zu ſtehlen, um ſie ſofort in der Hauptſtadt für einige hundert Dollars zu verwerthen? Man ſieht, an Gründen oder vielmehr Motiven zum Diebſtahl indianiſcher Weiber und Kinder fehlte es jenen wilden Burſchen, welche zuerſt die Goldminen Californiens ausbeuteten, nicht und es verging daher kein Tag, an welchem nicht irgend eine ſolche Raubthat begangen worden wäre. Wenn nun aber ein auf dieſe Art ſchwer beleidigter Indianer ſeiner Rache freien Lauf ließ und ſich anſchickte, Widervergeltung zu üben, was blieb dann ſchließlich weiter übrig, als denſelben wie ein wildes Thier niederzuſchießen? Dieß geſchah auch regelmäßig, und es fiel keinem Menſchen ein, einen Weißen deßhalb zur Rechenſchaft zu ziehen. Mit der Zeit jedoch, als die weiße Bevölkerung jedes Jahr um's Drei- und Vierfache ſtieg, ordneten ſich die Zuſtände ein wenig beſſer, denn es kamen auch ehrliche und geſittete Menſchen in's Land, welche derartige Niederträchtigkeiten verdammten, und endlich conſolidirte ſich Californien förmlich zu einem Staate, in welchem die Willkühr dem Rechte und die Gewaltthat dem

Geſetze weichen mußte. Allein erging es deßhalb den armen Indianern auch nur um ein Jota anders, denn früher?

Allerdings das Weiber- und Kinderſtehlen hörte jetzt ſo ziemlich auf, allein ſie wurden dagegen als Diebe und Mörder gebrandmarkt, und ihre Verfolgung, die man bisher mit einem „Pürſchgang" vergleichen konnte, ward in Folge deſſen in ein vollſtändiges „Treibjagen" verwandelt. Es kam nämlich, wie man unbedingt zugeben muß, hie und da vor, daß Indianer, wenn die Jagd beſonders unergiebig war und wenn ſie ſich in Folge deſſen dem Hungertode nahe ſahen, einem Weißen ein Stück Rind oder ein Schaf oder irgend etwas anderes Eßbares ſtahlen, oder daß man ſie wenigſtens im Verdacht hatte, den Diebſtahl begangen zu haben. Noch öfter aber kam es vor, daß einzelne verwegene Geſellen, ſeien es nun eingewanderte Amerikaner oder eingeborene mexikaniſche Desperatos geweſen, ſich in Indianer verkleideten und in dieſer Verkleidung große Diebſtähle an Pferden und Maulthieren ausübten. Ihre Abſicht war, den Verdacht des Raubes auf das Geſchlecht der Rothhäute zu wälzen, damit man ja nie einen Argwohn gegen ſie ſelbſt faſſen könne, und dieſe Abſicht gelang ihnen bei dem gemeinen Volke nur zu gut, obwohl die beſſer Unterrichteten ganz genau wußten, wie es um die Sache ſtehe. Dazu kam denn noch, daß hie und da ein Weißer, der vereinzelt nach Gold ſuchte, unter ſolchen Umſtänden ermordet gefunden wurde, daß man glauben mußte, die That ſei von Rothhäuten begangen worden, oder auch daß Menſchen in indianiſcher Kleidung, um zu plündern und zu rauben, auf die Nachzügler einer Karawane einen Angriff machten, in Folge

dessen vielleicht ein halb Dutzend von Bleichgesichtern ihr Leben lassen mußten. Wir sagten: „Menschen in indianischer Kleidung", denn obwohl es nicht selten der Fall sein mochte, daß „wirkliche" Indianer, um sich an dem Geschlechte der Weißen zu rächen, eine solch mörderische That begingen, so ereignete es sich doch viel häufiger, daß entartete weiße Gesellen, nachdem sie sich in Indianertracht gesteckt und ihren Körper braunroth angemalt hatten, die besagten Angriffe vollführten oder auch einzelne Goldgräber mordeten, und natürlich konnten sie bei dieser ihrer Verkleidung ebenfalls keinen andern Zweck haben, als für sich selbst ungestraft davon zu kommen und den ganzen Haß auf die Indianer zu werfen. Dieß alles sind bewiesene Thatsachen, denn es wurden verschiedene der Schurken, welche sich bei der Begehung ihrer Verbrechen dieser teuflischen List bedienten, über der That ertappt und vollständig entlarvt; aber deßwegen erhob sich doch unter der großen Masse der damaligen weißen Bevölkerung Californiens und der angrenzenden Regionen ein allgemeines Rachegeschrei gegen die Indianer. Das ungebildete Volk, meist aus rohen Abenteurern bestehend, nahm sich nicht die Mühe, zu untersuchen, ob die verschiedenen Diebereien, Räubereien und Mordthaten von „wirklichen" oder nur „angeblichen" Rothhäuten ausgegangen seien, sondern es stimmte vielmehr, da gegen die Indianer schon zum Voraus ein Vorurtheil vorhanden war, die große Masse dafür, daß man die verrätherischen rothen Teufel massakriren müsse. Am grimmigsten gebärdeten sich natürlich diejenigen, welche sich bewußt waren, unter dem Deckmantel des Indianerthums Schlimmes verübt zu haben, und sie waren es insbesondere, welche Tag für Tag falsche Gerüchte über

neue Indianerunthaten verbreiteten, um die Wuth der Menge wo möglich noch mehr aufzureizen. Ueberdem erschienen durch ihre Veranlassung, sowie in Folge der Angst, welche sich Vieler, die hinter jedem Busche eine mordlustige Rothhaut lauern zu sehen vermeinten, bemächtigt hatte, in allen Zeitungen des neu entdeckten Goldlandes haarsträubende Berichte von gräßlichen Ungeheuerlichkeiten, welche die Rothhäute begangen haben sollten, und es wurde mit aller Macht darauf gedrungen, dem schrecklichen Unwesen endlich einmal mit Gewalt zu steuern. „Die Indianer sind geborene Diebe, Räuber und Mörder", hieß es allgemein, „und es bleibt nichts übrig, als sie sämmtlich auszurotten, wenn nicht die halbe weiße Bevölkerung ihnen zum Opfer fallen soll." Die Folge hievon war, daß man die Regierung des Staates von allen Seiten bestürmte, einzuschreiten, ehe es zu spät sei, und in der That ordnete auch der Gouverneur von Californien sofort Streifzüge an, um die Indianer zu Paaren zu treiben, und überdieß wurden einzelne Männer, welche sich freiwillig dazu erboten, beauftragt, freiwillige Compagnien zu errichten, die denselben Zweck verfolgen sollten. Kurz, man veranstaltete von Obrigkeitswegen einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Rothhäute, gerade wie früher im Mittelalter die Päbste Kreuzzüge gegen die Albigenser, Waldenser und andere Ketzer angeordnet haben. Ohnehin aber glaubte sich jeder Einzelne berechtigt, auf eigene Faust gegen den rothen Mann zu Felde zu ziehen und denselben, wo er ihn treffe, gleich einem Wolfe oder einem andern Raubthiere niederzuschießen, und man betrachtete bald die sogenannte „Buck-Jagd" — man hieß nämlich die Indianer ihrer rothen Haut wegen kurzweg nur „Buck", d. h. Reh- oder Hirsch-

böcke — für ein eben ſo großes Vergnügen, als in Europa die Hühner- oder Haſenjagd. Ja man gab ſich mit der Jagd der indianiſchen „Männer“ nicht einmal zufrieden, ſondern man ſchoß auch auf indianiſche Weiber und Mädchen, und ging überhaupt mit einer Grauſamkeit zu Werke, die an die Zeiten des Kanibalismus erinnert. Um nun dem Leſer einen Begriff davon zu geben, auf welche Weiſe dieſe Indianerjagden getrieben wurden, erlauben wir ihm einige wenige authentiſche Beiſpiele vorzuführen, in der Ueberzeugung, daß er dann die ruhmredneriſchen Berichte der Nordamerikaner „über die Fortſchritte der Civiliſation in den Ländern jenſeits der Felſengebirge“ gehörig zu würdigen vermag.

Im März des Jahrs 1859 ſtieß ein gewiſſer Henley, als er — natürlich gut bewaffnet — mit einer Koppel Pferde den Erlriver in Californien entlang ritt, auf einige Indianer, welche ſich vor ihm in das Dickicht flüchteten, denn es war damals längſt ſo weit gekommen, daß die Rothhäute ſich ſo ſchnell als möglich auf die Socken machten, ſobald ſie nur einen Weißen ſahen. Henley rief ihnen zu, hervorzukommen, indem er ihnen betheuerte, daß er keine böſe Abſicht gegen ſie habe, ſondern daß er nur Auskunft von ihnen verlange, welchen Weg er einſchlagen ſolle. Vertrauensvoll nahten ſich die Indianer, aber ſowie ſie auf fünfzig Schritte herbeigekommen waren, ſchoß der Elende ſeine vierläufige Büchſe auf ſie ab und tödtete ihrer Dreie. Warum nun aber that er dieß? Etwa weil ſie ihn beſtohlen hatten? „Ei Gott bewahre,“ erwiderte er, als man ihn deßhalb befragte. „Ich ſchoß auf ſie, weil ſie Böcke waren und weil ſie mich möglicher Weiſe hätten beſtehlen können!“

Wenige Monate ſpäter traf derſelbe Henley, während er mit einigen andern Gleichgeſinnten auf der Jagd begriffen war, auf eine größere Schaar Indianer, welche ſich ſofort ſammt und ſonders in eine Hütte, die ſie da von Zweigen errichtet hatten, flüchteten. Alſobald begannen die Weißen den Angriff, ſteckten die Hütte in Brand, ſo daß die Rothhäute es vor Hitze und Rauch nicht mehr aushielten, und ſchoßen ſofort viere von ihnen nieder. Warum? „Ei nun," erwiderte Henley, „die Rothhäute hätten ſich ihm dadurch verdächtig gemacht, daß ſie vor ihm in die Hütte geflohen ſeien, und in der That habe er auch nachher, als er mit ſeinen Kameraden das halbniedergebrannte Anweſen durchſuchte, ein Pferdsohr und zwei Pferdszungen darin gefunden, zum beſten Beweiſe, daß die Rothhäute Diebe geweſen ſeien." Hierin lag die ganze Verantwortung des Mörders und davon, daß man ihn zur Strafe gezogen hätte, war natürlich keine Rede.

Weiter! Am 26. Februar 1860, einem Sonntage, fand ein Farmer in der Nähe von Humboldsbay, daß ihm in der Nacht ein Stück Vieh abhanden gekommen ſei, und da er nun natürlich im Augenblick vermuthete, daß irgend welche Indianer ihn beſtohlen hätten, ſo eilte er zu ſeinem nächſten Nachbar, um ihn zu einem Streifzuge gegen das räuberiſche rothe Geſchlecht aufzufordern. Dieſer war auch ſogleich bereit, und nachdem ſich nun beide Männer nebſt ihren Knechten von Kopf bis zu Fuß bewaffnet hatten, ſchlichen ſie ſich gegen ein in der Nähe gelegenes kleines Indianerdörfchen heran, um an deſſen Bewohnern ihre Rache zu kühlen. Die Rothhäute dachten an keinen Ueberfall und ſetzten ſich alſo auf keine Weiſe zur Wehre. Auch wäre ihnen dieß beinahe unmöglich geweſen, da ſie keinerlei

Waffen beſaßen, und ſomit gelang es den weißen Unholden, nicht weniger als vierzig ihrer vermeintlichen Feinde, worunter dreißig Weiber und Kinder, niederzuſchießen. Mit dieſer ſonntäglichen Heldenthat waren ſie aber noch nicht einmal zufrieden, ſondern ſie zogen ſofort weiter ſüdlich, ſtießen da auf ein Lager von etlichen und fünfzig Rothhäuten, ebenfalls Männer, Weiber und Kinder, griffen dieſelben ohne weitere Präliminarien an und erſchlugen alle bis auf Einen, dem es gelang, ſeine Flucht zu bewerkſtelligen. Nun erſt hielten ſie ihre Rache für befriedigt und kehrten triumphirend nach Hauſe; davon aber, daß man ſie zur Rechenſchaft gezogen hätte, war abermals keine Rede.

Weiter! Major Johnſon bezeugt in einem Berichte an das californiſche Gouvernement, daß ein gewiſſer Jarboe auf einer Streifjagd fünfzig Indianer und gleich darauf abermals ſechs weitere Rothhäute nebſt vier Kindern und vier Frauen getödtet habe, weßhalb er den Mann für würdig erachte, eine Staatsbelohnung zu erhalten. Als Grund dieſes großartigen Mordes gibt er an, „die Indianer hätten den Jarboe beſtehlen wollen, allein dieſer ſei denſelben zuvorgekommen“. Was war nun die Folge? Wurde Jarboe vor Gericht geſtellt? Nein und abermals nein, ſondern er erhielt vielmehr die von ihm beanſpruchte Belohnung, denn das Treibjagen auf Rothhäute war ja geſetzlich geboten! Derſelbe Jarboe rühmte ſich öffentlich, im Ganzen genommen nicht weniger als 283 Bucks getödtet zu haben, wobei er jedoch wohlweislich verſchwieg, daß es lauter wehrloſe Perſonen, insbeſondere Frauen und Kinder waren, welche er maſſakrirte; allein deßwegen wuchs doch ſein Ruhm von Tag zu Tag, und als er vollends bekannt machte, daß er nun

durch dieſen Mord im Großen die Blutthaten der Indianer, welche dieſe kurz zuvor an ſiebzehn Weißen begangen hätten, hinlänglich gerächt glaube, vergötterte man ihn beinahe. Worin beſtanden nun aber dieſe ſogenannten „ſiebzehn Blutthaten?“ Waren wirklich ſiebzehn Weiße von den Rothhäuten getödtet worden? Gott bewahre, ſondern dieſe ſiebzehn Morde reducirten ſich auf einen einzigen, indem ein indianiſcher Ehemann einen weißen Schurken, der ſein Weib gewaltſam geſchändet hatte, mit einem Prügel niederſchlug. Der rothe Mann hatte alſo nur einen Akt der Selbſtjuſtiz begangen, und um dieſen zu rächen wurden mehrere hundert unſchuldige Menſchen niedergemezelt!

Weiter! Colonel Harries, ein Staatsbeamter, der als ſolcher doppelt verpflichtet war, nach Recht und Geſetz zu verfahren, begegnete im Auguſt 1859, als er mit einigen Koloniſten von Roundvalley auf der Jagd begriffen war, eilf Indianern und tödtete dieſelben vom erſten bis zum letzten. Sie hatten ihm auch nicht den geringſten Anlaß gegeben; allein er meinte lachend: „Die Rothhäute pflegen alle zu ſtehlen und folglich werden auch dieſe keine Ausnahme gemacht haben!“

Weiter! Colonel Imley traf mit einigen Freunden auf einen kleinen Indianerſtamm, machte alſobald Jagd auf denſelben und ſchoß zweiunddreißig Stücke nieder. Wie beſchönigte er aber dieſe ſeine Blutthat? „Ei nun,“ erklärte er; „weiter oben im Gebirge iſt vor kurzem eine Karawane von Rothhäuten angefallen worden, und es wäre wohl möglich geweſen, daß dieſe hier — die Niedergeſchoſſenen nemlich — ihren Brüdern hätten Munition bringen wollen!“

Weiter! Am 26. Februar 1860 ſetzten dreißig Koloniſten von Eureka nach Indian-Island über, um ein durch-

gegangenes Pferd einzufangen. Das Pferd fanden sie nicht, dagegen aber stießen sie auf ein Indianerlager, griffen dasselbe im Momente an und schlachteten mit ihren Messern und Aexten nicht weniger als sechsunddreißig Rothhäute, Männer, Weiber und Kinder, ab. Sie hatten nun doch wenigstens eine Genugthuung für das verlorene Pferd!

Weiter! An demselben 26. Februar fielen einige andere weiße Kolonisten aus purer Jagdlust über ein Indianerlager am Tablebluff her und tödteten über vierzig Stück ohne Unterschied des Geschlechtes; wie man sie nun aber fragte, warum sie dieß gethan hätten, meinten sie: „Das Wild wäre rar gewesen und sie hätten doch nicht nach Hause kehren können, ohne wenigstens einige Böcke geschossen zu haben."

Weiter! Am Neujahrstag 1860 erschoß in der Stadt Stockton ein Amerikaner einen Indianer auf offener Straße. Und warum? Einfach deßwegen, um seine Büchse, die er gerade gekauft hatte, zu probiren! In derselben Stadt wettete ein gewisser Darley mit einem Andern um ein Zehndollarstück, wer zuerst einen Indianer niederschieße. Beide bewaffneten sich sofort und traten ihren Feldzug an, nach einer halben Stunde aber konnte Darley bereits den Beweis beibringen, daß er gewonnen habe.

Solcher Beispiele könnten wir noch Hunderte anführen. Lauter Morde ohne die geringste Provocation! Allein sie sind noch geringfügig gegen die großartigen Blutthaten, welche die von der Regierung autorisirten Treibjagd-Kompagnieen verrichteten. So überfielen ihrer etliche Zwanzig, die sich zu einer solchen Kompagnie vereinigt hatten, bei Ralphs-Ranch ein Lager von sechshundert Rothhäuten und massakrirten Alles, was ihnen unter die Hände kam. Aber

wie maſſakrirten ſie? Säuglinge wurden mit der Axt in zwei Hälften geſpalten und jede Hälfte als Siegeszeichen an einen Baum aufgehängt! Weibern ſchnitten ſie die Brüſte ab und ſpießten ſie auf ihre Bajonette! Den Männern ſchlitzten ſie den Bauch auf und ſchleppten ſie an den Eingeweiden weiter! Viele der Opfer flehten fußfällig um Gnade, aber die Mörder kannten keinen Pardon. Im Gegentheil miſchten ſie Blut unter ihren Schnaps, um ſich vollſtändig in thieriſche Wuth zu verſetzen. Und doch waren die Indianer, wie ſich nachher herausſtellte, vollkommen unſchuldig!

Nicht minder grauſam verfuhr unter der Anführung eines gewiſſen Lee eine andere weiße Bande gegen die ſogenannten Pittriver-Indianer, in deren Gebiet ein Weißer erſchoſſen gefunden worden war. Die genannten Rothhäute hatten zwar erwieſenermaßen keine Gewehre, allein deßwegen beſchuldigte man ſie doch der That, und Kapitän Lee beſchloß ſofort den ganzen Stamm auszurotten. Auch wurde dieſer Beſchluß alsbald ausgeführt, und zwar auf eine ſo ſcheußliche Weiſe, daß wir Anſtand nehmen müſſen, die verſchiedenen Einzelnheiten zu berichten. Das Allerniederträchtigſte bei der ganzen Mordſcene beſtand aber darin, daß nicht Wenige der Weißen, welche unter Lee fochten, früher mit Indianerinnen des Pittriverſtammes zuſammengelebt und Kinder erzeugt hatten, denn in dem allgemeinen Maſſacre tödteten ſie ihre eigenen Kebsweiber und ſogar ihre eigenen Kinder! Hat man je irgendwo ſonſt in der Welt von ſolcher Beſtialität gehört?

Faſt noch ärger machte es der ſogenannte General Kibb — er nannte ſich General, weil er ein Milizenregiment kommandirte, denn dieſem berühmten Feldherrn gelang es

auf ſeinen verſchiedenen Indianerfeldzügen nicht weniger als vierhundertfünfzig Rothhäute zu tödten. Aber auf welche Weiſe bewerkſtelligte er dieß? Man höre und ſchaudere! Ein paar Tagereiſen von St. Francisco entfernt überfiel der große Held einen in ſeinen Hütten ſchlafenden Indianerſtamm, beſtehend aus ſechszig Weibern und Mädchen, aus einer Anzahl Kinder und Säuglinge, ſowie aus zehn älteren unbewaffneten Männern, und natürlich war es eine leichte Sache, die Ueberfallenen oder vielmehr im Schlafe Ueberraſchten mit Säbeln und Dolchen niederzumachen. Einige verſuchten zu entfliehen, allein man ſchoß nach ihnen, wie nach Haſen, und erlegte ſie ſämmtlich. Pardon wurde keiner gegeben, und Mütter mit den Säuglingen an der Bruſt, welche jammernd um ihr Leben baten, ſtieß man ohne weiteres nieder, während man ihren Kindern die Schädel an einem Steine zerſchmetterte. Zum Schluß warf man ſämmtliche Leichen auf einen großen Haufen, zündete ein Feuer daneben an und hielt einen großartigen Siegesſchmauß, bei dem man nicht unterließ, einige wenige kleine Knaben und Mädchen, die noch nicht ganz todt waren und erbärmlich ſchrieen, in die Gluth zu werfen und ſie ſo für ewig ſtumm zu machen. Was denkt nun der Leſer zu ſolchem Kanibalismus?

Wir glauben, die bisherigen Beiſpiele werden genügen, um zu beweiſen, daß es offenbar auf nichts anderes abgeſehen iſt, als das Geſchlecht der Indianer vollſtändig auszurotten, und dieſe Heldenthat dürfte auch in wenigen Jahrzehnten vollbracht ſein. Betrug doch zu der Zeit, als die Nordamerikaner Californien okkupirten, die Indianerbevölkerung des Staates etwas über ſechszigtauſend Seelen, während ſie jetzt bereits auf fünfzehntauſend herabgeſunken

iſt! Ja einzelne Stämme ſind vollſtändig von der Erde verſchwunden, und von anderen, die vor fünfzig Jahren noch ſechstauſend und mehr zählten, exiſtiren kaum noch einige wenige Hunderte! Wie aber in Californien, ſo auch in Oregon und den verſchiedenen Territorien. Am Felſengebirge allerdings iſt dieſe Decimirung noch nicht ſo ſtark, denn die Weißen haben ſich dort noch nicht in Maſſe angeſiedelt, aber wenn einmal erſt die projektirte Eiſenbahn über jene Gebiete führen, und wenn in Folge deſſen an den verſchiedenen Stationen Niederlaſſungen entſtehen, wie viel Jahre werden dann nöthig ſein, um unter den dortigen Rothhäuten eben ſo ſtark aufzuräumen, als in Californien innerhalb weniger Jahre aufgeräumt worden iſt?

Doch, fragt man verwundert, iſt es denn möglich, daß die Vereinigte-Staatenregierung, welche doch die Pflicht hat, für alle ihre Unterthanen, alſo auch für die Indianer, auf gleich gerechte Weiſe zu ſorgen, nicht einſchreitet und ſolchem Barbarismus ein Ziel ſetzt? Man weiß ja, daß bei den Engländern, auf deren weitläuftigen nordamerikaniſchen Beſitzungen eine große Menge von Rothhäuten hauſen, die Zahl derſelben eher zu- als abnimmt, warum ahmen alſo nicht die Oberbehörden der Union dieſes Beiſpiel nach? Du lieber Gott, wenn man die Nordamerikaner hört, ſo wird das beſagte Beiſpiel ſogar noch übertroffen, denn ſie wollen förmliche „Kulturanſtalten" für die Indianer errichtet haben! Dem Wortlaute nach haben ſie auch vollkommen Recht. Die Vereinigte-Staatenregierung hat nemlich ſowohl in Kalifornien als in Oregon ſogenannte „Indian-Reſervations", d. h. Kolonieen in's Leben gerufen, auf welchen die Rothhäute zu Bauern herangebildet werden ſollten, und es wurde Befehl gegeben, ihnen daſelbſt Woh-

rung, Nahrung und Kleidung, so wie Ackergeräthschaften und Unterricht zukommen zu lassen, damit sie sich nach und nach vollständig an ein civilisirtes Leben gewöhnten. Allein wie steht es nun mit der Verwaltung dieser sogenannten Reservationen? Die damit vertrauten Beamten behielten einfach, statt Nahrungsmittel zu kaufen, die Regierungsgelder in der Tasche und ließen die armen Indianer vollständig Hunger leiden! Ja sie waren sogar damit nicht einmal zufrieden, sondern sie vermietheten dieselben auch noch an benachbarte Farmer oder in die Minendistrikte als Sclaven, und ließen jeden der armen Bursche, der sich solcher Qual durch die Flucht entziehen wollte, ohne weiteres als widerspenstig aufhängen! So ist z. B. bewiesen, daß Colonel Imley, einer der Superintendenten »of indian affairs« (derselbe, dessen wir oben schon erwähnten) innerhalb drei Jahre nicht weniger als zweihundertfünfzig Indianer als Meuterer zum Strange verurtheilte, während er in derselben Zeit die Summe von dreimalhunderttausend Dollars, welche er zum Besten der Reservationen verwenden sollte, erübrigte. So machte ein anderer Superintendent, Namens Davis, in einem einzigen Jahre einhundertundsiebzigtausend Dollars und schoß mit eigener Hand über hundert Indianer, die sich wegen Hunger bei ihm beklagten, nieder. Andere verfuhren allerdings nicht so grausam, d. h. sie unterließen es, die unzufriedenen Rothhäute ohne weiteres zu tödten, dagegen aber verabsäumten sie es nie, die anvertrauten Gelder zu stehlen und dafür Berichte an die Regierung einzusenden, in welchen sie die rothe Menschenrace „als eine unverbesserliche“ schilderten. Ist es nun unter solchen Umständen zu verwundern, wenn der Versuch mit den sogenannten Reservationen voll-

ständig mißlang? Ist es zu verwundern, wenn die Indianer, statt in den Kolonieen zu verhungern oder sich durch den Strang tödten zu lassen, zu ihren Brüdern in die Berge flüchteten und sich mit ihnen auf Tod und Leben zur Bekämpfung der Weißen verbündeten? Auch glaube man ja nicht, daß wir auch nur im geringsten in diesem unserem Berichte übertrieben haben, sondern wir blieben vielmehr rein auf dem Boden der Thatsachen, und wenn es dem Leser gefallen würde, eine amerikanische Zeitnng, welche sich mit diesem Gegenstand befaßt, durchzulesen, oder wenn er sich gar die Mühe nähme, die öffentlichen Verhandlungen, welche hierüber in den letzten Kongreßsitzungen stattfanden, zu studiren, so dürfte er uns leicht den Vorwurf machen, wir seien noch viel zu gelind aufgetreten. Gibt es doch unter den gebildeteren Nordamerikanern keinen Einzigen, der nicht sowohl über die Schwäche der Regierung als auch über die Niederträchtigkeit ihrer Agenten, so wie endlich über die grausame Verblendung der Kolonisten, welche die Indianer nur als jagdbare Thiere ansehen, das unbedingteste Verdammungsurtheil ausspräche!

So steht es mit der Indianerjagd im Westen, und wer wollte also dem rothen Manne Unrecht geben, wenn dieser den Weißen ohne Ausnahme mit tiefer Verachtung einen „Bostonman", d. h. einen Lumpen und Betrüger nennt?

---

3 218ST2 53 005 BP 9 6155

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305